Sclaverei und Freiheit.

Autobiographie

von

Frederick Douglass.

Aus dem Englischen übertragen

von

Ottilie Assing.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1860.

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Cassel.

Inhalt.

Seite

Seite

II. Freiheit.

Vorrede.

Wäre diese Lebensgeschichte ein Werk der Dichtung, eine künstlerische Schöpfung, so müßte man bedauern, daß sie nicht einige Jahre früher erschien, ehe das Interesse für solche Schilderungen durch die fast unzähligen Darstellungen des Sclavenlebens, welche seit dem Erscheinen des berühmten „Uncle Tom" einen eigenen Zweig der Literatur ausmachen, fast erschöpft war; allein das vorliegende Werk ist keine solche Schöpfung, sondern eine wahre Geschichte, die Aneinanderreihung nackter, ungeschmückter, schrecklicher Thatsachen, welche, da es sich um eine Frage der Wirklichkeit mit allen ihren Consequenzen handelt, auf Diejenigen, welche die Wahrheit vertragen können, ungleich einschlagender, ergreifender und überzeugender wirken muß, als alle Werke der Dichtung. Keine erfundene Gestalt bildet den Mittelpunkt der mitgetheilten Ereignisse; der Verfasser, welcher sie erlebte, lebt unter uns, er ist Einer von Amerikas berühmten Männern, obgleich er jener unterdrückten Race, den Parias der amerikanischen Gesellschaft angehört, die nach der im vorigen Jahre erfolgten Entscheidung des höchsten Gerichts der Vereinigten Staaten in ihrem eigenen Vaterland

niemals Bürger werden können und keine Rechte besitzen, welche die Weißen anzuerkennen verpflichtet wären, und der ganze Mensch mit seinem edeln Selbst, der feurige, geistreiche, begabte und energische Mann mit der glühenden Freiheitsliebe und der Virtuosität des unversöhnlichsten Hasses gegen Sclaverei und Sclavenhalter ist es, welcher dem Leser darin unwiderstehlich anziehend und bedeutend entgegentritt. — Die Wirkung seiner Lebensgeschichte war im Norden der Vereinigten Staaten einschlagend und überwältigend über alles Erwarten, und seit dem Jahre 1855, in welchem sie zuerst erschien, sind nicht weniger als 20,000 Exemplare davon aufgelegt worden, trotzdem die Sclavereifrage täglich in allen Blättern der Gegenstand zahlloser Besprechungen und Controversen ist, in Folge deren das lesende Publikum nur noch dem Hervorragendsten, Bedeutendsten auf diesem Gebiet Beachtung zu schenken geneigt ist.

Die Lebensgeschichte des Verfassers liefert den treuesten Abdruck seiner Individualität, und bedarf demnach keiner weiteren Erläuterung. Der Leser wird ihn selbst daraus kennen lernen, mit Ausnahme jedoch seines glänzenden Rednertalents, dem er hauptsächlich seine gegenwärtige hervorragende Stellung verdankt. In diesem an großen Rednern so reichen Land ist Frederick Douglaß einer der größten. Vollkommene Beherrschung des Gegenstandes, Schärfe, glänzende Dialecti* und richtiges Maaß bei aller Leidenschaft sind ihm in hohem Grade eigen. Oft erhebt er sich zu einer tragischen Höhe, und dann beleuchtet er den Gegenstand wieder mit brillanten

Schlaglichtern des Witzes und Humors, spricht zum Herzen des Zuhörers, oder unterhält ihn zur Abwechslung mit leichtem Scherz. Alles ist frisch, ursprünglich und anziehend. Alle diese Vorzüge werden durch eine vollendete Beherrschung der Sprache gehoben, und durch ein Organ, so weich, wohlklingend, biegsam und zum Herzen sprechend, als ich jemals gehört habe. Welchen Reichthum von Geist, Frische und Originalität er besitzt, kann man daraus entnehmen, daß er in seinen Reden bereits seit siebenzehn Jahren denselben Gegenstand behandelt, welchen außer ihm schon alle großen Redner des Landes ausgebeutet haben, ohne in Wiederholungen zu verfallen oder für das Publikum abgestanden zu werden. Die äußeren Umstände, welche ihm bei seinem ersten Auftreten zu Statten kamen, damals, als ein flüchtiger Sclave auf der Rednerbühne eine Seltenheit war und er den Vortheil genoß, eine ganz neue Erscheinung zu sein, können ihn gegenwärtig nicht mehr tragen; trotzdem aber sind seine Erfolge und sein Einfluß noch immer im Wachsen begriffen. Im ganzen Norden der Vereinigten Staaten giebt es keine Stadt und kein Dorf, worin nicht die Ankündigung seines Namens genügte, um die Zuhörerräume bis auf den letzten Platz zu füllen, selbst das verwöhnte, schwer zu befriedigende Publikum von New-York nicht ausgenommen, das ich — obgleich er alljährlich vor dasselbe tritt — von ihm hingerissen und begeistert gesehen habe, als wenn plötzlich ein neuer Apostel ihm zum ersten Male eine Wahrheit verkündigt hätte, welche bis dahin unausgesprochen in dem Herzen eines Jeden lag.

Vor zwei Jahren lernte ich Frederick Douglaß bei einem Besuch in Rochester persönlich kennen, und entnehme der Skizze, die ich nach jener ersten Begegnung schrieb, den folgenden Auszug, welchem ich hinzuzufügen habe, daß jener günstige Eindruck sich durch näheres Bekanntwerden nur befestigt und gesteigert hat.

„Zuerst suchte ich Frederick Douglaß in seinem Redactions-Bureau auf, welches über der Hausthür in großen Buchstaben die Inschrift: „the North Star Office" trägt, zum Zeichen für die flüchtigen Sclaven, deren einziger Wegweiser auf der Flucht oft der Polarstern ist, den sie Alle kennen, und welche von Rochester zu Hunderten auf der sogenannten unterirdischen Eisenbahn nach Canada befördert werden. Da ich Douglaß hier nicht traf, besuchte ich ihn in seiner Wohnung, etwa eine halbe Stunde vor der Stadt. Auf einem Hügel, welcher den Ueberblick über dieselbe gewährt, liegt, von einem großen Garten umgeben, das stattliche, villaartige Haus in einer freundlichen, ländlichen Gegend. — Douglaß ist ein ziemlich heller Mulatte von ungewöhnlich großer, schlanker und kräftiger Gestalt. Seine Züge sind markirt, und eine stark gewölbte Stirn mit einem eigenthümlich tiefen Einschnitt an der Nasenwurzel, gebogene Nase und schmale, schön geschnittene Lippen verrathen mehr von der weißen, als von der schwarzen Abstammung. Das dichte, schon hie und da mit Grau gemischte Haar ist kraus und aufstehend, doch nicht wollig. In seiner ganzen Erscheinung, welche von vergangenen Stürmen und Kämpfen erzählt, liegt der Ausdruck großer Energie

und Willenskraft, die vor keinem Hinderniß zurückbebt, und vermöge deren allein es ihm in der That auch möglich war, den Verhältnissen zum Trotz, sich zu seiner jetzigen Stellung emporzuarbeiten, und man begreift es sehr wohl, wenn man in seinem Leben liest, daß er, fast noch ein Knabe, als sein Herr ihn mißhandeln wollte, sich gegen ihn zur Wehr setzte und ihn wirklich einschüchterte, oder daß er, als er in Baltimore auf den Schiffswerften arbeitete und die weißen Arbeiter ihn nicht unter sich dulden wollten, seinen heftigsten Gegner ergriff und ins Wasser warf. — Sein ganzes Wesen trägt das Gepräge einer reichen, ursprünglichen, trotz allen Druckes glücklich entwickelten Natur. Alles in ihm ist frisch, ächt, wahr und gut. Er besitzt ein ungewöhnliches Conversationstalent, versteht es, den Andern anzuregen und emporzuheben, und zeigt sich in der Unterhaltung heiter, belebt, geistreich und auf der Höhe der Bildung stehend. Von Leidenschaft für die Sache durchglüht, der er sein Leben gewidmet, ist er zu vielseitig begabt, um darum nicht auch jeden andern Gegenstand, der es verdient, mit Lebhaftigkeit zu ergreifen. Die verschiedenartigsten Dinge, große und kleine, allgemeine und persönliche wurden im Lauf der Unterhaltung berührt, und über alle traf ich Verständniß und Sympathie. — Douglaß' Frau ist ganz schwarz, und seine fünf Kinder tragen deshalb weit mehr vom Negertypus an sich, als er selbst."

Wäre Frederick Douglaß zufällig ein Weißer, so hätte er, wenn auch im niedrigsten Stande geboren, bei seinem Talent, seiner Ausdauer und Energie

sicher eine glänzende Laufbahn zurückgelegt und irgend eine hervorragende Stellung erreicht. Als Mulatte ist er dagegen, obgleich ein berühmter Mann, den sprechen zu hören man sich drängt, dessen Bedeutung und Einfluß Niemand in Abrede stellen kann, obgleich der wahren Elite der Gesellschaft angehörig, trotz Geist, persönlicher Liebenswürdigkeit und des reinsten Charakters nicht nur von jeder öffentlichen Stellung, sondern auch von Dem ausgeschlossen, was sich vorzugsweise die gute Gesellschaft nennt. Um so größer ist indessen die Verehrung und Liebe, deren er unter den Freunden der Emancipation der Sclaven genießt, und man schlägt sein Wirken und den Einfluß seiner Persönlichkeit nicht zu hoch an, wenn man ihm einen bedeutenden Antheil an dem Umschwung der öffentlichen Meinung im Norden zu Gunsten der Farbigen zuschreibt, der sich seit einer Reihe von Jahren, wenngleich langsam in seinem Fortschritt, doch unverkennbar kundgiebt.

Möge diese Biographie dazu beitragen, das Interesse für die Repräsentanten und die Sache einer Race zu erhöhen, welche unter einer sogenannten republikanischen Regierungsform in einer Knechtschaft gehalten wird, von deren Härte man in der Geschichte anderer Völker und Länder kaum ein Beispiel findet.

New-York, im Sommer 1858.

Ottilie Assing.

Erster Theil.

Sclavenleben.



Erstes Kapitel.

Kindheit.

In Talbot County, am östlichen Ufer von Maryland*), in der Nähe von Easton, dem Hauptort der County, liegt ein kleiner, schwach bevölkerter Bezirk, der meines Wissens nur durch seinen dürren, sandigen und wüsten Boden, den Verfall der Farmhäuser und Zäune, den dürftigen schwerfälligen Habitus der Bewohner und das Vorwalten von Wechselfiebern bemerkenswerth ist.

Dieser auffallend verwahrloste und in der That von Mangel heimgesuchte Bezirk heißt Tuckahoe, ein Namen, der allen Marylandern, Weißen wie Schwarzen wohl bekannt ist. Wahrscheinlich wurde er diesem Theil des Landes ursprünglich nur als ein Spottnamen beigelegt, weil einer seiner frühern Bewohner sich einmal das geringfügige Vergehen zu Schulden kommen ließ, einen Spaten zu stehlen oder zu nehmen, der ihm nicht gehörte. Die Bewohner des östlichen Ufers sprechen das Wort „took“ (nahm, von to take, nehmen) gewöhnlich „tuck“ aus, Took-a-hoe (nahm einen Spaten) heißt daher im Dialect von Maryland Tuckahoe. Woher dieser Namen nun auch stammen mag, so viel ist gewiß, daß

*) Die Chesapeake-Bay macht bekanntlich einen tiefen Einschnitt in das Land, wodurch Maryland in den östlichen un westlichen Theil zerfällt. A. d. Ü.

er dem erwähnten Bezirk geblieben ist, und daß dieser selten anders als mit Geringschätzung und Spott über die Dürre des Bodens und die Unwissenheit, Schwerfälligkeit und Armuth seiner Bewohner erwähnt wird. Ueberall sind Verfall und Elend sichtbar, und die spärliche Bevölkerung des Ortes würde diesen längst verlassen haben, wenn der Choptank sie nicht hielte, der sie reichlich mit Shads, Häringen und Wechselfiebern versorgt.

In diesem traurigen, flachen und unwirthbaren Bezirk, oder in seiner Nähe, war es, inmitten einer auf der niedrigsten Stufe befindlichen weißen Bevölkerung, deren Trägheit und Trunksucht sprichwörtlich geworden, und unter Sclaven, welche jedesmal, wenn sie einen Spaten in die Hand nehmen, zu fragen schienen: „Ach, was hilft es!“, wo ich ohne mein Verschulden geboren wurde und die ersten Jahre meiner Kindheit verlebte.

Der Leser mag mir verzeihen, daß ich so viel über meinen Geburtsort sage; doch ist es immer von einiger Bedeutung, zu wissen, wo ein Mensch geboren ist, wenn es überhaupt der Mühe werth ist, diesen selbst kennen zu lernen. In Betreff der Zeit meiner Geburt bin ich weniger sicher als hinsichtlich des Ortes, und eben so wenig vermag ich nähere Auskunft über meine Eltern zu geben. Unter den Sclaven gedeihen keine Stammbäume! Jener hier im Norden so wichtige Name, welcher als **Vater** bezeichnet wird, ist nach Sclavengesetz und Sclavengebrauch abgeschafft. Nur in einzelnen Fällen findet man eine Ausnahme von dieser Behauptung. Ich habe niemals einen Sclaven gesehen, der zu sagen vermochte, wie alt er war. Nur wenige Sclavenmütter wissen das Mindeste von den Monaten des Jahres und den Tagen

des Monats. Sie führen kein Familienverzeichniß über Heirathen, Geburten und Todesfälle. Sie berechnen das Alter ihrer Kinder nach Frühlingen und Wintern, der Ernte- oder Pflanzzeit und dergleichen mehr; doch diese Merkzeichen verwischen sich bald und werden vergessen. Gleich andern Sclaven weiß ich nicht, wie alt ich bin. Dieser Mangel gehörte zu meinen frühzeitigsten Sorgen. Als ich heranwuchs, hörte ich, daß mein Herr, gleich den meisten Sclavenhaltern, seinen Sclaven nicht gestattete, Fragen hinsichtlich ihres Alters an ihn zu richten. Dergleichen Fragen werden als Beweise von Ungeduld oder selbst von frecher Neugier betrachtet. Aus verschiedenen Ereignissen indessen, deren Data ich seitdem in Erfahrung gebracht habe, vermuthe ich, daß ich im Jahre 1817 geboren bin.

Die ersten Lebenseindrücke, deren ich mich nur noch dunkel erinnere, empfing ich bei meinen Großeltern, Isaac und Betsey Bailey. Beide waren schon alt, und hatten seit langer Zeit auf demselben Fleck gewohnt. Sie wurden in der Nachbarschaft als alte Einwohner betrachtet, und aus verschiedenen Umständen entnehme ich, daß besonders meine Großmutter in weit höherer Achtung stand, als das Loos der Farbigen in den Sclavenstaaten es gewöhnlich mit sich bringt. Sie war eine vortreffliche Krankenpflegerin und besaß besondere Geschicklichkeit im Verfertigen von Netzen für den Shad- und Häringsfang, die sowohl in Tuckahoe, als in den benachbarten Dörfern Denton und Hillsboro in großer Nachfrage standen. Sie machte indessen nicht nur Netze, sondern genoß selbst einigen Rufes wegen ihres Glücks beim Fang dieser Fische. Ich habe sie mitunter halbe Tage im Wasser zubringen sehen. Die Großmutter war ebenfalls in der Erhaltung

Hier gehörten indessen die meisten der Kinder den Töchtern meiner Großmutter, und hatten daher mehr Gelegenheit, den Begriff der Familie und deren Wohlthaten und gegenseitige Pflichten kennen zu lernen, als wenn sie, wie es oft geschieht, der Aufsicht Fremder übergeben werden, die sich nicht weiter um sie kümmern, als der Willen des Herrn verlangt. Meine Großmutter hatte fünf Töchter, welche Jenny, Esther, Milly, Priscilla und Harriet hießen. Die letztere war meine Mutter, von welcher der Leser bald mehr erfahren wird.

Indem ich auf diese Weise bei meinen lieben alten Großeltern lebte, dauerte es lang, ehe ich erfuhr, daß ich ein Sclave war. Ich wußte viele andere Dinge, ehe ich dies wußte. Die Großmutter und der Großvater waren für mich die vornehmsten Leute auf der Welt, und da ich so behaglich mit ihnen in ihrer eigenen kleinen Hütte lebte — ich setzte voraus, daß sie ihnen gehörte — und keine höhere Macht über mir und den andern Kindern kannte als die der Großmama, gab es eine Zeitlang nichts, das mich hätte beunruhigen können. Als ich indessen größer und älter wurde, erfuhr ich nach und nach die traurige Thatsache, daß die kleine Hütte und der Boden, auf dem sie stand, nicht meinen lieben alten Großeltern, sondern einem Manne gehörte, der weit entfernt wohnte, und von der Großmutter „der alte Herr“ genannt wurde. Ich erfuhr ferner die noch traurigere Thatsache, daß nicht nur das Haus und der Boden, sondern auch die Großmutter selbst (der Großvater war frei) und alle die kleinen Kinder, die sie bei sich hatte, derselben geheimnißvollen Persönlichkeit gehörten, welche die Großmutter mit allen Zeichen der Ehrerbietung den „alten Herrn“ nannte. So trübten Wolken und Schatten früh-

zeitig meinen Pfad. Einmal auf der Spur — Sorgen kommen niemals einzeln — währte es nicht lang, bis ich noch eine andere Thatsache ausfindig machte, die meinem kindischen Herzen noch schmerzlicher war. Es wurde mir nämlich gesagt, daß dieser „alte Herr", dessen Namen stets mit Angst und Schauer genannt zu werden schien, den Kindern nur bis zu einer bestimmten Zeit gestattete, bei der Großmutter zu bleiben, und dieselben, sobald sie groß genug seien, sogleich fortgenommen würden, um bei dem „alten Herrn" zu leben. Das waren in der That trostlose Eröffnungen, und obgleich ich noch zu jung war, um das volle Gewicht dieser Mittheilung zu begreifen, und den größten Theil jener Kinderzeit in vergnügten Spielen mit den andern Kindern zubrachte, so lag doch ein Schatten von Unruhe auf mir.

Die unumschränkte Macht jenes entfernten „alten Herrn" hatte meinen jugendlichen Geist erst mit der Spitze ihres kalten grausamen Eisens berührt, und mir ein Etwas zurückgelassen, dem ich nach dem Spiel und in Augenblicken der Ruhe nachgrübelte. Die Großmama war zu jener Zeit in der That meine ganze Welt, und der Gedanke, von ihr getrennt zu werden, war mehr als ein unwillkommner Eindringling, er war unerträglich.

Kinder haben ihren Kummer, so gut als Erwachsene, und in unserm Verhalten gegen sie sollten wir dessen eingedenk sein. Sclavenkinder sind Kinder wie andere, und machen keine Ausnahme. Der Gedanke, von meiner Großmutter getrennt zu werden und sie selten oder nie wiederzusehen, verfolgte mich unaufhörlich. Ich schauderte bei der Vorstellung, daß ich bei jenem geheimnißvollen „alten Herrn" leben sollte, dessen ich nie mit Liebe, sondern nur mit Furcht erwähnen hörte. Ich blicke

auf diese Angst als auf eine der schwersten Sorgen meiner Kinderjahre zurück. Meine Großmutter! meine Großmutter und der vergnügte Kreis unter ihrer Pflege; vorzüglich aber sie selbst, über deren Fortgehen wir so traurig waren, wenn sie uns nur auf eine Stunde verließ, als wir uns ihres Wiederkommens freuten. Wie sollte ich es ertragen, sie und die theure gewohnte Häuslichkeit zu verlassen!

Allein wie in späterm Alter die Freuden, so sind in der Kindheit die Sorgen nur vorübergehend. Selbst die Sclaverei ist nicht fähig, das Herz des Kindes auf einmal mit unauslöschlichem Kummer zu erfüllen, und Alles erwogen, ist zuletzt wenig Unterschied zwischen dem Maaß von Zufriedenheit, welches das vernachlässigte Sclavenkind empfindet, und dem des wohlgepflegten und verzogenen Kindes des Sclavenhalters. Es waltet in dieser Beziehung eine Art Gerechtigkeit zu Gunsten der Jugend.

Der Sclavenhalter hat von der ohnmächtigen Kindheit nichts zu fürchten, und fühlt sich daher nicht zu grausamen Strafen veranlaßt, und wenn Kälte und Hunger nicht an dem zarten Körper nagen, so ist das Leben des Sclavenjungen während der ersten sieben bis acht Jahre vollkommen so genußreich, als das des bevorzugtesten weißen Kindes, während er vielen Widerwärtigkeiten entgeht, die seinen weißen Bruder quälen. Er hat nur selten Vorlesungen über anständiges Betragen und ähnliche Dinge anzuhören. Er kann nicht ausgescholten werden, weil er Messer und Gabel ungehörig und ungeschickt gebraucht hat, denn er benutzt nichts dergleichen. Es wird ihm nicht verwiesen, daß er das Tischtuch begossen habe, denn er verzehrt sein Mahl auf dem Lehm-

boden. Er hat bei seinen Spielen nie das Unglück, seine Kleider zu zerreißen oder zu beschmutzen, denn er besitzt fast nichts, das zerrissen oder beschmutzt werden könnte. Man verlangt von ihm nie, daß er sich wie ein artiger kleiner Herr betragen solle, denn er ist nur ein roher kleiner Sclave. Solchergestalt, von jedem Zwang frei, kann der Sclavenjunge in Lebensweise und Betragen ein ächter Knabe sein und Alles thun, was seine knabenhaften Neigungen ihm eingeben, alle Sprünge und Streiche der Pferde, Hunde, Ferkel und des Geflügels auf dem Hühnerhof ausführen, ohne seiner Würde zu vergeben, oder sich einen Verweis zuzuziehen. Er läuft buchstäblich wild herum, braucht weder in der Kinderstube niedliche Verse zu lernen, noch artige Anreden an Tanten, Onkel und Vettern zu halten, um zu zeigen, wie gescheut er ist, und wenn er sich nur vor den Fußtritten und Fäusten der größern Sclavenjungen zu hüten weiß, so kann er sich in seinen muntern ausgelassenen Streichen vollkommen so glücklich ergehen, als irgend ein kleiner Heide unter den Palmen Afrika's. Freilich, wenn er seinem Herrn in den Weg stolpert — und dies lernt er frühzeitig vermeiden — so wird er gelegentlich erinnert, daß er sich in seiner goldenen Zeit befindet und bald etwas Anderes kennen lernen wird. Die Drohung ist bald vergessen; der Schatten zieht rasch vorüber, und unser schwarzer Junge fährt in vollkommener Freiheit fort, sich nach Herzenslust im Sand zu wälzen oder im Schmutz zu spielen. Wenn Schmutz und Staub ihm lästig werden, so ist das Wasser nicht weit; er kann sich in den Fluß oder Teich tauchen, ohne erst die Weitläufigkeit des Entkleidens durchzumachen, oder Furcht zu hegen, seine Kleider naß zu machen; sein sackleinenes Hemd — denn mehr

hat er nicht an — ist leicht getrocknet, und bedurfte der Wäsche nicht weniger als seine eigene Haut. Seine Nahrung ist von der geringsten Art, und besteht größtentheils aus Welschkornbrei, der oft in einer Austerschale den Weg von der hölzernen Schüssel zu seinem Munde findet. Wenn das Wetter gut ist, bringt er den Tag in der freien Luft und im Sonnenschein zu. Er schläft immer in luftigen Zimmern, und braucht keine Pulver und mit Zucker überzogenen Pillen zu nehmen, um sein Blut zu reinigen oder seinen Hunger zu vermehren. Er erhält weder Confect noch Bonbons, hat immer guten Appetit, weint nur selten, da Niemand darnach fragt, und lernt die Beulen, welche er erhält, gering achten, weil Andere sie für nichts ansehen. Mit einem Wort, während der ersten acht Jahre seines Lebens ist er gewöhnlich ein lebendiger, munterer, ausgelassener und glücklicher Junge, auf welchen Widerwärtigkeiten nicht schwerer fallen als Wasser auf den Rücken einer Ente; und solch ein Junge war, so weit ich mich erinnern kann, Derjenige, dessen Leben in der Sclaverei ich jetzt erzähle.

Zweites Kapitel.

Das Verlassen der ersten Heimath.

Jenes geheimnißvolle Individuum, dessen ich unter dem ominösen Namen des „alten Herrn" als eines Gegenstandes des Schreckens für die Bewohner unserer kleinen Hütte erwähnte, war wirklich ein Mann von einiger Bedeutung. Er besaß verschiedene Farmen in Tuckahoe, war der Hauptsecretair und Verwalter auf der Hauspflanzung des Obersten Edward Lloyd, hielt auf seinen eigenen Farmen Aufseher, und führte die Aufsicht über Diejenigen, welche in Oberst Lloyd's Diensten standen. Diese Pflanzung liegt am Wye, dessen Namen ohne Zweifel von Wales kommt, von woher die Lloyd's stammen. Diese, eine alte und in Maryland geachtete Familie, sind sehr reich. Die Hauspflanzung, auf der sie wohl ein Jahrhundert und darüber gewohnt haben, ist eine der größten, fruchtbarsten und wohlgeordnetsten des Staates.

Der Leser kann sich vorstellen, daß ich im höchsten Grade neugierig auf Alles war, was sich über diese Pflanzung und jenen seltsamen alten Herrn in Erfahrung bringen ließ, welcher mehr als ein Mensch, und schlechter als ein Engel sein mußte. Unglücklicherweise trug Alles, was ich erfuhr, nur dazu bei, die Angst zu vermehren, welche ich vor der Vorstellung hegte, dorthin geschickt zu

nöthig, denn hätte ich Alles gewußt, so würde ich es der Großmutter schwer gemacht haben, mich fortzubringen. Wie die Sachen standen, war ich hülflos, und sie — die gute Frau! — führte mich an der Hand, indem sie mit der Zurückhaltung und Feierlichkeit einer Priesterin allen meinen fragenden Blicken bis zuletzt widerstand.

Die Entfernung von Tuckahoe bis nach Wye River, woselbst mein alter Herr wohnte, betrug volle zwölf Meilen *), und der Weg dahin war eine harte Probe für meine Ausdauer. Die Reise würde zu anstrengend für mich gewesen sein, wenn meine liebe Großmama mir nicht gelegentlich zu Hülfe gekommen wäre, indem sie mich auf den Schultern trug. Die Großmutter, obgleich schon bejahrt, wie manches graue Haar bewies, das sich unter den breiten und graziösen Falten ihres frischgeglätteten ostindischen Turbans hervorstahl, war noch eine kräftige, rüstige Frau. Sie war auffallend gerade von Gestalt, elastisch und muskulös. Ich schien für sie kaum eine Last zu sein. Sie würde mich auch noch weiter getragen haben, hätte ich mich nicht schon zu sehr als Mann gefühlt, um dies zuzugeben, und deshalb darauf bestanden, zu gehen. Indem ich die Großmama der Mühe überhob, mich zu tragen, fühlte ich mich doch durchaus nicht unabhängig von ihr, als wir durch die finstern Wälder kamen, welche zwischen Tuckahoe und Wye River lagen. Sie fühlte dann oft, daß ich ihre Hand fester drückte und sie am Kleid festhielt, damit nicht etwas aus dem Walde herauskommen und mich fressen möchte. Einige alte Baumstämme und Stümpfe machten

---

*) Natürlich sind hier, wie im Verlauf des Buches, immer englische Meilen gemeint.

mir auch viel zu schaffen, da ich sie für wilde Thiere ansah. Ich sah ihre Beine, Augen und Ohren, oder vielmehr, ich sah etwas gleich Augen, Beinen und Ohren, bis ich nahe genug kam, um zu sehen, daß die Augen Knorren waren, die der Regen weiß gewaschen hatte, die Beine gebrochene Zweige und die Ohren nur Ohren von dem Punkt aus, von dem ich sie zuerst gesehen, wodurch ich frühzeitig begriff, daß es darauf ankommt, aus welchem Gesichtspunkt man eine Sache betrachtet.

Als der Tag vorrückte, nahm die Hitze zu, und erst am Nachmittag erreichten wir das gefürchtete Ziel unserer Reise. Ich sah mich in der Mitte einer Gruppe Kinder von allen Farben; schwarz, braun, kupferfarbig und fast ganz weiß. Ich hatte bis dahin noch nicht so viele Kinder beisammen gesehen. Auf verschiedenen Seiten erhoben sich hohe Gebäude, und in den Feldern waren viele Männer und Frauen an der Arbeit. Aller dieser Lärm, dies Treiben und Singen stach sehr gegen die Stille in Tuckahoe ab. Als ein neuer Ankömmling war ich der Gegenstand specieller Neugier, und nachdem die Kinder lachend und schreiend um mich herum gesprungen waren und alle möglichen Ausgelassenheiten verübt hatten, forderten sie mich auf, hinaus zu kommen und mit ihnen zu spielen. Ich schlug dies aber ab, weil ich vorzog, bei der Großmama zu bleiben. Ich fühlte, daß unser Hiersein für mich nichts Gutes bedeutete, und auch die Großmama sah traurig aus. Sie sollte bald wieder einen Gegenstand ihrer Zuneigung verlieren, wie sie deren schon so viele verloren hatte. Ich sah, daß sie sich unglücklich fühlte, und der Schatten ging von ihrer Stirne auf die meinige über, ich wußte nicht warum.

Jede Ungewißheit muß indessen ihr Ende erreichen,

und das der meinigen war nahe. Die Großmama streichelte mir liebevoll den Kopf, und indem sie mich ermahnte, ein guter Junge zu sein, befahl sie mir zu gehen und mit den Kindern zu spielen. „Sie sind mit dir verwandt,“ sagte sie, „geh' und spiel' mit ihnen.“

Die Großmutter zeigte mir meinen Bruder Perry und meine Schwestern Sarah und Eliza, die sich unter den Andern befanden. Ich hatte weder meinen Bruder noch meine Schwestern zuvor gesehen, und obgleich ich zuweilen von ihnen gehört hatte und eine Art von neugierigem Interesse an ihnen nahm, begriff ich wirklich nicht, was sie mir waren, oder ich ihnen. Wir waren Brüder und Schwestern, aber was weiter? Warum sollten sie mir zugethan sein, oder ich ihnen? Wir waren Brüder und Schwestern durch's Blut, allein die Sclaverei hatte uns einander fremd gemacht. Ich hörte die Wörter: Bruder und Schwester, und wußte, daß sie etwas bedeuten mußten, aber die Sclaverei hatte diese Ausdrücke ihres wahren Sinnes beraubt. Die Erfahrung, welche ich jetzt machte, hatten sie schon früher gemacht. Sie waren schon in die Geheimnisse der Häuslichkeit des alten Herrn eingeweiht, und schienen mit einem gewissen Mitleid auf mich zu blicken; mein Herz hing indessen nur an meiner Großmutter. Halte es nicht für befremdlich, lieber Leser, daß zwischen uns so wenig Sympathie herrschte. Die Bedingungen der brüderlichen und schwesterlichen Gefühle fehlten; uns hatte nie **ein** Nest umfangen, und wir hatten nie zusammen gespielt. Meine arme Mutter! gleich so vielen andern Sclavinnen, hatte sie zwar viele Kinder, aber keine Familie! Der häusliche Herd mit seinen Lehren und allem, was ihn theuer macht, ist für die Sclavenmutter und ihre Kinder

abgeschafft. „Kinder, liebt Euch einander," sind Worte, die man selten in einer Sclavenhütte hört.

Ich wünschte wirklich mit meinem Bruder und meinen Schwestern zu spielen, aber sie waren mir fremd, und außerdem war ich voll Angst, daß die Großmutter fortgehen möchte, ohne mich mitzunehmen. Da sie mich indessen auch dringend dazu aufforderte, ging ich in den hintern Theil des Hauses, um mit ihnen und den andern Kindern zu spielen. Ich that dies indessen nicht, sondern stand an eine Wand gelehnt und sah ihnen zu. Endlich, während ich noch dort stand, kam eins der Kinder, das in der Küche gewesen war, auf mich zu gerannt, und rief mit einer gewissen schelmischen Freude aus: „Fed, Fed! Großmama fort! Großmama fort!" Ich konnte es noch nicht glauben; da ich aber das Schlimmste fürchtete, rannte ich in die Küche, um selbst zu sehen, und fand es nur zu wahr. Die Großmama war wirklich fortgegangen, und war jetzt schon weit weg, mir längst aus den Augen. Ich brauche nicht zu erzählen, was jetzt geschah. Das Herz brach mir fast bei dieser Entdeckung; ich sank auf den Boden, weinte die bittersten Thränen, die ein Kind vergießen kann, und lehnte jeden Trost ab. Mein Bruder und meine Schwestern umgaben mich und sagten: „wein' doch nicht!" indem sie mir Pfirsiche und Birnen gaben, allein ich schleuderte sie fort, indem ich alle ihre freundlichen Anerbietungen zurückwies. Ich war noch niemals zuvor getäuscht worden, und war deshalb nicht nur trostlos über die, wie ich voraussetzte, ewige Trennung von der Großmutter, sondern auch empört darüber, daß man mir in einer so ernsten Angelegenheit einen solchen Streich gespielt hatte.

Es war jetzt spät am Nachmittag. Der Tag war aufregend und ermüdend gewesen, und obgleich ich mich des Wie und Wo nicht mehr erinnere, so vermuthe ich doch, daß ich mich selbst in Schlaf weinte. Die Fittige des Schlafes üben ihre Heilkraft selbst auf den Sclavenjungen, und niemals war ihr Balsam irgend einem verwundeten Herzen willkommener, als er dem meinen in jener ersten Nacht war, die ich in der Wohnung des alten Herrn zubrachte. Der Leser mag erstaunen, daß ich ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß, das sich zutrug als ich erst sieben Jahre alt war, so ausführlich erzähle; allein da ich eine treue Geschichte meiner Erfahrungen in der Sclaverei zu geben wünsche, kann ich ein Ereigniß nicht umgehen, welches mich zu jener Zeit so tief ergriff. Außerdem war dies in Wahrheit meine erste Einführung in die Wirklichkeit der Sclaverei.

Drittes Kapitel.

Herkunft.

Wenn der Leser mir jetzt Zeit gestatten will zu wachsen und Erfahrungen zu sammeln, so werde ich ihm nach und nach Einiges aus dem Sclavenleben erzählen, wie ich es auf der Pflanzung des Obersten Edward Lloyd und in dem Hause des alten Herrn kennen lernte, in das ich mich jetzt gegen meinen Willen, plötzlich, obgleich nicht unerwartet, hineinversetzt sah. Inzwischen will ich meinem Versprechen nachkommen, noch Einiges über meine theure Mutter zu sagen.

Ich sage nichts über meinen Vater, denn er ist in ein Dunkel gehüllt, das ich nie zu durchdringen vermochte. Die Sclaverei schafft den Vater ab, wie sie die Familie abschafft. Die Sclaverei kann weder Väter noch Familien brauchen, und ihre Gesetze erkennen das Dasein derselben nicht in der socialen Einrichtung der Pflanzung an. Wenn sie trotzdem existiren, so entspringen sie nicht aus dem Wesen der Sclaverei, welches ihnen feindlich ist. Die Ordnung der civilisirten Welt ist hier umgestoßen. Man setzt nicht voraus, daß das Kind den Namen seines Vaters tragen müsse, und seine Stellung hat keinen nothwendigen Einfluß auf die des Kindes. Er mag Herrn Tilgman's Sclave sein, und

sein Kind mag als der Sclave des Herrn Groß geboren werden. Er mag ein freier Mann sein, und sein Kind trotzdem ein „Eigenthum.“ Er mag weiß sein, stolz auf die Reinheit seines anglo-sächsischen Blutes, und sein Kind mag auf einer Stufe mit den schwärzesten Sclaven stehen. Er kann in der That — und ist es oft — der Vater und der Herr desselben Kindes sein. Er kann Vater sein und sein Kind verkaufen, ohne sich darum einen Vorwurf zuzuziehen, wenn es das Kind einer Frau ist, in deren Adern nur der zweiunddreißigste Theil afrikanischen Blutes fließt. Mein Vater war ein Weißer, oder doch fast weiß. Mitunter flüsterte man sich zu, daß mein Herr mein Vater sei.

Doch um zu meiner Mutter zurückzukehren, oder vielmehr von ihr anzufangen! Meine Erinnerung in Betreff ihrer ist sehr spärlich, doch sehr deutlich. Ihre Erscheinung und Haltung sind meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt. Sie war groß und wohlgebaut, von tiefschwarzer glänzender Farbe, ihre Gesichtszüge waren regelmäßig, und sie zeichnete sich unter den übrigen Sclaven durch ein ungewöhnlich gesetztes Wesen aus. In „Pritchard's Natural History of Man“ S. 157 befindet sich der Kopf einer Gestalt, dessen Züge denen meiner Mutter so ähnlich sind, daß ich ihn oft mit einem Gefühl betrachte, gleich dem, mit welchem Andere die Bilder theurer Verstorbener ansehen mögen.

Ich kann indessen nicht sagen, daß ich mit tiefer Zuneigung an meiner Mutter hing, sicher nicht mit so tiefer, als ich gethan hätte, wenn unsere Beziehungen während meiner Kindheit von anderer Art gewesen wären. Wir wurden, wie es gebräuchlich ist, getrennt, als ich noch

ein zu kleines Kind war, um sie als meine Mutter zu kennen.

Alle Keime der Zuneigung hatten sich in ihrem Wachsthum nach jener liebevollen Großmutter gerichtet, deren gütige Fürsorge das Erste war, was ich mit meinem kindischen Begriffsvermögen verstehen und schätzen lernte. Die zärtlichste Zuneigung, welche ein gütiger Gott der Mutter als theilweise Entschädigung für alle Schmerzen gewährt, die ihr Herz durchdringen, war demnach in mir durch die neidische, gierige und verrätherische Hand der Sclaverei von ihrem wahren natürlichen Gegenstand abgelenkt worden. Die Sclavenmutter kann lang genug bei der Feldarbeit entbehrt werden, um die Leiden einer Mutter in ihrer ganzen Bitterkeit durchzumachen, wenn dem Verzeichniß des Herrn dadurch ein neuer Namen hinzugefügt wird; doch nicht lang genug, um von dem ersten bewußten Lächeln ihres Kindes die erfreuliche Belohnung zu ernten. Ich kann an dies schreckliche Eingreifen der Sclaverei in meine kindlichen Zuneigungen, welche dadurch von ihrem natürlichen Lauf abgeleitet wurden, nie ohne Gefühle denken, denen ich vergeblich den entsprechenden Ausdruck zu geben strebe.

Ich erinnere mich nicht, meine Mutter jemals bei der Großmutter gesehen zu haben. Ich kann mich ihrer nur bei Gelegenheit der Besuche erinnern, welche sie mir auf Oberst Lloyd's Pflanzung und in der Küche meines alten Herrn machte. Ihre Besuche bei mir waren selten, kurz, und fanden größtentheils bei Nacht statt. Die Anstrengungen, die sie machte, und die Beschwerlichkeiten, welche sie ertrug, um mich zu sehen, sagen mir, daß sie das Herz einer wahren Mutter besaß, und daß die Sclaverei

Hindernisse fand, dasselbe mit unmütterlicher Gleichgültigkeit zu erfüllen.

Meine Mutter war einem Herrn Stewart vermiethet, der ungefähr zwölf Meilen von meinem alten Herrn entfernt wohnte, und da sie auf dem Feld arbeitete, hatte sie bei Tage selten Zeit zu dieser Reise. Die Nacht wie die Entfernung legten ihren Besuchen Hindernisse in den Weg. Sie war genöthigt, den Weg zu Fuße zurückzulegen, wenn das Glück ihr nicht eine Gelegenheit zu fahren in den Weg führte, allein selbst dann mußte sie immer wenigstens einmal gehen. Einer schwarzen Sclavenmutter ein Pferd oder Maulthier zu gestatten, um darauf vierundzwanzig Meilen zu machen, während sie die Entfernung zu Fuß zurücklegen konnte, wäre ein größerer Luxus gewesen, als die Sclaverei erlauben kann. Es wird sogar als eine thörichte Laune betrachtet, wenn eine Sclavenmutter das Verlangen kund giebt, ihre Kinder zu sehen, und aus einem Gesichtspunkt betrachtet, steht die Sache allerdings fest: sie kann nichts für sie thun. Sie hat keine Macht über sie; in Allem, was das Schicksal ihres Kindes betrifft, hat der Herr größere Gewalt als sie. Weshalb sollte sie sich deshalb Sorge darum machen? Sie hat ja keine Verantwortlichkeit! Dies ist das Raisonnement und die Praxis. Das eiserne Gesetz der Sclaverei, welches in jener Gegend immer mit Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit durchgeführt wird, setzt Peitschenhiebe als Strafe für Diejenigen fest, welche versäumen, des Morgens vor Sonnenaufgang im Feld zu sein, es sei denn, daß der abwesende Sclave die specielle Erlaubniß dazu erhalten hat. „Ich ging, mein Kind zu sehen", gilt weder in dem Ohr noch dem Herzen des Aufsehers als Entschuldigung.

Besonders lebhaft erinnere ich mich eines Besuchs meiner Mutter, während ich bei dem Obersten Lloyd war, da er mir den hellen Strahl der Liebe und Fürsorge einer Mutter gewährte.

Ich hatte an jenem Tage „Tante Katy" (aus Ehrfurcht „Tante" genannt), die Köchin im Hause des alten Herrn, erzürnt. Ich erinnere mich nicht mehr der Art meines Vergehens, denn meine Verbrechen waren dort sehr zahlreich, obgleich sie hinsichtlich des Grades ihrer Strafwürdigkeit großentheils durch Tante Katy's Laune bedingt wurden. Sie befolgte an jenem Tage ihre Lieblingsmethode, mich zu bestrafen, nämlich mir, nachdem das Frühstück vorüber war, den ganzen Tag nichts mehr zu essen zu geben. Während der ersten zwei Stunden nach dem Mittagessen hielt ich mich ziemlich gut aufrecht; allein, obgleich ich den Feind vortrefflich bestand und den Nachmittag hindurch tapfer kämpfte, wußte ich doch, daß ich erliegen müßte, wenn ich nicht bei Sonnenuntergang die gewohnte Verstärkung einer Schnitte Welschkornbrod erhielte. Sonnenuntergang kam, allein kein Brod, statt dessen aber die Drohung, welche Tante Katy mit einem finstern Gesicht begleitete, das mit dem schrecklichen Inhalt derselben vollkommen übereinstimmte, daß sie „das Leben aus mir heraushungern wolle". Ihr Messer schwingend, schnitt sie den andern Kindern große Stücke ab und legte dann das Brod weg, während sie ihre grausamen Absichten gegen mich ausstieß. Ich machte eine letzte Anstrengung, meine Würde gegen diese Enttäuschung zu behaupten, denn ich hatte erwartet, daß sie endlich erweicht sein würde; als ich aber die andern Kinder alle mit vergnügten zufriedenen Gesichtern sah, konnte ich es nicht länger aushalten. Ich ging hinten zum Hause hinaus

und weinte nach Herzenslust. Als ich dies satt hatte, kehrte ich in die Küche zurück, setzte mich an's Feuer und grübelte über mein hartes Loos nach. Während ich dort in der Ecke saß, fiel mir ein Kolben Welschkorn auf einem obern Bort der Küche in die Augen. Ich wartete die Gelegenheit ab, ergriff es, schälte einige Körner heraus und legte es wieder an seine Stelle. Die Körner, welche ich erbeutet hatte, legte ich in die heiße Asche, um sie zu rösten. Alles dies that ich auf die Gefahr hin, harte Püffe dafür zu erhalten, denn Tante Katy konnte mich sowohl schlagen als hungern lassen. Mein Korn war bald fertig, und bei meinem nagenden Hunger lag mir auch nicht daran, ob die Körner ganz geröstet waren oder nicht. Begierig nahm ich sie heraus und legte sie in einem Häufchen vor mich auf meinen Stuhl. Gerade als ich anfing, mein trockenes Mahl zu verzehren, trat meine geliebte Mutter herein, und nun, lieber Leser, erfolgte ein Auftritt, der Mühe werth, dabei gegenwärtig zu sein, und der für mich so lehrreich als interessant war. Der freundlose hungrige Knabe sah sich in seiner höchsten Noth, als er nicht wagte, nach Hülfe auszusehen, in den starken schützenden Armen einer Mutter; einer Mutter, welche, da sie so viel Entschiedenheit in ihrem Wesen, als körperliche Kraft besaß, allen seinen Feinden mehr als gewachsen war. Ich werde nie den unbeschreiblichen Ausdruck ihres Gesichts vergessen, als ich ihr erzählte, daß ich seit dem Morgen nichts zu essen erhalten hätte, und daß Tante Katy sagte, sie „wolle das Leben aus mir heraushungern“. In ihrem Blick lag so viel Mitleid mit mir, als Zorn und Empörung gegen Tante Katy, und indem sie mir das Korn wegnahm und mir dafür einen großen Ingwerkuchen gab, hielt sie Tante Katy eine

Vorlesung, welche diese nie vergaß. Sie drohte, daß sie sich meinethalben bei dem alten Herrn beklagen würde, denn dieser, obgleich manchmal selbst hart und grausam, billigte darum doch nicht die Gemeinheit, Ungerechtigkeit, Parteilichkeit und Tyrannei, welche Tante Katy in der Küche ausübte. An jenem Abend erfuhr ich, daß ich nicht nur ein Kind, sondern Jemandes Kind war. Der Kuchen, den meine Mutter mir gegeben, hatte die Form eines Herzens, mit einem dunkeln glasirten Kreis am Rand; für den Augenblick triumphirte ich und war glücklich, und fühlte mich auf dem Schooß meiner Mutter stolzer als ein König auf seinem Thron. Allein mein Triumph währte nicht lang. Ich sank bald in Schlaf und erwachte am Morgen nur, um zu finden, daß meine Mutter fort war und ich mich wieder in der Gewalt der schwarzen Virago befand, die in meines alten Herrn Küche herrschte, und deren Zorn mein beständiger Schrekken war.

Ich erinnere mich nicht, meine Mutter nach diesem Vorfall wiedergesehen zu haben. Der Tod endete bald die geringe Beziehung, welche zwischen uns stattgefunden hatte, und, nach ihrem abgespannten, traurigen und niedergeschlagenen Aussehen und ihrem stillen Wesen zu schließen, ein Leben voll tiefgefühlten Kummers. Es war mir weder gestattet, sie während ihrer langen Krankheit zu besuchen, noch sah ich sie in langer Zeit ehe sie krank wurde und starb. Die herzlose gespenstische Gestalt der Sclaverei erhebt sich selbst am Sterbebette zwischen Mutter und Kind. Die Mutter, am Rande des Grabes, kann ihre Kinder nicht um sich versammeln; sie lebt als Sclavin, um verlassen, wie ein Thier zu sterben, und oft wird ihr geringere Aufmerksamkeit gewidmet, als

etwa einem Lieblingspferd. Mein ganzes Leben lang war es mein Kummer, daß ich so wenig über meine Mutter wußte und so frühzeitig von ihr getrennt wurde. Ihr Profil ist meinem Gedächtniß eingeprägt, und ich thue wenig entscheidende Schritte im Leben, ohne ihre Gegenwart zu fühlen; allein das Bild ist stumm, und ich habe kein bezeichnendes Wort von ihr bewahrt.

Nach dem Tode meiner Mutter erfuhr ich, daß sie lesen konnte, und unter allen Sclaven und Farbigen in Tuckahoe die einzige war, welche sich dieses Vorzugs erfreute. Ich weiß nicht, wie sie sich diese Kenntniß angeeignet hatte, denn Tuckahoe ist der letzte Ort auf der Welt, in dem sie Gelegenheit zum Lernen hätte finden können. Mit Vergnügen und Stolz schreibe ich ihr daher eine tiefe Neigung zum Wissen zu. Es ist schon bemerkenswerth, wenn eine Sclavin, die auf dem Felde arbeitet, in irgendwelchem Slavenstaate lesen lernt, allein in meiner Mutter war diese Fähigkeit in Betracht des Ortes, an dem sie sie erlangt hatte, durchaus außergewöhnlich, und ich bin deshalb geneigt, alle Liebe für Literatur und Wissenschaft, die ich nur besitzen mag und die mir, trotz aller Vorurtheile, nur zu hoch angerechnet wird, nicht meiner erwiesenen angelsächsischen Abstammung von väterlicher Seite, sondern der natürlichen Anlage meiner schwarzen, schutzlosen, ungebildeten Mutter zuzuschreiben, einer Frau, die einer Race angehörte, auf deren geistige Begabung man heutzutage nur mit Geringschätzung und Verachtung herabzublicken pflegt.

So frühzeitig als meine Mutter hinweggerafft wurde, während ihrer ganzen Krankheit durch den unüberschreitbaren Abgrund der Sclaverei von mir getrennt, starb sie, ohne mir die geringste Andeutung hinsichtlich meines

Vaters zu hinterlassen. Es ging ein Gerücht, daß mein Herr mein Vater wäre; doch war es nur ein Gerücht, dem ich eigentlich niemals Glauben schenkte. Ich habe in der That jetzt Gründe, zu vermuthen, daß er es nicht war; allein die Thatsache steht nichtsdestoweniger in ihrer ganzen Abscheulichkeit fest, daß, den Gesetzen der Sclaverei gemäß, die Kinder in allen Fällen dem Stande der Mutter angehören. Diese Einrichtung erlaubt rohen Sclavenhaltern und ihren ausschweifenden Söhnen, Brüdern, Verwandten und Freunden die größte Ungebundenheit, und fügt zu dem Reiz des Lasters noch die Anlockung des Gewinns. Man könnte einen ganzen Band über diesen einzelnen Zug der Sclaverei fallen, wie ich ihn beobachtet habe.

Man könnte denken, daß die Kinder aus solchen Verhältnissen von ihrem Herrn besser als andere Sclaven behandelt würden; doch findet gerade das Gegentheil statt, und mit etwas Nachdenken wird man finden, daß es so sein muß. Einem Mann, der sein eigenes Blut in Sclaverei halten kann, läßt sich nicht viel Großmuth zutrauen. Die Menschen lieben Diejenigen nicht, welche sie an ihre Sünden erinnern, es sei denn, daß sie zur Reue geneigt wären, und das Gesicht des Mulattenkindes ist eine fortdauernde Anklage gegen seinen Vater und Herrn. Noch schlimmer ist es vielleicht, daß dessen Frau unaufhörlich an einem solchen Kinde Anstoß nimmt. Sie haßt seine Gegenwart, und wenn eine Sclavenhalterin haßt, so braucht sie nicht erst nach Mitteln zu suchen, um diesem Haß Folge zu geben. Die Frauen — ich meine die weißen Frauen — sind im Süden Götzen, aber nicht Frauen, denn in vielen Fällen werden die Sclavinnen vorgezogen, und wenn diese Götzen nur nicken oder einen

Finger erheben, dann wehe dem armen Opfer! Fußtritte, Stöße und Hiebe sind die sichere Folge. Die Herren sind oft genöthigt, solche Sclaven aus Rücksicht für die Gefühle ihrer weißen Frauen zu verkaufen; und so anstößig und schändlich es auch scheint, wenn ein Mann sein eigenes Blut dem Menschenfleischhändler verkauft, so ist es doch häufig ein Act der Menschlichkeit gegen das Sclavenkind, welches dadurch seinen unbarmherzigen Quälern entzogen wird.

Es liegt nicht in dem Plane meiner einfachen Geschichte, jede Phase der Sclaverei außerhalb meiner eigenen Erfahrung zu beleuchten, indessen mag es mir gestattet sein, zu bemerken, daß, wenn der Bibel zufolge nur die directen Nachkommen Ham's in Sclaverei leben sollen, die Sclaverei in diesem Lande bald eine sehr unbiblische Institution sein wird, da jährlich Tausende geboren werden, welche, gleich mir, ihr Dasein weißen Vätern, und gewöhnlich ihren Herren oder deren Söhnen verdanken. Die Sclavin ist dem Vater, den Söhnen und Brüdern ihres Herrn preisgegeben. Das Uebrige weiß man.

Nach dem, was ich über die Verhältnisse meiner Mutter und meine Beziehungen zu ihr gesagt habe, wird der Leser sich nicht wundern oder mich tadeln, wenn ich die einfache Wahrheit bekenne, daß ich bei der Nachricht ihres Todes weder tiefes Bedauern mit ihr, noch großen Schmerz über ihren Verlust empfand. Ich lernte ihren Werth erst lang nach ihrem Tode schätzen, als ich die Hingebung anderer Mütter für ihre Kinder sah.

Es giebt auf der Erde keinen so zerstörenden Feind aller Familienbande, als die Sclaverei. Sie hatte mir meine Brüder und Schwestern entfremdet, sie machte mir die Mutter, die mich geboren hatte, zur Mythe; sie

hüllte meinen Vater in geheimnißvolles Dunkel und ließ mich ohne einen wahrnehmbaren Ursprung auf der Welt.

Meine Mutter starb, als ich nicht älter als acht bis neun Jahre alt sein konnte, auf einer der Farmen des alten Herrn in Tuckahoe, in der Nähe von Hillsborough. Ihr Grab ist, wie das Derjenigen, welche auf dem Meer sterben, weder durch einen Stein noch durch eine Tafel bezeichnet.

Viertes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht der Sclaven-Pflanzung.

Man glaubt allgemein, daß die Sclaverei im Staat Maryland in der mildesten Form bestände, sich dort aller jener harten, schrecklichen Eigenthümlichkeiten entäußert habe, welche das Sclavereisystem in den südlichen und südwestlichen Staaten der amerikanischen Union charakterisiren. Als Beweis für diese Meinung gilt die Nähe der freien Staaten und die vor dem moralischen, religiösen und menschlichen Gefühl ihrer Bewohner bloßgestellte Beschaffenheit der Sclaverei in Maryland.

Ich beabsichtige nicht, diese Behauptung zu widerlegen, so weit sie sich auf die Sclaverei in jenem Staat im Allgemeinen bezieht; vielmehr räume ich ein, daß sie bis zu diesem allgemeinen Punkt wohlbegründet ist. Die öffentliche Meinung setzt in der That der Grausamkeit und Barbarei der Herren, Aufseher und Sclaventreiber sichere Schranken, wo und wann sie sie nur erreichen kann; allein es giebt selbst im Staat Maryland abgesonderte entlegene Plätze, bis zu welchen selten ein Strahl der Oeffentlichkeit dringt, wo die Sclaverei, in das ihr wahlverwandte mitternächtige Dunkel gehüllt, alle ihre bösartigen anstößigen Eigenthümlichkeiten ungestraft entfaltet; dort ist es, wo die Unsittlichkeit keine Schande bringt, die

Grausamkeit keinen Schauer erregt, und selbst der Mörder keine Bloßstellung fürchten muß.

Solch ein abgesonderter, finsterer, entlegener Ort ist die „Haus-Pflanzung" des Obersten Edward Lloyd auf dem östlichen Ufer von Maryland. Sie liegt weit entfernt von allen großen Straßen, und weder Stadt noch Dorf befindet sich in der Nähe. In der ganzen Nachbarschaft giebt es kein öffentliches Gebäude oder Schulhaus. Ein Schulhaus wäre auch überflüssig, denn es giebt keine Kinder, welche in die Schule gehen könnten. Oberst Lloyd's Kinder und Enkel wurden zu Hause von einem Hofmeister, Herrn Page, unterrichtet, einem langen, hagern, hochaufgeschossenen Mann, der im Laufe des Jahres nicht zwölf Worte mit den Sclaven sprach. Des Aufsehers Kinder gehen anderswo zur Schule und bringen deshalb kein fremdes gefährliches Element von außen, welches die natürliche Wirkung des Sclavereisystems im Orte stören könnte. Nicht einmal die Handwerker, unter denen auf andern Pflanzungen gelegentlich ein ehrlicher und offener Ausbruch der Empörung über Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten stattfindet, die dort verübt werden, sind auf dieser Pflanzung Weiße. Ihre ganze Bevölkerung ist in drei Classen eingetheilt: S c l a v e n h a l t e r, S c l a v e n und A u f s e h e r. Grobschmiede, Rademacher, Schuster, Weber und Küper, alle sind Sclaven. Nicht einmal dem Handel, egoistisch, hartherzig und bereitwillig wie er immer ist, die Partei des Starken gegen den Schwachen, des Reichen gegen den Armen zu ergreifen, ist es gestattet, in diesen abgeschlossenen Bezirk einzudringen. Ich weiß nicht ob es geschieht um das Lautwerden ihrer Geheimnisse zu verhindern, aber gewiß ist, daß jedes Blatt und Körnchen des Ertrages dieser Pflanzung

tenschiffes, so ist dasselbe doch dem äußern Anschein nach ein auffallend anziehender Ort, voll Leben, Bewegung und Thätigkeit, welche vortheilhaft mit der trägen Einförmigkeit und Langweiligkeit von Tuckahoe contrastirt. So groß auch mein Schmerz war, als ich dies letztere verlassen mußte, währte es daher doch nicht lang, bis ich mich in meiner neuen Heimath zurecht fand. Der Kummer eines Menschen ist halb beseitigt, wenn er findet, daß er kein anderes Mittel dagegen besitzt, als Ausharren. Ich war nun einmal hier und konnte nicht wieder fort; was blieb mir übrig, als alles von der besten Seite zu nehmen? Ich fand hier viele Spielgefährten und viele Plätze, welche Knaben meines Alters eine reiche Quelle der Unterhaltung bieten konnten. Die jungen Sprossen von Zuneigung, welche so roh und heimtückisch von den geliebten Gegenständen in der Hütte meiner Großmutter losgerissen worden waren, fingen allmählich an sich auszubreiten und die neuen Gegenstände, die mich umgaben, zu umschlingen.

Auf Long Point, einem Strich Landes, der den Miles vom Wye trennt, etwas über eine Meile entfernt, stand eine Windmühle, in den Augen eines Kindes immer ein imposanter Gegenstand. Da war ferner ein offener ebener Platz, wohl zwanzig Morgen groß, der „Long Green" genannt, welcher einen schönen Spielplatz gewährte und an dessen Ende sich ein Creek befand, in dem man schwimmen konnte.

Auf dem Fluß, in geringer Entfernung vom Ufer, lag ruhig eine große Schaluppe vor Anker, an deren Hintertheil sich das Small-Boot schaukelte, nach der Lieblingstochter des Obersten die „Sally Lloyd" genannt. Die Schaluppe und die Mühle waren merkwürdige Gegen-

stände, welche tausend Gedanken und Vorstellungen erweckten. Ein Kind kann solche Dinge nicht betrachten, ohne darüber nachzudenken.

Ferner gab es hier viele Häuser; menschliche Behausungen, die alle Geheimnisse des Lebens in seinen verschiedenen Stadien umschlossen. Dort, an der Straße, stand das kleine rothe Haus, in welchem Herr Sevier, der Aufseher, wohnte. Etwas näher an dem Hause meines Herrn befand sich ein langes, rohes und niedriges Gebäude, in dem es buchstäblich von Sclaven jeden Alters, jeder Beschaffenheit und Größe wimmelte. Dies hieß: „das lange Quartier.“ Jenseits des Long Green, auf einem Hügel, stand ein hohes, verfallenes, altes Gebäude von Backsteinen, dessen Bauart zeigte, daß es ursprünglich zu einem andern Zweck errichtet worden war, welches aber jetzt ebenfalls, gleich dem langen Quartier, von Sclaven bewohnt wurde. Außer diesen gab es in der Nachbarschaft noch viele andere Sclavenhäuser, in denen jeder Winkel und jede Ecke bewohnt war. Im Mittelpunkt der Pflanzung stand das Haus des alten Herrn, ein langes, einfaches, aber massives Backsteingebäude, und bildete auf Oberst Lloyd's Gebiet eine unabhängige Besitzung.

Neben diesen Wohnungen gab es dort Scheunen, Ställe, Vorraths- und Tabakhäuser, die Werkstätten der Grobschmiede, Rademacher und Küper, alles höchst interessante Gegenstände; aber vor allem stand dort das großartigste Gebäude, dessen ich je ansichtig geworden war, von allen Bewohnern der Pflanzung nur: „das große Haus“ genannt. Hier wohnte Oberst Lloyd mit seiner Familie. Sie bewohnten es; ich erfreute mich seiner. Das große Haus war von zahlreichen Nebenge-

bäuden von verschiedener Gestalt umgeben. Da waren Küchen, Waschhäuser, Meiereien, Lusthäuser, Treibhäuser, Hühner- und Calecutenhäuser, Taubenschläge und Lauben jeder Art und Größe; alles sauber angestrichen und mit hohen alten prächtigen Bäumen geschmückt, die im Sommer herrlichen Schatten gewährten und dem Ort eine imposante Schönheit verliehen. Das große Haus selbst war ein großes weißes Holzgebäude mit drei Seitenflügeln. Auf der Vorderseite befand sich eine große Halle, die sich das ganze Gebäude entlang erstreckte, und, von einer langen Säulenreihe getragen, der ganzen Besitzung das Gepräge feierlicher Größe lieh. Für meine jugendliche, allmählig sich erschließende Phantasie war es ein Genuß, diese glänzende Schaustellung des Reichthums, der Macht und Eitelkeit zu betrachten. Ein großes Thor, über eine Viertelmeile von dem Hause entfernt, bildete die Einfahrt, und den dazwischenliegenden Raum nahm ein schöner, zierlich eingefaßter und sorgfältig gepflegter Rasenplatz ein, der reich mit prächtigen Bäumen, Büschen und Blumen geschmückt war. Der Weg, welcher vom Thor zu dem großen Hause führte, war mit weißen Kieselsteinen aus der Bay gepflastert, und bildete einen Kreis um den Rasenplatz. Die Wagen, welche von dem Hause kamen, und nach demselben gingen, beschrieben einen Cirkel um den Rasen, der den Darinsitzenden den vollen Genuß eines fast paradiesisch schönen Anblicks gewährte. Außerhalb dieser reizenden Umhegung lag ein Park, in dem man, wie in denen des englischen Adels, Kaninchen, Rehe und anderes Wild sah, welches dort, von Niemanden, gestört und erschreckt, vergnügt umhersprang und hinter dem Gebüsch hervorsah. Die Gipfel der stattlichen Pappeln waren oft mit

rothgeflügelten Amseln bedeckt, von deren wildem, fröhlichem Gesang die ganze Gegend wiederhallte. Diese alle gehörten mir sowohl als Edward Lloyd, und eine Zeitlang erfreute ich mich höchlich an ihnen.

In geringer Entfernung von dem großen Hause gewährten die Behausungen der Verstorbenen einen düstern Anblick. Große Grabmäler, von Trauerweiden und Tannen beschattet, verkündeten sowohl das Alter wie den Reichthum der Familie Lloyd. Ueber diesen Familienbegräbnißplatz herrschte unter den Sclaven vielfacher Aberglauben. Einige der ältern Sclaven hatten dort seltsame Gesichte gehabt. Gespenster in Leichentüchern waren auf großen schwarzen Pferden hineingeritten; man wollte um Mitternacht Feuerkugeln fliegen und wiederholt schreckliche Töne gehört haben. Die Sclaven wissen genug von den Anfangsgründen der Theologie, um zu glauben, daß Diejenigen zur Hölle fahren, welche als Sclavenhalter sterben, und sie bilden sich oft ein, daß dieselben sich zurückwünschten, um wieder die Peitsche zu führen. Geschichten von Erscheinungen und Tönen, seltsam und fürchterlich, die mit den großen schwarzen Grabmälern verknüpft waren, verliehen den Umgebungen derselben große Sicherheit, denn nur wenige der Sclaven wagten, sich ihnen selbst bei Tage zu nahen. Es war ein finsterer, unheimlicher und abschreckender Ort, und man konnte sich nicht gut vorstellen, daß die Geister Derjenigen, welche hier ruhten, mit den Seligen des ewigen Friedens genießen sollten.

Die Angelegenheiten von zwanzig bis dreißig Farmen wurden auf dieser besorgt, welche zur Unterscheidung „die große Hausfarm“ genannt wurde. Alle diese Farmen, so wie die Sclaven, welche sich darauf befanden, gehör-

ten dem Oberst Lloyd. Jede Farm stand unter der Leitung eines Aufsehers. Wie ich von dem Aufseher der Hauspflanzung gesagt habe, kann ich auch von denen der kleineren sagen: daß sie zwischen dem Sclaven und allen bürgerlichen Einrichtungen stehen; ihr Wort ist Gesetz, dem man unbedingt gehorcht.

Der Oberst galt zu jener Zeit für unermeßlich reich, und war es auch allem Anschein nach. Seine Sclaven allein machten ein ungeheures Vermögen aus. Diese, Große wie Kleine, können nicht weniger als tausend betragen haben, und obgleich kaum ein Monat verfloß, in dem nicht eine bedeutende Anzahl an die Sclavenhändler aus Georgia verkauft worden wäre, so war darum doch keine Verminderung seiner menschlichen Heerde wahrnehmbar. Auf der Hauspflanzung seufzte man nur über die Entfernung des jungen Zuwachses, oder der menschlichen Ernte, und schritt dann so munter als zuvor weiter. Das Beschlagen der Pferde, Ausbessern der Karren und Pflüge, Küpern, Mahlen und Weben für alle benachbarten Farmen wurde hier vorgenommen, und zu allen diesen Handwerkszweigen wurden Sclaven verwendet. „Onkel Tony" war der Schmied, „Onkel Harry" der Wagenbauer, „Onkel Abel" der Schuster, und sie alle hatten Arbeiter, welche ihnen in ihrem Bereich halfen.

Diese Handwerker wurden von allen jüngern Sclaven „Onkel" genannt, nicht etwa, weil sie wirklich mit einem derselben verwandt waren, sondern der Etikette der Pflanzung gemäß, als Zeichen der Ehrfurcht, welche die jüngern Sclaven den ältern schuldig sind. So seltsam und selbst lächerlich es bei einem so ungebildeten Volk erscheinen mag, das außerdem so viel harten Prüfungen in's Antlitz blicken muß, so findet man doch keine andere

Nation, unter der das Gesetz der Ehrfurcht gegen Aeltere mit solcher Strenge durchgeführt würde. Ich halte dies theils meiner Race für angeboren, theils für herkömmlich. Es giebt auf der Welt kein besseres Material, einen Gentleman daraus zu machen, als den Afrikaner. Er erzeigt Andern und verlangt für sich selbst alle jene Zeichen von Ehrerbietung, welche er seinem Herrn zu erweisen genöthigt ist. Ein junger Sclave darf sich dem ältern nur mit dem Hute in der Hand nahen, und wehe ihm, wenn er es unterläßt, irgend eine Gefälligkeit durch das herkömmliche „danke“ zu erwiedern! Diese Höflichkeit wird unter den Sclaven überall so gleichmäßig beobachtet, daß ich einen falschen Flüchtling an seinem Betragen leicht von einem ächten unterscheiden kann.

Unter andern Sclaven-Notabilitäten der Pflanzung gab es eine, welche von Jedermann Onkel Isaac Copper genannt wurde. Es ist in Maryland selten, daß ein Sclave von irgend Jemand einen Zunamen erhält, und der Süden hat in dieser Beziehung die Gebräuche des Nordens dermaßen gemodelt, daß selbst die Abolitionisten wenig nach dem Zunamen eines Negers fragen. Die einzige bemerkbare Verbesserung besteht darin, daß man aus den „Bills“, „Jacks“, „Jims“ und „Neds“ des Südens „William“, „John“, „James“ und „Edward“ gemacht hat. Es sträubt sich etwas dagegen, einen Neger gerade wie einen Weißen anzureden und zu behandeln. Indessen kommt es hie und da, in der Sclaverei wie in den freien Staaten vor, daß ein Neger durch irgend einen ungewöhnlichen Zufall einen Zunamen besitzt, den er gegen alles Herkommen behauptet. Dies war der Fall mit Onkel Isaac Copper. Wenn man das „Onkel“ wegließ, gab man ihm dafür gewöhnlich den Titel

„Doctor“. Er war sowohl unser Doctor der Medicin als Doctor der Theologie. Wo er seinen Grad erlangt hatte, weiß ich nicht, denn er war nicht sehr mittheilend gegen Niedrigerstehende, zu denen ich entschieden gehörte, da ich erst ein Knabe von sieben bis acht Jahren war. Er stand zu fest in seiner Stellung, um Fragen in Betreff seines angeborenen Talentes oder seiner Gelehrsamkeit zu gestatten. Eine Befähigung besaß er unläugbar: er war ein ausgemachter Krüppel und konnte weder arbeiten, noch würde er das Geringste eingebracht haben, wenn man ihn zum Verkauf ausgeboten hätte; allein obgleich lahm, war der alte Mann doch kein Faullenzer. Er war ein Mann, dem seine Krücken gute Dienste leisteten. Er war immer auf dem Fleck, wenn es galt, die Kranken, so wie alle Diejenigen aufzufinden, welche seiner Dienste bedürfen konnten. Seine ärztlichen Verordnungen umfaßten vier Gegenstände. Für Krankheiten des Körpers: Epsomsalz und Castoröl; für die der Seele: das Vaterunser und Hickoryruthen!

Ich war noch nicht lang bei Oberst Lloyd gewesen, als ich unter die Aufsicht von Doctor Isaac Copper gestellt wurde. Ich wurde mit zwanzig bis dreißig andern Kindern zu ihm geschickt, um das Vaterunser zu lernen. Der alte Herr saß auf einem hohen dreibeinigen Stuhle von Eichenholz, und war mit mehren langen Hickoryruthen bewaffnet. Vermöge seines hohen Platzes konnte er, trotzdem er lahm war, alle Jungen im Zimmer erreichen. Nachdem wir eine Weile gestanden hatten, um zu hören, was wir sollten, befahl der alte Herr uns in einem nichts weniger als andächtigen Ton, niederzuknien. Als dies geschehen war, gebot er uns, ihm alles was er sagte nachzusprechen. „Unser Vater“ — dies

wiederholten wir schnell und im Chor; „der du bist im Himmel“ — wurde weniger schnell und einstimmig wiederholt, und der alte Herr hielt im Gebet inne, um uns eine kurze Vorlesung über die gegenwärtigen und zukünftigen Folgen der Unaufmerksamkeit zu halten, vorzüglich aber über die nächsten. Ueber diese besaß er vollkommene Gewißheit, da er in seiner Rechten das Mittel hielt, um alle seine Prophezeiungen und Warnungen sogleich zu bewähren. Dann fuhr er mit dem Gebet fort, und wir folgten ihm mit unsern schweren Zungen und ungeübten Ohren so gut wir nur konnten. Dies war indessen nicht genug, um den alten Herrn zufrieden zu stellen. Im Süden verlangt Jeder das Vorrecht, einen Andern zu schlagen. Onkel Isaac theilte diese gemeinsame Leidenschaft seines Vaterlandes, und wußte seine Schüler deshalb nur mit Hieben in Ordnung zu halten. „Sagt alles, was ich sage!“ und ratsch! fiel die Ruthe auf den unandächtigen Kopf irgend eines armen Jungen nieder. „Wonach gaffst Du?“ — „Laß das Stoßen“ — und wieder flog die Ruthe herunter.

Die Peitsche ist Alles in Allem. Sie soll dem Sclavenhalter Gehorsam verschaffen, und wird unter den Sclaven selbst als das Hauptmittel gegen materiellen wie geistigen Ungehorsam gebraucht. Die Sclaven sowohl, als die Sclavenhalter führen sie mit schonungsloser Hand. Unsere Andachtsübungen bei Onkel Isaac hatten einen viel zu tragi-komischen Anstrich, um sehr ersprieslich zu sein, und ich muß gestehen, daß ich oft die Bet- und Peitschübungen bei Doctor Isaac Copper versäumte.

Die Windmühle, unter der Aufsicht eines Herrn Kinney, eines freundlichen alten Engländers, war für mich eine unversiegbare Quelle des Vergnügens und In-

teresses. Der alte Mann schien es immer gern zu sehen, wenn sich eine Schaar kleiner dunkler Jungen in ihren im Winde flatternden sackleinenen Hemden nahte, um die kreisenden Räder seiner wunderbaren Maschine zu betrachten und anzustaunen. Von der Mühle aus konnten wir noch andere Dinge von großem Interesse wahrnehmen. Dies waren die Schiffe von St. Michael auf ihrem Weg nach Baltimore. Es gewährte uns große Unterhaltung, die flatternden Segel und das complicirte Tauwerk der kleinen Fahrzeuge zu betrachten und Vermuthungen über die Größe und Beschaffenheit von Baltimore anzustellen. Der Leser kann sich denken, daß ich inmitten so vieler interessanter Gegenstände bald eine sehr hohe Meinung von Oberst Lloyd's Pflanzung hegte. Es war gerade der Ort, welcher meinem knabenhaften Geschmack am meisten behagte. In dem Creek konnte man Fische fangen, wenn man nur Angel und Leine hatte, und die Krebse, Muscheln und Austern konnte man erlangen, wenn man nach ihnen wadete, grub und wühlte. Hier war der Geschicklichkeit und dem Unternehmungsgeist ein einladendes Feld geöffnet, und der Leser kann sich versichert halten, daß ich es mit Eifer betrat.

Selbst der gefürchtete alte Herr, dessen hartes Gebot mich von Tuckahoe hierher gerufen hatte, verlor nach und nach alle seine Schrecken. Seltsam genug schienen seine Gestrengen weder von mir noch von meinem Hiersein viel Notiz zu nehmen. Anstatt herauszustürzen und mich zu verschlingen, schien er meine Gegenwart kaum zu bemerken. Der Grund lag einfach darin, daß er mit wichtigern Dingen beschäftigt war, als sich um mich zu kümmern oder mich zu quälen. Mein Kommen war ihm wahrscheinlich nicht wichtiger, als ihm die Vermehrung

seines Viehstandes durch ein einzelnes Ferkel gewesen wäre.

Als Hauptverwalter von Oberst Lloyd's Pflanzung hatte er vielfache und schwierige Obliegenheiten. Fast in allen wichtigen Angelegenheiten vertrat er dessen Stelle. Die Aufseher aller Farmen standen unter ihm und empfingen alle Befehle von ihm. Es ereignete sich selten, daß der Oberst selbst mit einem Aufseher sprach, oder diesem gestattet hätte, ihn anzureden. Der alte Herr hatte die Schlüssel aller Vorrathshäuser, maß am Ende des Monats die Ration jedes Sclaven ab, beaufsichtigte das Aufspeichern aller Vorräthe, welche nach der Pflanzung gebracht wurden, theilte den Handwerkern das rohe Material aus, verschiffte das Getreide, den Tabak und den ganzen übrigen für den Verkauf bestimmten Ertrag der Pflanzung und hatte die allgemeine Aufsicht über die Werkstätten der Küper, Rademacher, Schmiede und Schuster. Außerdem hatte er oft Angelegenheiten der Pflanzung zu besorgen, die ihn zwei bis drei Tage entfernt hielten.

Dergestalt in Anspruch genommen, hatte er wenig Zeit und vielleicht eben so wenig Neigung, sich mit den Kindern persönlich abzugeben. Tante Katy nahm bei ihm die Stelle ein, die er bei Oberst Lloyd einnahm. Wenn er hinsichtlich unserer irgend etwas zu verfügen hatte, so geschah es massenweise oder nach der Größe; alle Einzelheiten überließ er der Tante Katy, über die der Leser nach dem zuvor Erzählten schwerlich eine sehr günstige Meinung gefaßt hat. Tante Katy hielt sich niemals innerhalb der Grenzen der ihr eingeräumten Macht, so weit diese auch gehen mochte. Sie war herrschsüchtig, grausam und übellaunig, und konnte in ihrer gegenwär-

tigen Stellung allen diesen bösen Anlagen vollen Spielraum lassen. Sie hatte eine mächtige Stütze an dem alten Herrn, in dessen Gunst sie sehr hoch stand, da sie für eine vortreffliche Köchin galt und wirklich sehr fleißig war. Ein Beweis dieser Gunst war es, daß sie allein unter allen Sclavinnen ihre Kinder bei sich haben durfte, aber selbst diese behandelte sie oft mit roher Grausamkeit. Eines Tages verfolgte sie ihren Sohn Phil in meiner Gegenwart mit einem großen Schlachtmesser und versetzte ihm mit der Schneide einen Hieb, der ihm einen tiefen Schnitt am Handgelenk verursachte. Dies zog ihr einen scharfen Verweis von dem alten Herrn zu, und er drohte ihr, daß er ihr die Haut vom Rücken peitschen würde, wenn sie sich jemals etwas Aehnliches zu Schulden kommen ließe. So barbarisch Tante Katy gegen ihre Kinder sein konnte, fehlte es ihr indessen durchaus nicht an einer gewissen mütterlichen Vorliebe, welche ich oft Gelegenheit hatte, in dem nagenden Hunger zu empfinden, welchen ich auszustehen hatte. Anstatt wie der Oberst Lloyd jedem Sclaven seine bestimmte Ration auszutheilen, übergab der alte Herr sie im Ganzen der Tante Katy, um sie zu kochen und dann unter uns zu vertheilen. Die Ration bestand aus grobem Welschkornmehl und war sehr spärlich, und wurde für Einige unter uns unter Tante Katy's Händen noch kleiner. Oft ließ sie mich und die andern Kinder hungern, während sie ihre eigenen buchstäblich vollstopfte.

Während des ersten Sommers, den ich bei meinem alten Herrn zubrachte, war der Hunger meine größte Qual. Die Austern und Muscheln, mit einer gelegentlichen Aushülfe von Brod, thaten zwar gute Dienste, doch ohne eine solche erwiesen sie sich bald als unge-

nügend. Oft quälte der Hunger mich dermaßen, daß ich mich mit „Old Nep“, dem Hund, um die kleinsten Krumen stritt, welche vom Küchentisch abfielen, und mich glücklich schätzte, wenn ich in dem Kampf nur einen einzigen Bissen erbeutete Häufig folgte ich dem Mädchen, wenn sie das Tischtuch ausschüttelte, um den Abfall und die kleinen Knochen zu erhaschen, welche den Katzen hingeworfen wurden. Auch dem Wasser, in dem das Fleisch gekocht worden, stellte ich eifrig nach, und hielt es für einen großen Genuß, wenn ich ein Stück Brod hineintauchen konnte; die Schwarte von einem Stück verschimmelten Specks war ein entschiedener Luxus. Trotzdem erhielt ich manchmal von mitfühlenden alten Sclaven, welche meine Leiden kannten, ein volles Mahl und den Trost, daß ich mit der Zeit ein Mann werden würde. Die Versicherung, daß bessere Tage kommen würden, gewährte mir schon damals, inmitten aller Widerwärtigkeiten Linderung und Trost. Uebrigens richteten nicht nur die Sclaven freundliche Worte an mich, ich hatte auch im Salon eine Freundin, welche ich mich freuen werde, noch in diesem Theil meiner Geschichte zu erwähnen.

Bald nachdem ich zu dem alten Herrn gekommen war, hörte ich, daß sein Zunamen Anthony war, und daß man ihn allgemein „Capitain Anthony“ nannte, welchen Titel er wahrscheinlich dadurch erlangt hatte, daß er ein Fahrzeug auf der Chesapeakebay führte. Oberst Lloyd's Sclaven nannten ihn nicht den „alten Herrn,“ sondern Capitain Anthony, und ich wurde „Capitain Anthony Fed“ genannt. Schwerlich giebt es im ganzen Süden eine Pflanzung, auf der ein schlechteres Englisch gesprochen wurde, als auf Lloyd's. Es ist eine Mischung der Guineasprache und der Himmel weiß wovon noch.

Zu jener Zeit befanden sich dort mehre Sclaven, die von Afrika eingeführt worden waren. Sie brauchten niemals das s, um den Genetiv anzudeuten. „Cap'n Ant'ney Tom", „Lloyd Bill", „Tante Rose Harry" heißt so viel als: Capitain Anthony's Tom, Lloyd's Bill u. s. w. „Oo you dem long to?" heißt: „whom do you belong to?" (wem gehörst Du?) „Oo dem got any peachy?" heißt: „have you got any peaches?" (Hast Du Pfirsiche?). Im Anfang verstand ich diese Sprache kaum, und schwerlich giebt es auf der ganzen Welt einen andern Ort, wo ich von meinen Gefährten weniger hätte lernen können, als auf dieser Pflanzung. Selbst „Mas' Daniel" hatte durch den Umgang mit den Sclaven seines Vaters einigermaßen deren Dialect und Ideen angenommen, so weit sie selbst Ideen mitzutheilen hatten. In der Kindheit macht sich die Neigung zu dem Gleichartigen besonders geltend; Kinder verlangen Kinder als Gefährten, gleichviel von welcher Farbe. Bist du nur ein Kind, mit den natürlichen — nicht angeeigneten — Wünschen und Neigungen eines Kindes, so wirst du dem alabasterweißen Kind willkommen sein, seist du auch selber schwarz wie Ebenholz. Das Gesetz der Ausgleichung waltet hier wie überall. Mas' Daniel konnte nicht mit der Unwissenheit verkehren, ohne einen Anstrich davon anzunehmen, und ebensowenig konnte es fehlen, daß auf seine schwarzen Spielgefährten etwas von seiner Bildung überging. So wenig ich dies in jener Zeit wußte oder darnach fragte, suchte ich doch Mas' Daniel's Gesellschaft besonders auf, und zog sie der fast aller übrigen Kinder vor.

Mas' Daniel war Oberst Lloyd's jüngster Sohn; seine ältern Brüder, Edward und Murray, waren schon zwei schöne junge Männer. Edward stand bei mir und

den übrigen Kindern in hoher Achtung; nicht etwa, daß er sich jemals gegen irgend einen von uns besonders freundlich gezeigt hätte, aber es war schon genug, daß er nicht mit Verachtung auf uns herabsah. Außerdem lebten dort noch Lloyd's drei verheiratheten Töchter.

Die Familie des alten Herrn bestand aus zwei Söhnen, Andrew und Richard, seiner kürzlich verheiratheten Tochter Lucretia und deren Mann, Capitain Auld. In der Küche befanden sich Tante Katy, Tante Esther und zehn bis zwölf Kinder, von denen die meisten älter waren als ich. Capitain Anthony galt nicht für einen reichen Sclavenhalter, doch befand er sich in guten Verhältnissen. Er besaß ungefähr dreißig „Köpfe" und drei Farmen in Tuckahoe. Den werthvollsten Theil seines Eigenthums machten die Sclaven aus, von denen er alle Jahre einen verkaufte. Diese Ernte trug ihm jährlich sieben bis achthundert Dollars außer seinem Gehalt und den Einkünften seiner Farmen ein.

Der Standesunterschied wurde auf Lloyd's Pflanzung in aller Strenge aufrecht erhalten. Seine Familie kam weder zu der unsern, noch besuchte diese das große Haus. Eben so wenig fand Umgang zwischen Capitain Anthony und Herrn Sevier, dem Aufseher, statt.

Dies war die Gesellschaft und der Ort, an dem ich die ersten und dauerhaftesten Eindrücke der Sclaverei und des Sclavenlebens erhielt, die ich in den folgenden Capiteln mittheilen werde.

Fünftes Kapitel.

Einweihung in die Geheimnisse der Sclaverei.

Obgleich mein alter Herr, Capitain Anthony, mir anfänglich, wie gesagt, wenig Aufmerksamkeit schenkte und sich, so weit ich ihn kennen lernte, äußerst mild und freundlich zeigte, so waren doch wenige Monate hinreichend, mich zu überzeugen, daß Milde und Freundlichkeit keineswegs in seinem Charakter vorherrschten, wenn er sich auch gelegentlich den Anschein davon gab. Wenn der Unterdrückte bei ihm Schutz vor seinem Verfolger verlangte, konnte er vollkommen unempfänglich für alle Ansprüche der Menschlichkeit scheinen, und er konnte selbst bodenlose, finstere, schreckliche Gewaltthaten begehen. Trotzdem war er von Natur nicht schlechter als andere Menschen. Wäre er in einem freien Staat, innerhalb jener vernünftigen Schranken der freien Gesellschaft aufgewachsen, welche für die gleichmäßige Freiheit ihrer Glieder unerläßlich sind, so wäre er vielleicht so menschlich und ehrenwerth, als Viele von Denen gewesen, welche jetzt die Sclaverei verdammen, und jedenfalls so menschlich und ehrenwerth als die Masse der Menschen im Allgemeinen ist. Der Sclavenhalter ist so gut als der Sclave das Opfer des Sclavensystems. Der Charakter eines Menschen formt sich nach seinen Umgebungen, und kein Verhältniß auf der Welt ist seiner Entwickelung ungünstiger als das zwischen

dem Herrn und Sclaven. Die Vernunft ist gefesselt und die Leidenschaften herrschen. Gleich dem Feuer der Prairie sind sie, wenn einmal entzündet, von jedem Windhauch abhängig, und erlöschen erst, wenn sie alles Brennbare verzehrt haben, das sie in ihrer Wuth erreichen können. Capitain Anthony konnte gütig, ja selbst herzlich sein, und hätte der Leser ihn gesehen, wenn er mich freundlich an der Hand führte, wie er manchmal that, mir liebkosend die Hand auf den Kopf legte, zutraulich mit mir sprach und mich seinen kleinen Indianer nannte, so würde er ihm äußerst gutmüthig, fast väterlich erschienen sein. Allein die gute Laune des Sclavenhalters ist leicht gestört; sie kommt weder häufig, noch dauert sie lang. Sie ist unaufhörlichen Prüfungen unterworfen, welche, da er dieselben nie mit Geduld erträgt, nur dazu beitragen, seine Reizbarkeit zu erhöhen.

Ich gewann sehr frühzeitig die Ueberzeugung, daß der alte Herr sich innerlich unglücklich fühlte. Sein verstörtes, mitunter sogar wildes Aussehen entging selbst meinem Kinderauge nicht; seine seltsamen Bewegungen erweckten meine Neugier und mein Mitgefühl. Er konnte kaum allein sein, ohne mit sich selbst zu sprechen, und zuweilen tobte er, als wenn er ein ganzes Heer unsichtbarer Feinde zu bekämpfen gehabt hätte. „Er würde dies und das und jenes thun; er wolle verdammt sein, wenn er es nicht thäte:“ dies war seine gewöhnliche Drohung. Wenn er nicht beschäftigt war, ging er fast unaufhörlich umher, indem er fluchte und gesticulirte, wie von einem bösen Dämon gequält; er war augenscheinlich ein unglücklicher Mensch, im Kampf mit sich und der Außenwelt. Er fragte wenig darnach, ob die Kinder ihm zuhörten; unsere Gegenwart war ihm so gleichgültig als die der Gänse

und Enten auf der Wiese, und es fiel ihm nicht ein, daß diese kleinen schwarzen Buben bis in sein Innerstes sahen. Die Sclavenhalter schlagen die Intelligenz ihrer Umgebung stets zu gering an; ich verstand in der That die Selbstgespräche und Geberden des alten Mannes so gut als er selbst, allein der Sclavenhalter giebt sich in seinem Verkehr mit dem Sclaven nicht die Mühe, diesen tiefer zu ergründen. In einem menschlichen Eigenthum ist Unwissenheit eine große Tugend, und da der Herr strebt, den Sclaven unwissend zu erhalten, ist dieser klug genug, ihm glauben zu machen, daß es ihm gelinge. Der Sclave begreift vollkommen, daß „wo Unwissenheit ein Segen, es Thorheit ist, weise zu sein“. Wenn die Geberden des alten Herrn heftig wurden und mit einem drohenden Kopfschütteln und harten Schnellen des Mittelfingers und Daumens endigten, fand ich es immer rathsam, mich in ehrfurchtsvoller Entfernung zu halten, denn in solchen Augenblicken wuchsen unbedeutende Versehen in seinen Augen zu schweren Vergehungen, und da er sowohl Gewalt als auch die Neigung besaß, dieselbe auszuüben, so brauchte das Opfer sich nur zufällig in der Nähe zu befinden, um sogleich die — gleichviel ob verdiente oder unverdiente — Züchtigung zu empfangen.

Einer der ersten Vorgänge, welche mir über die Grausamkeit und Schändlichkeit der Sclaverei und die Herzlosigkeit meines alten Herrn die Augen öffneten, war dessen Weigerung, seine Macht zum Schutz eines jungen Mädchens zu brauchen, welches von seinem Aufseher in Tuckahoe grausam geschlagen und mißhandel worden war. Dieser Aufseher, Plummer genannt, war gleich den Meisten seines Gewerbes, nicht viel besser als ein menschliches Vieh; außer seiner allgemeinen Verworfenheit und

seiner widerwärtigen Gemeinheit war der Wicht noch ein elender Trunkenbold. Wahrscheinlich brauchte mein alter Herr ihn nicht sowohl wegen der Vortrefflichkeit seiner Dienste, als wegen des niedrigen Preises derselben: er war nicht fähig, ein Gespann Maulthiere zu beaufsichtigen, und in einem Anfall trunkener Wuth verübte er die Unthat, um derentwillen das junge Mädchen bei meinem Herrn Schutz suchte. Das arme Mädchen, die Tochter meiner Tante Milly, gewährte bei ihrer Ankunft einen erbarmenswerthen Anblick. Sie war eilig und unvorbereitet, und wahrscheinlich ohne Plummer's Wissen hergekommen, und hatte zwölf Meilen barfuß, mit bloßen Schultern und unbedecktem Kopfe zurückgelegt. Ihr Nacken und ihre Schultern waren mit frischen Striemen bedeckt, und nicht damit zufrieden, diese mit der Peitsche zu zerfleischen, hatte der niederträchtige Wicht ihr noch mit einem Hickoryknüppel einen Schlag auf den Kopf versetzt, der eine klaffende Wunde verursachte, aus der das Blut ihr über das Gesicht strömte. Ich erwartete, daß der Herr über dies empörende Verfahren vor Wuth außer sich gerathen und in Verwünschungen gegen Plummer ausbrechen würde, doch sah ich mich getäuscht. Streng und barsch sagte er: er zweifle nicht, daß ihr ganz recht geschehen sei, und wenn sie nicht augenblicklich nach Hause ginge, würde er ihr selbst die übrige Haut vom Rücken peitschen. So mußte das arme Mädchen ohne Weiteres zurückkehren, um vielleicht eine abermalige Züchtigung zu empfangen, weil sie gewagt hatte, sich bei dem Herrn über den Aufseher zu beklagen.

Der alte Herr schien wüthend darüber, daß man ihn mit solchen Klagen belästigte. Ich begriff damals sein Verfahren nicht; es war streng, unnatürlich und gewalt-

sam. War der Mann jedes Mitgefühls unfähig? jeder Regung von Menschlichkeit unzugänglich? Nein! Ich glaube ihn jetzt besser zu verstehen; diese Behandlung entsprang mehr aus dem System als aus dem Charakter des Menschen. Wollen die Sclavenhalter solche Beschwerden über die Aufseher berücksichtigen, so würde es bald unmöglich sein, viele Sclaven zu halten. Das Amt des Aufsehers würde dadurch ganz wegfallen, oder mit andern Worten, es würde den Herrn selbst zum Aufseher machen. Dies würde viel Zeit und Mühe kosten und den Aufseher der nöthigen Macht berauben, seinen Befehlen Gehorsam zu sichern. Dergleichen Appellationen sind demnach streng verboten, und wer sie dennoch wagt, läuft Gefahr, dafür büßen zu müssen. Besitzt ein Sclave dennoch den Muth, sich mit einer wohlbegründeten Klage über einen Aufseher entschlossen an seinen Herrn zu wenden, so wird er sich zwar vielleicht abgewiesen sehen, die Behandlung, über die er sich beschwerte, mag sogar wiederholt werden, der Herr selbst sowohl als der Aufseher werden ihn wegen seiner Dreistigkeit züchtigen, allein zuletzt wird doch gewöhnlich ein Nachlaß in der Strenge des Aufsehers die Beschwerde rechtfertigen. Dieser wird vorsichtiger und findet nicht mehr so viel Veranlassung, die Peitsche zu brauchen. Die Aussicht auf diesen spätern Erfolg bestimmt den gemißhandelten Sclaven eher, sich bei seinem Herrn zu beklagen, als die Erwartung unmittelbarer Abhülfe. Der Aufseher sieht es natürlich sehr ungern, wenn der Herr durch Beschwerden belästigt wird, und entweder aus diesem Grunde oder einer ihm im Stillen von dem Herrn ertheilten Warnung zufolge, läßt er nach einem Auftritt, gleich dem eben erzählten, gewöhnlich in seiner Härte nach.

Was der Sclavenhalter sich auch gegen den Sclaven erlauben mag, und welche Mißhandlung er auch des Beispiels wegen oder zur Befriedigung seiner Laune über ihn verhängen mag, so kann ihm in Ermangelung irgend eines Anlasses doch der Anblick der blutenden Wunden einer wehrlosen Sclavin kein Vergnügen gewähren. Stößt er sie trotzdem von sich, ohne ihr Hülfe zu gewähren, so folgt er gewöhnlich vielmehr Gründen der Klugheit, als einer verhärteten Natur oder einer angeborenen Rohheit. Ist indessen einmal sein Zorn erregt, seine Leidenschaft entfesselt, so wird der Sclaveneigenthümer den Aufseher an Grausamkeit noch weit überbieten. Er wird dem Sclaven zeigen, daß sein Zorn weit schrecklicher, grenzenloser und gefährlicher ist, als der des untergeordneten Aufsehers. Was dieser vielleicht mechanisch und gedankenlos that, das thut er jetzt mit Absicht. Der Mann, welcher jetzt die Peitsche schwingt, steht unter keiner Verantwortlichkeit. Er kann sein Opfer verstümmeln, ja tödten, ohne die Folgen zu scheuen, da sie ihm höchstens materiellen Verlust bringen können, und für einen Menschen von so heftigem Temperament, als mein Herr war, konnte dies nur eine schwache, ungenügende Schranke sein. Ich habe ihn in einem Ausbruch von Wuth gesehen, wie ich eben geschildert habe, einer Wuth, welche durch verletzte Eitelkeit, Haß, Neid, Eifersucht und Rachedurst auf's Höchste gesteigert war.

Die Vorgänge, welche ich zu erzählen im Begriff bin, und die jenen schrecklichen Wuthausbruch hervorriefen, sind weder auffallend, noch stehen sie im Sclavenleben vereinzelt da, sondern ereignen sich vielmehr in jedem Sclavenbezirk, den ich kennen lernte. Sie entspringen

alles, was vorging, ohne von dem alten Herrn bemerkt zu werden. Esthers Hände waren fest gebunden, und der Strick war an einem starken Haken in einem Balken über dem Heerde befestigt. Sie stand auf einer Bank, die Arme über der Brust zusammengeschnürt, Rücken und Schultern bis zum Gürtel entblößt. Hinter ihr stand der alte Herr, die Peitsche in der Hand, und bereitete sich auf sein barbarisches Werk mit allen möglichen rohen, gemeinen und empörenden Schimpfnamen vor. Das Geschrei seines Opfers war durchdringend. Er zeigte sich überlegt grausam und verlängerte die Folter, als wenn der Auftritt ihm Vergnügen gewährte. Immer von Neuem zog er die scheusliche Peitsche durch die Hand und bog sie zurecht, um den schmerzlichsten Hieb zu versetzen. Esther war noch niemals hart gepeitscht worden, und ihre Schultern waren voll und zart. Jeder der kräftig geführten Streiche war von Geschrei, wie von Blut gefolgt. „Erbarmen! Erbarmen!" rief sie, „ich will es nicht wieder thun!" allein ihr durchdringendes Schreien schien seine Wuth nur zu erhöhen und seine Erwiederungen waren zu gemein und empörend, um hier wiedergegeben zu werden. Der ganze Auftritt war im höchsten Grade empörend und widerwärtig, und bedenkt man die Gründe dieser brutalen Geißelung, so findet man keine Ausdrücke mehr, um das Schändliche, Verbrecherische derselben zu bezeichnen. Nachdem der alte Herr seinem blutenden Opfer dreißig bis vierzig Hiebe versetzt hatte, band er sie los und ließ sie herunter steigen. Sie konnte sich kaum aufrecht erhalten, als sie losgemacht war; von ganzem Herzen bemitleidete ich sie, und obgleich ich noch ein Kind war, entzündete diese Schändlichkeit in mir ein nichts weniger als friedliches

Gefühl; allein ich war verstummt, erschrocken, betäubt und konnte nichts thun; vielleicht stand mir Esthers Schicksal nächstens bevor. Der eben geschilderte Auftritt wiederholte sich oft für die arme Esther, und ihr Leben war, soweit ich es kannte, eine Folge von Leid und Elend.

Sechstes Kapitel.

Behandlung der Sclaven auf Lloyd's Pflanzung.

Die herzzerreißenden Vorgänge, welche ich in dem vorhergehenden Kapitel erzählt habe, veranlaßten mich, frühzeitig dem Wesen und der Geschichte der Sclaverei nachzuforschen. Warum bin ich ein Sclave? Warum sind Manche Sclaven und Andere Herren? War es jemals anders? Wodurch wurde dies Verhältniß hervorgerufen? Dies waren die beunruhigenden Fragen, welche jetzt begannen mich zu beschäftigen und meine unentwickelte Denkkraft in Anspruch zu nehmen, denn ich war noch ein Kind, und wußte weniger, als Kinder desselben Alters in den freien Staaten zu wissen pflegen. Da ich alle meine Fragen über diese Gegenstände nur an Kinder richten konnte, die nicht viel älter und nur wenig besser darüber unterrichtet waren als ich selbst, so dauerte es lang bis ich festen Grund gewann. Nach und nach erfuhr ich, daß „Gott oben im Himmel" alle Menschen erschaffen habe, und daß er die Weißen gemacht hätte um Herren und Herrinnen, und die Schwarzen um Sclaven zu sein. Dies konnte mich weder zufrieden stellen, noch mein Interesse an der Sache vermindern. Es wurde mir auch gesagt, daß Gott gut sei, und wisse was für mich und

jeden Menschen am Besten sei. Dies letztere stimmte nicht mit dem Vordersatz überein, da es allen meinen Begriffen von Güte schnurstracks widersprach. Es war nicht gut, den alten Herrn Esthers Rücken zerfleischen und sie umsonst schreien zu lassen, und wie wußten die Leute außerdem, daß Gott die Schwarzen zu Sclaven geschaffen habe? Waren sie in den Himmel hinaufgestiegen und hatten es dort erfahren; oder war er heruntergekommen und hatte es ihnen gesagt? Alles dies war in tiefes Dunkel gehüllt. Hinsichtlich meiner Begriffe von der Güte Gottes gewährte es mir einige Beruhigung zu erfahren, daß, obgleich er die Weißen gemacht habe, um Sclavenhalter zu sein, er sie nicht erschaffen habe, um böse Sclavenhalter zu sein, daß er sie seiner Zeit bestrafen und nach ihrem Tode nach dem „schlimmen Ort" schicken und dort verbrennen lassen würde. Trotz alledem konnte ich die Sclaverei nicht mit meinen unreifen Begriffen von Güte in Einklang bringen.

Außerdem stieß ich auf verwirrende Ausnahmen von dieser Theorie der Sclaverei. Ich kannte Schwarze, die keine Sclaven waren; ich kannte Weiße, welche nicht Sclavenhalter waren, und ich kannte Menschen, die, obschon fast weiß, dennoch Sclaven waren. Die Farbe war demnach eine sehr ungenügende Grundlage für die Erklärung der Sclaverei.

Sobald ich einmal in diesen Nachforschungen begriffen war, währte es indessen nicht lang, bis ich die richtige Auflösung des Räthsels fand. Es war nicht die Farbe, sondern das Verbrechen, nicht Gott, sondern der Mensch, durch welchen das Dasein der Sclaven erklärt wurde. Einmal auf der Spur, gelangte ich auch bald zu der andern wichtigen Wahrheit, daß alles, was

von Menschen gemacht ist, auch von Menschen zerstört werden kann. Die beängstigende Dunkelheit schwand und der Gegenstand wurde mir auf einmal klar. Es gab hier Sclaven, welche von Guinea eingeführt worden waren, und andere, die erzählten, daß ihre Väter und Mütter aus Afrika geraubt, mit Gewalt aus ihrer Heimath fortgeschleppt und gezwungen worden waren, als Sclaven zu dienen. Dies war mir Kenntniß, aber eine Kenntniß, die mich mit glühendem Haß gegen die Sclaverei erfüllte, meinen Schmerz nur erhöhte und mir kein Mittel zeigte, der Knechtschaft zu entrinnen. Indessen war selbst diese Kenntniß etwas werth. Ich kann nicht älter als sieben bis acht Jahre gewesen sein, als ich anfing, diesem Gegenstand nachzuforschen. In Wald und Feld, am Ufer des Flusses, und wo ich sonst noch umherstreifen mochte, verfolgte er mich, und obgleich ich in jener Zeit noch gar nichts von dem Dasein freier Staaten wußte, erinnere ich mich deutlich, daß ich schon damals die feste Ueberzeugung hegte, daß ich einst ein freier Mann sein würde. Diese tröstliche Zuversicht war gleichsam der Traum meiner innern, menschlichen Natur, welche allen Schrecken der Sclaverei Trotz bot, deren ganze Macht sie nie zum Schweigen zu bringen oder auszulöschen vermochte.

Bis zu jener brutalen Geißelung meiner Tante Esther, und dem Augenblick, als ich das arme Mädchen von Tuckahoe, welches der grausame Plummer so unbarmherzig mißhandelt hatte, in solch schrecklichem Zustand sah, war meine Aufmerksamkeit nicht besonders auf diese krassen Züge der Sclaverei hingeleitet worden. Ich hatte, wie sich von selbst versteht, wohl von Peitschenhieben und heftigen Begegnungen zwischen Aufsehern und Scla=

ven gehört, allein ich war immer abwesend gewesen, wenn sie vorfielen. Meine Spiele und Vergnügungen hielten mich meistens von den Welschkorn- und Tabaksfeldern fern, auf denen die Arbeiter beschäftigt waren und wo man dergleichen Auftritten oft genug beiwohnen konnte. Allein nach der Züchtigung meiner Tante Esther sah ich ähnlich empörende Vorfälle bei meinem Herrn, wie auch auf Lloyd's Pflanzung. Einer der ersten, bei denen ich zugegen war und welcher mich nicht wenig erregte, war die Geißelung einer Frau, Nelly genannt, die dem Obersten Lloyd gehörte. Ihr angebliches Vergehen war eins der häufigsten und unbestimmtesten in dem langen Verzeichniß von Vergehungen, welche den Sclaven gewöhnlich zur Last gelegt werden, nämlich „Unverschämtheit". Dies kann fast alles und auch wieder gar nichts bedeuten, je nach der augenblicklichen Laune des Herrn oder des Aufsehers. Was auch immer der Fall sein oder nicht sein mag, sobald es nur „Unverschämtheit" genannt wird, kann der Angeschuldigte sicher auf Peitschenhiebe rechnen. Dies Vergehen kann in mehrfacher Weise begangen werden: durch den Ton, in dem eine Antwort gegeben wird, durch Antworten überhaupt, durch Nichtantworten, durch den Gesichtsausdruck, es kann in einer Kopfbewegung oder in dem Gang, der Haltung und den Geberden eines Sclaven liegen. In dem vorliegenden Fall bin ich geneigt zu glauben, daß es sich allen Gesetzen der Sclaverei zufolge in der That um ein Beispiel ächter Unverschämtheit handelte. Nelly besaß alle nöthigen Eigenschaften, um sich dieses Vergehens schuldig zu machen. Sie war eine helle Mulattin, die anerkannte Frau eines Lieblingssclaven, der an Bord von Lloyd's Schaluppe diente, eine kräftige lebhafte Frau und die Mutter von

fünf muntern Kindern. Meine Aufmerksamkeit wurde zuerst durch das Schreien und Fluchen rege, das den Auftritt begleitete, ich folgte der Richtung und stieß bald auf die Kämpfenden. Herr Sevier, der Aufseher, hatte Nelly ergriffen und versuchte sie nach einem Baum hinzuzerren; sie widerstand ihm entschlossen, doch mit keinem andern Erfolg, als daß sie die Ausführung seiner Absicht verzögerte. Nelly hatte, wie gesagt, fünf Kinder; drei davon waren gegenwärtig, und obgleich noch klein — höchstens sieben bis zehn Jahre alt — kamen sie ihrer Mutter muthig zu Hülfe und überschütteten den Aufseher mit einem gehörigen Steinregen. Einer der kleinen Jungen kam heran, ergriff den Aufseher am Bein und biß ihn, aber das Ungeheuer war zu beschäftigt mit Nelly, um sich um die Angriffe der Kinder zu kümmern. Auf Sevier's Gesicht zeigten sich zahlreiche blutige Stellen, die sich während des Kampfes noch vermehrten, die Spuren von Nelly's Nägeln, welche ich mit Freuden wahrnahm. Während die Kinder wild durcheinanderschrien: „Laß die Mama los! — laß die Mama los!“ entfuhren dem Aufseher einige grimmige Flüche und Drohungen, daß er „das verfluchte Mensch schon lehren würde, frech gegen einen Weißen zu sein“. Ohne Zweifel glaubte Nelly über den übrigen Sclaven zu stehen; sie war eine verheirathete Frau, eine Mutter, und ihr Mann war ein geschützter und bevorzugter Sclave, einer der ersten Matrosen an Bord der Schaluppe, welche, da sie die Pflanzung auswärts zu vertreten hatten, im Ganzen mit Schonung behandelt wurden. Der Aufseher hatte kein Recht, Harry zu peitschen; weshalb sollte es ihm denn gestattet sein, Harry's Frau zu peitschen? Solche Gedanken mochten sie bewegen; jedenfalls wehrte

sie sich tapfer und schien — gegen die gewöhnliche Art der Sclaven — entschlossen, dem Aufseher die Ausführung seiner Absicht so schwer als möglich zu machen. Die blutigen Spuren, welche Beide im Gesicht trugen, bezeugten ihren Muth sowohl als die Geschicklichkeit, mit der sie ihre Nägel brauchte. Ich erwartete, daß Sevier, durch ihren Widerstand auf's Aeußerste getrieben, sie durch einen betäubenden Schlag zu Boden strecken würde; aber nein, gleich einem wüthenden Bulldog, dem er innerlich wie äußerlich glich, ließ er nicht los und schleppte sie trotz ihres Widerstrebens und des Geschrei's der Kinder auf den Baum zu. Gewiß würde er sie mit seinem Hickorystock niedergeworfen haben, hätte er nicht befürchten müssen, daß eine solche That ihn seine Stelle kosten könnte. Man hält es oft für nöthig, einen Mann zu Boden zu werfen, um ihn zu binden, aber man würde es feige und unverzeihlich finden, wenn ein Aufseher sich einfallen ließe, auf diese Weise gegen eine Frau zu verfahren. Er soll sie binden und ihr, nach südlicher Sprachweise, „eine anständige Züchtigung“ geben, ohne dabei große Kraft und Geschicklichkeit zu entfalten. Ich sah mit athemloser Spannung dem Verlauf des Kampfes zu, und betrübte mich über jeden Vortheil, den der Wicht gewann. Zuweilen schien es, als wenn sie siegen würde, allein zuletzt gelang es ihm, sie zu überwältigen, ihr den Strick um die Arme zu schlingen und sie fest an den Baum zu binden, den er sich dazu ausersehen hatte. Als dies geschehen war, befand Nelly sich ganz in der Gewalt seiner mitleidslosen Peitsche, und jetzt folgte ein Auftritt, den zu beschreiben mir der Muth fehlt. Der Elende machte jede seiner Drohungen wahr, und schwang die Peitsche mit aller Heftigkeit der wüthendsten Rachsucht. Das Ge-

schrei der Frau vermischte sich mit dem der Kinder; es waren schreckliche Töne, wie der Leser sie hoffentlich nie wird zu hören Gelegenheit haben. Als Nelly losgemacht wurde, war ihr Rücken mit Blut bedeckt und auf ihren Schultern waren überall rothe Streifen sichtbar. Sie war grausam gepeitscht worden, aber dennoch war sie nicht überwältigt, denn sie fuhr fort, den Aufseher anzuklagen und ihn mit den schmachvollsten Namen zu belegen. Er hatte ihren Körper zerfleischt, aber ihr Muth war ungebeugt. Solche Geißelungen werden selten von denselben Aufsehern wiederholt; sie peitschen lieber Diejenigen, welche sich leicht peitschen lassen. Die alte Lehre, daß Unterwerfung das beste Mittel gegen Mißhandlung und Unrecht sei, hält auf der Pflanzung nicht Stich. Der, welcher sich am leichtesten peitschen läßt, wird auch am häufigsten gepeitscht, und der Sclave, welcher den Muth hat, sich gegen den Aufseher zur Wehr zu setzen, wird, obgleich er im Anfang manche Hiebe dafür erhalten mag, zuletzt so gut wie frei, wenn er selbst der Form nach ein Sclave sein sollte. „Ihr könnt mich erschießen, aber nicht peitschen,“ sagte ein Sclave zu Rigly Hopkins, und das Resultat war, daß er weder gepeitscht noch erschossen wurde. Wäre dies aber auch selbst sein Schicksal gewesen, so würde es immer noch nicht so elend gewesen sein, als der langsame lebendige Tod, dem feige sclavische Naturen erliegen. Ich glaube nicht, daß Sevier jemals wieder Nelly zu peitschen versuchte. Außerdem wurde er auch bald nach diesem ersten Versuch krank und starb. Der Elende starb wie er gelebt hatte, und man erzählte sich — ob mit Wahrheit, steht dahin — daß seine herrschende Leidenschaft sich noch in seinen letzten Stunden kundgegeben und er, als er schon mit

dem Tode rang, wüthende Flüche ausgestoßen und die Peitsche geschwungen habe, als wenn er irgend einen wehrlosen Sclaven zerfleischen wollte. Jedenfalls konnte sich einem das Haar sträuben, wenn man Sevier in seinen gesunden Tagen nur sprechen hörte. Die Natur oder die Gewohnheit der Grausamkeit hatte seinen Zügen den Ausdruck einer selbst für einen Sclaventreiber ungewöhnlichen Rohheit verliehen; seine Zähne waren durch fortwährende Wuthausbrüche und den unausgesetzten Gebrauch des Tabaks kurz abgeschliffen, und fast kein Satz schlüpfte durch dies enge Gitter, der nicht mit irgend einer Ruchlosigkeit angefangen oder geschlossen hätte. Er war so verhaßt durch seine Grausamkeit, als verachtet wegen seiner Feigheit, und sein Tod wurde außerhalb seines eigenen Hauses von keinem Menschen beklagt, wenn er dort wirklich beklagt wurde, während die Sclaven denselben als eine gnädige Einmischung der Vorsehung betrachteten. Nie stieg wohl ein Mann schwerer mit Verwünschungen belastet in's Grab. Seine Stelle wurde sogleich durch einen Herrn Hopkins eingenommen, und der Wechsel wies sich bald als Gewinn aus. Er war in jeder Hinsicht besser als sein Vorgänger, so gut vielleicht als ein Mensch sein kann, der sich zum Aufseher hergiebt. Keine besondere Grausamkeit bezeichnete sein Verfahren, und wenn er einen Sclaven peitschte, was manchmal geschah, so schien es ihm kein Vergnügen zu gewähren, sondern im Gegentheil benahm er sich, als wenn er selbst fühlte, daß er sich zu einem gemeinen Geschäft hergäbe. Hopkins blieb nur kurze Zeit, und wurde — zum allgemeinen Bedauern der Sclaven — von einem Herrn Gore ersetzt, von dem ich später mehr erzählen werde; für jetzt genügt es, zu sagen, daß er nicht besser

als Sevier war, obgleich er sich weniger laut und ruchlos zeigte.

Ich habe bereits des geschäftsmäßigen Anstriches von Lloyd's Pflanzung erwähnt. Dieser zeigte sich in noch viel höherm Maaße an den beiden letzten Tagen jedes Monats, wenn die Sclaven von den übrigen Farmen kamen, um ihre monatliche Ration an Mehl und Fleisch in Empfang zu nehmen. Dies waren die Galatage der Sclaven, und es fand großer Wetteifer unter ihnen statt, wer erwählt werden sollte, nach der großen Hausfarm zu gehen, um die Vorräthe zu holen und zugleich alle übrigen Angelegenheiten in dieser ihrer Hauptstadt zu besorgen. Die Größe und Schönheit des Orts, seine zahlreiche Sclavenbevölkerung, und der Umstand, daß Harry, Peter und Jake, die Matrosen der Schaluppe, fast immer im Stillen allerlei Kleinigkeiten zu verkaufen hatten, die sie in Baltimore kauften, ließen es als ein großes Vorrecht erscheinen, nach der großen Hausfarm zu gehen. Außerdem galt es für eine große Ehre, wenn man zu diesem Posten erwählt wurde, da es als ein Beweis des Vertrauens und der Gunst betrachtet wurde; der hauptsächliche Grund aller Bewerber um diese Ehrenstelle war indessen wahrscheinlich der Wunsch, der tödtenden Einförmigkeit der Feldarbeit, wie dem Auge und der Peitsche des Aufsehers auf kurze Zeit entrückt zu sein. War der Sclave einmal mit einem Gespann Ochsen auf der Landstraße, fern von dem Aufseher, so war er verhältnißmäßig frei, und hatte, auf der Deichsel seines Karrens sitzend, Zeit zum Nachdenken, wenn er dessen überall fähig war. Man fordert gewöhnlich von den Sclaven, daß sie bei der Arbeit singen sollen. Ein schweigsamer Sclave ist weder bei den Herren noch bei

den Aufsehern beliebt. „Macht Lärm,“ und „greift zu,“ sind die Worte, welche am häufigsten an die Sclaven gerichtet werden, wenn einmal Stillschweigen unter ihnen entsteht. Dies mag den fast fortwährenden Gesang erklären, den man in den südlichen Staaten hört. Die Fuhrleute pflegten alle mehr oder weniger zu singen, um dem Aufseher dadurch anzuzeigen, wo sie wären und daß sie mit der Arbeit fortschritten, aber am Austheilungstag waren Alle, welche die große Hausfarm besuchten, besonders laut und aufgeregt. Wenn sie unterwegs waren, schallten die dichten alten Wälder meilenweit in der Runde von diesen wilden Tönen wieder. Dieselben waren trotzdem nicht immer heiter; im Gegentheil hatten sie meistens einen schwermüthigen Charakter und erzählten eine Geschichte voll Schmerz und Traurigkeit. In den lärmendsten Ausbrüchen der Heiterkeit tönte immer noch ein Klang tiefer Schwermuth. Nachdem ich der Sclaverei entkommen war, hörte ich nirgends ähnliche Gesänge, bis ich nach Irland kam; dort hörte ich während der Hungersnoth von 1845 — 46 dieselben klagenden Töne, die mich seltsam bewegten. Alle Gesänge der Sclaven enthielten irgend etwas zum Lob der großen Hausfarm, etwas, das der Eitelkeit des Eigenthümers schmeichelte und ihnen vielleicht einen freundlichen Blick von ihm erwerben konnte.

„Nach der großen Hausfarm zieh' ich fort,
O ja! o ja! o ja!
Mein alter Herr ist ein guter Herr,
O ja! o ja! o ja!

Zu diesen Worten fügten sie noch andere von ihrer eigenen Erfindung, welche, obgleich andern Menschen unverständlich, für sie selbst voll Sinn waren. Ich

habe manchmal gedacht, daß das bloße Hören dieser Lieder auf geistige, fühlende Menschen einen schlagendern Eindruck des geisterdrückenden, tödtenden Charakters der Sclaverei hervorbringen müßte, als das Lesen ganzer Bände über die bloß physische Grausamkeit derselben. Ich kann mein Gefühl in dieser Hinsicht jetzt nicht besser ausdrücken, als vor zehn Jahren, wo ich in einer Skizze meines Lebens über diesen Theil meiner Erfahrungen auf der Pflanzung sagte:

„So lang' ich noch ein Sclave war, verstand ich nicht den tiefen Sinn dieser wilden und scheinbar unzusammenhängenden Gesänge. Ich befand mich selber innerhalb des magischen Cirkels, und sah und hörte nicht, was Andere außerhalb desselben sahen und hörten. Sie erzählten eine Geschichte, welche damals meinem unentwickelten Begriffsvermögen gänzlich unerreichbar war; es waren laute, lange und tiefe Töne, in denen sich das Gebet und die Klage von Herzen ergoß, welche von dem bittersten Weh überströmten. Jeder Ton war ein Zeugniß gegen die Sclaverei und ein Gebet um Befreiung aus den Fesseln. Diese Gesänge hatten für mich immer etwas Niederdrückendes, sie erfüllten mich mit unaussprechlicher Traurigkeit, und ergreifen mich selbst in der Erinnerung bis zu Thränen. Auf sie leite ich das erste Aufdämmern meiner Begriffe über das entmenschende Wesen der Sclaverei zurück. Noch jetzt verfolgen sie mich, um meinen Haß gegen die Sclaverei, wie meine Sympathie für meine gefesselten Brüder zu erhöhen. Wer irgend Verlangen trägt, einen Begriff von der seelentödtenden Macht der Sclaverei zu gewinnen, der mag nach Lloyd's Pflanzung gehen, und am Austheilungstage in der Stille der dichten Tannenwälder die Töne zer-

gliedern, welche an ihm vorüberziehen, und wenn sie nicht in dieser Weise zu ihm sprechen, ist er gewiß keiner innigern Regung fähig.«

Man hat oftmals die Bemerkung ausgesprochen, daß die Sclaven unter allen Arbeitern die zufriedensten und glücklichsten seien. Sie tanzen und singen, und zeigen eine laute Fröhlichkeit; dies ist wahr, allein es ist ein großer Irrthum zu glauben, sie seien glücklich, weil sie singen. Die Gesänge des Sclaven geben vielmehr seine Schmerzen als seine Freuden wieder, und sie gewähren ihm nur die Erleichterung, welche ein schmerzerfülltes Herz in Thränen findet. Es liegt in der Beschaffenheit der menschlichen Natur, daß sie, zum Aeußersten getrieben, sich oft in der entgegengesetzten Weise Luft macht. Die Extreme begegnen sich in geistiger wie in materieller Beziehung. Als die Sclaven an Bord der »Pearl« eingeholt, gefangen und ins Gefängniß geführt wurden, als ihre Hoffnungen für immer vernichtet waren und sie in Ketten unterwegs waren, sangen sie, und fanden (wie uns Emilie Edmundson erzählt) darin eine traurige Erleichterung. Der Gesang eines Menschen, welcher allein auf einer wüsten Insel ausgesetzt ist, könnte eben so richtig als ein Beweis seiner Zufriedenheit und Glückseligkeit betrachtet werden, als der Gesang des Sclaven. Schmerz und Verzweiflung haben so gut ihren Gesang, als Freude und Zufriedenheit, und die Sclaven singen mehr um sich aufzuheitern, als um Heiterkeit auszudrücken.

Die Sclavenhalter behaupten, daß ihre Sclaven sich eines höheren Grades physischen Wohlergehens erfreuten, als die Bauern in irgendwelchem Lande der Welt. Meine Erfahrung widerspricht dieser Behauptung. Männer wie Frauen erhielten auf Oberst Lloyd's Farm monatlich

acht Pfund gesalzenes Schweinefleisch, oder eben so viel an Fischen. Das Fleisch war oft verdorben und die Fische von der schlechtesten Sorte; Häringe, welche so viel wie nichts eingebracht haben würden, wenn man sie auf irgend einem Markt im Norden hätte ausbieten wollen. Außerdem erhielt Jeder einen Scheffel ungesiebtes Welschkornmehl, von welchem wenigstens fünfzehn Procent nur zu Schweinefutter taugten, nebst einer Pinte Salz, und dies war die ganze monatliche Ration eines erwachsenen Sclaven, der täglich — Sonntag ausgenommen — von früh bis spät auf dem freien Felde arbeitete, und demnach auf ein Weniges über ein Viertelpfund Fleisch den Tag und nicht volle zwei Gallonen Mehl die Woche angewiesen war, obgleich es keine Art von Arbeit giebt, die reichlichere Nahrung erforderlich macht, als gerade die Feldarbeit des Sclaven, wenn nicht körperliche Erschöpfung die Folge sein soll. So viel über die Nahrung des Sclaven; jetzt zu seiner Kleidung. Dieselbe bestand auf dieser Pflanzung jährlich aus zwei sackleinenen Hemden, von dem Leinen, aus welchem die gröbsten Handtücher gemacht werden; einem Paar Beinkleider von demselben Stoff für den Sommer und einem Paar locker gearbeiteter wollener Beinkleider nebst Jacke für den Winter; einem Paar Zwirnstrümpfen und einem Paar Schuhen von der gröbsten Sorte. Der ganze Anzug des Sclaven konnte jährlich nicht über acht Dollars kosten. Die Lebensmittel und Kleidungsstücke für die kleineren Kinder wurden ihren Müttern oder den alten Sclavinnen übergeben, welche für sie zu sorgen hatten. Die Kinder, welche noch nicht zur Feldarbeit fähig waren, erhielten weder Schuhe und Strümpfe, noch Jacken oder Beinkleider. Ihre ganze Garderobe bestand jährlich aus zwei groben sackleinenen

Hemden von der schon beschriebenen Sorte, und wenn diese nicht ausreichten, was sich häufig ereignete, so gingen sie bis zum nächsten Austheilungstag nackt. Auf Lloyd's Pflanzung konnte man ganze Schaaren Kinder von fünf bis zu zehn Jahren sehen, welche gerade so splitternackt herumliefen als irgendwelche der kleinen heidnischen Bewohner der Westküste von Afrika, und zwar nicht nur während der Sommermonate, sondern selbst in kaltem Märzwetter. Die Mädchen waren nicht besser daran als die Knaben; alle gingen so gut wie nackt.

Der Luxus der Betten war den Feldarbeitern unbekannt; eine grobe Decke, schlechter als im Norden die Pferdedecken, war Alles, was sie erhielten, und selbst diese wurde nur den Erwachsenen gegeben. Die Kinder steckten sich so gut sie konnten in Löcher und Winkel, oft in die Ecken der großen Kamine, wo sie die Füße in die Asche steckten, um sie warm zu halten. Der Mangel an Betten wurde indessen nicht als eine sehr große Entbehrung angesehen; die Zeit zum Schlafen war von weit größerer Wichtigkeit, denn wenn das Tagewerk vollbracht ist, haben die meisten Sclaven noch zu waschen, zu kochen und ihre Kleider auszubessern, und da sie nur wenige oder gar keine der gewöhnlichen Einrichtungen für alle diese Dinge besitzen, so gehen viele der für den Schlaf bestimmten Stunden mit den Vorbereitungen für die Obliegenheiten des nächsten Tages hin.

Die Schlafzimmer — wenn man sie so nennen darf — machten wenig Anspruch auf Bequemlichkeit und Schicklichkeit. Alt und Jung, Männer und Frauen, Verheirathete und Unverheirathete, Alle strecken sich auf dem gemeinschaftlichen Lehmboden aus und hüllen sich in ihre Decken, ihren einzigen Schutz gegen Kälte und Blöße.

Die Nacht wird indessen an beiden Enden verkürzt; die Sclaven arbeiten oft so lange sie nur sehen können, und bei dem ersten Grauen des Tages ruft das Horn des Aufsehers sie schon wieder aufs Feld.

Wegen keines andern Vergehens werden die Sclaven so häufig gepeitscht, als wegen zu langen Schlafens. Weder Alter noch Geschlecht findet Gnade dafür. Der Aufseher, mit Stock und Peitsche bewaffnet, steht an der Thür des Quartiers, bereit Jeden zu strafen, der vielleicht ein paar Minuten zu spät kommt. Sobald das Horn geblasen wird, entsteht ein allgemeines Drängen nach der Thür, und der Letzte kann darauf rechnen, einen Hieb von dem Aufseher zu erhalten. Jungen Müttern wurde ungefähr um zehn Uhr des Morgens eine Stunde gestattet, um nach Hause zu gehen und ihre Kinder zu versorgen; manchmal waren sie indessen auch genöthigt, sie mitzunehmen und in die Ecken der Zäune zu legen, um Zeitverlust zu vermeiden. Der Aufseher reitet gewöhnlich auf den Feldern umher; eine Kuhhautpeitsche und ein Hickorystock sind seine beständigen Gesellschafter. Die erstere ist eine Peitsche, welche man in den nördlichen Staaten nur selten sieht. Sie besteht ganz aus ungegerbter getrockneter Kuhhaut und ist wohl so hart als ein Stück alten Eichenholzes. Man hat sie von verschiedener Größe; die gewöhnliche Länge beträgt indessen ungefähr drei Fuß. Am Griff ist sie fast einen Zoll dick, läuft am Ende in eine Spitze aus und ist äußerst elastisch. Ein Hieb damit auf den härtesten Rücken zerreißt das Fleisch und ruft Blut hervor. Die Kuhhäute werden roth, blau und grün angestrichen und sind die beliebteste Sclavenpeitsche. Ich halte sie für noch ärger als die „neunschwänzige Katze". Die volle Kraft des

Armes concentrirt sich darin auf einen einzigen Punkt, und ein Hieb macht die Luft erzittern. Sie ist ein schreckliches Werkzeug, und zugleich so handlich, daß der Aufseher sie immer bei sich führen und zum Gebrauch bereit halten kann. Die Versuchung hierzu ist immer stark, und ein Aufseher kann, wenn er will, immer Veranlassung finden. Bei ihm heißt es wörtlich: ein Wort und ein Hieb! und in den meisten Fällen kommt der Hieb zuerst.

In der Regel kommen die Sclaven weder zum Frühstück noch Mittagessen ins Quartier, sondern nehmen ihren „Aschenkuchen" mit, um ihn im Felde zu verzehren; es geschah dies wenigstens auf der Hauspflanzung, wahrscheinlich, weil die Entfernung vom Quartier bis zu dem Feld, auf dem sie beschäftigt waren, bisweilen zwei, ja selbst drei Meilen betrug.

Das Mittagessen der Sclaven bestand in einem großen Stück Aschenkuchen und einem kleinen Stück Schweinefleisch oder zwei gesalzenen Häringen. Da die Sclaven weder Backöfen noch irgend eine andere angemessene Einrichtung zum Kochen hatten, rührten sie das Mehl mit etwas Wasser zu einem so dicken Teig an, daß ein Löffel darin aufrecht stand. Wenn dann das Holz zu Kohlen und Asche verbrannt war, wickelten sie den Teig in Eichenblätter und legten ihn in die Asche, mit der sie ihn gänzlich bedeckten, daher der Name „Aschenkuchen." Die Oberfläche dieses seltsamen Brodes ist dick mit Asche bedeckt, welche es freilich weder angenehm für die Zähne, noch sehr wohlschmeckend macht. Die Kleien oder der grobe Theil des Mehles wird mit dem feinern gebacken, und es laufen daher helle Streifen durch das Brod. Einem Nordländer würde dasselbe widerstehen, bei den Sclaven

ist es hingegen sehr beliebt; sie essen es mit Begierde, und sehen viel mehr auf die Quantität, als auf die Qualität. Sie werden viel zu spärlich versorgt und müssen zu angestrengt arbeiten, um in dieser Hinsicht sehr eigen zu sein. Die wenigen Augenblicke, welche ihnen um Mittag, wenn sie ihr rohes Mahl verzehrt haben, noch gestattet sind, werden verschiedenartig zugebracht. Einige legen sich in eine Ecke an den Zaun und schlafen; Andere setzen sich zusammen und schwatzen; noch Andere nehmen Nadel und Zwirn, um ihre zerlumpten Kleider auszubessern. Mitunter erschallt aus einem Kreis ein wildes, heiseres Lachen, oft ein Gesang. Bald indessen sprengt der Aufseher über das Feld. „Rafft Euch auf! rafft Euch auf!“ und „an die Arbeit! an die Arbeit!“ ertönt es, und nun, von zwölf Uhr bis es dunkel wird, sind die menschlichen Lastthiere mit ihren schweren, plumpen Spaten in Bewegung. Keine Hoffnung auf Belohnung, kein Gefühl der Dankbarkeit, keine Liebe zu ihren Kindern, keine Aussicht auf eine Verbesserung ihrer Lage spornt sie dabei an; nichts als die Furcht und der Schrecken vor der Peitsche des Aufsehers.

Doch verlassen wir jetzt die Lebensweise auf den Feldern, wo rohe Gemeinheit und Grausamkeit sich breit machen, blühen und wachsen, gleich dem Unkraut in den Tropen, wo ein elender Wicht in menschlicher Gestalt armen, niedergedrückten Männern und hülflosen Frauen für dreißig Dollars monatlich Hiebe austheilt, welche blutige Striemen zurücklassen — ein so scheußliches Handwerk, daß ein anständiger Mann sich lieber eine Kugel durch den Kopf schießen würde, ehe er sich dazu hergäbe, und betrachten wir jetzt die, wenn auch nicht weniger schändlichen, doch minder zurückstoßenden Seiten des

Sclavenlebens, wo Stolz und Prachtliebe schwelgen, und wo tausend Menschen arbeiten müssen, um eine einzige Familie in üppigem Müßiggang zu erhalten. Dies ist das große Haus, die Wohnung der Lloyd's! Einen Begriff seines Glanzes habe ich bereits gegeben, und hier ist es, wo wir jenen Gipfel des Luxus antreffen, welcher den schreiendsten Gegensatz zu dem Abgrund von Armuth und physischem Elend bildet, den wir soeben betrachtet haben; doch liegt der Unterschied zwischen diesen beiden Extremen darin, daß in dem Falle des Sclaven das Elend und die Härte seines Looses ihm von andern auferlegt sind, während der Herr sich dies selbst auferlegt und der Urheber seiner eigenen Knechtschaft ist. In dem Ausspruch: daß die Sclaverei ein größeres Uebel für den Herrn als für den Sclaven sei, liegt mehr Wahrheit, als Viele, die ihn äußern, selbst voraussetzen. Die selbstrichtenden Gesetze ewiger Gerechtigkeit verfolgen den Uebelthäter und ereilen ihn in diesem Fall so sicher als in jedem andern. Doch mögen Andere philosophiren, meine Aufgabe ist es zu erzählen und zu beschreiben, und nur gelegentlich ein Wort hinzuzufügen, um dem Leser die richtige Auffassung der mitgetheilten Thatsachen zu erleichtern.

Siebentes Kapitel.

Leben im großen Hause.

Jener engherzige Geiz, welcher die armen Sclaven auf grobes Welschkornmehl und verdorbenes Fleisch als einzige Nahrung anwies, der ihn in rauhes Sackleinen kleidete, der ihn in jedem Wetter, trotz des Windes und Regens, der seine zerlumpten Kleider durchdrang, über die Felder zur Arbeit hetzte, der der jungen Mutter kaum Zeit gestattete, ihr hungriges Kind in einer Ecke des Zaunes zu nähren, verschwindet gänzlich, wenn wir uns der geweihten Umgebung des großen Hauses, dem Wohnsitz der Lloyd's nahen. Der Tisch stöhnt unter dem Gewicht der durch Blut erkauften in- und ausländischen Leckerbissen. Feld und Wald, Flüsse und Seen müssen dazu beisteuern. Unendlicher Reichthum, verschwenderisch ausgestreut, erfüllt das große Haus mit Allem, das dem Auge gefallen oder den Geschmack reizen kann. Hier ist Hunger, nicht die Mittel zu seiner Befriedigung, der unerfüllte Wunsch. Fische, Fleisch und Geflügel giebt es hier im Ueberfluß. Hühner jeder Art, zahme und wilde Enten, von der gewöhnlichen bis zu der großen russischen, Perlhühner und Gänse werden in ihren Ställen fett gemacht. Der graciöse Schwan, der Mongral, die schwarzgehalste wilde Gans, Rebhühner, Wachteln, Fasanen und Tauben, ausgewählte Wasser-

vögel in allen Spielarten werden in diesem großen Netz gefangen. Ochsen, Kälber, Hammel und Wild von der auserlesensten Art, alles strömt im Ueberfluß nach diesem großen Mittelpunkt. Der Reichthum der Chesapeake-Bay, ihre Meergrundeln, Barsche, Kabeljaus, Schads, Forellen, Austern, Krebse und Schildkröten finden sich hier vereinigt, um die glänzende Tafel des großen Hauses zu schmücken. Die Meierei ebenfalls, wohl die erste an dem östlichen Ufer von Maryland, welche durch eigens eingeführte Kühe der besten englischen Zucht versorgt wird, trägt durch ihren Ueberfluß an würzigem Käse, goldiger Butter und vortrefflichem Rahm dazu bei, den Reiz der endlosen prachtvollen Gastmähler zu erhöhen. Die Früchte der Erde sind ebensowenig vergessen oder vernachlässigt. Der wohlgepflegte, viele Morgen große Garten, unter der Aufsicht eines aus Schottland verschriebenen wissenschaftlich gebildeten Gärtners, Herrn McDermott, nebst vier Arbeitern unter seiner Anleitung, welcher von der Farm getrennt, eine besondere Abtheilung bildete, blieb weder in der Fülle noch in der Vorzüglichkeit seiner Beiträge zu jener glänzenden Tafel zurück. Der zarte Spargel, der saftige Sellerie, Blumenkohl, Süßwurzeln, rothe Rüben, Salat, Pastinakwurzeln, Erbsen und Bohnen, frühzeitige wie späte, Radiesen, Cantelopen und Melonen jeder Art, die Früchte und Blumen eines jeden Climas und Himmelsstriches, von dem kräftigen nordischen Apfel bis zu der Citrone und Orange des Südens, wurden hier in höchster Vollkommenheit gezogen. Baltimore lieferte Feigen, Rosinen, Mandeln und saftige spanische Trauben. Französischer Wein und Branntwein, duftiger chinesischer Thee in verschiedenen Sorten und aromatischer Javakaffee, Alles vereinigte sich, den Luxus und die

Ueppigkeit zu erhöhen, worin sich Eitelkeit, Trägheit und Uebersättigung wälzten.

Hinter den kunstreich gearbeiteten Stühlen mit hoher Lehne stehen die Diener, Männer und Mädchen, fünfzehn an der Zahl, sorgfältig ausgewählt, nicht allein hinsichtlich ihres Fleißes und ihrer Treue, sondern mit besonderer Berücksichtigung ihrer äußeren Erscheinung, ihrer Behendigkeit und Geschicklichkeit. Einige halten Fächer und wehen den heißen Schläfen der alabasterweißen Damen einen erfrischenden Lufthauch zu; Andere harren voll Aufmerksamkeit jedes Winkes, kommen jedem Verlangen zuvor und eilen mit dem leichten Schritt des Rehes, dasselbe zu befriedigen, ehe es sich nur durch ein Wort oder Zeichen kundgegeben hat.

Diese Diener bildeten auf Lloyd's Pflanzung eine Art schwarzer Aristokraten. Sie gleichen den Feldarbeitern in nichts als der Farbe, und selbst darin hatten sie den Vorzug eines schönen, sammetartigen Glanzes voraus. Derselbe Unterschied zeigte sich im Haar. Das hellfarbige Mädchen rauschte in dem kaum getragenen seidenen Kleide ihrer jungen Gebieterin umher, und die Männer wurden mit der überflüssigen Garderobe ihrer jungen Herren nicht minder reichlich bedacht. Der Abstand in der Kleidung sowohl, als auch in Gestalt und Zügen, in Wesen und Sprache, Neigungen und Gewohnheiten zwischen diesen paar Begünstigten und den von Kummer gebeugten halbverhungerten Massen im Quartier und auf den Feldern war unermeßlich und findet fast überall statt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Ställe und Remisen, so finden wir auch hier die Beweise von Eitelkeit und üppiger Verschwendung. Hier befinden sich drei glänzende, weich gepolsterte Kutschen. Hier sind ebenfalls

Gigs, Phaetons, Barouchen, Sulkeys und Schlitten. Hier giebt es Sättel und schön gearbeitete, mit Silber eingelegte Geschirre, auf welche die größte Sorgfalt verwendet wird. In den Ställen finden wir fünfunddreißig Pferde der edelsten Race, ausgezeichnet durch Schnelligkeit wie Schönheit, welche nur zum Vergnügen gehalten werden. Zwei Männer sind fortwährend mit ihrer Besorgung beschäftigt, von denen einer stets im Stall sein muß, um für jeden Befehl aus dem großen Haus bereit zu sein. Dem Stall gegenüber befindet sich ein Gebäude, das eigens für die Jagdhunde errichtet ist, fünfundzwanzig bis dreißig an der Zahl, deren Futter zwölf Sclaven glücklich gemacht haben würde. Pferde und Hunde waren indessen nicht die einzigen, welche den Ertrag der Arbeit des Sclaven verzehrten, denn bei Oberst Lloyd herrschte eine Gastfreiheit, welche jeden gesundheitsuchenden Geistlichen oder Kaufmann aus dem Norden, welcher Gelegenheit gehabt hätte, dieselbe kennen zu lernen, entzückt und in Erstaunen versetzt haben würde. Von seinem eigenen Tisch und n i c h t vom Feld aus betrachtet, war der Oberst ein Muster großmüthiger Gastfreiheit. Während einiger Wochen im Sommer glich sein Haus buchstäblich einem Hotel. Um diese Zeit besonders war die Luft durch das unaufhörliche Backen, Kochen, Braten und Schmoren, welches dort vor sich ging, mit den einladendsten Gerüchen erfüllt. Diese Wohlgerüche trugen mir die Winde zu, aber die Gerichte selbst standen unter einem strengen Monopol, ausgenommen, daß ich gelegentlich von Mas' Daniel einen Kuchen erhielt. In Mas' Daniel hatte ich einen Freund bei Hofe, von dem ich viele Sachen erfuhr, welche meine Neugier erregten. Ich wußte immer, wann Gesellschaft erwartet wurde und wer kommen würde,

obgleich ich außerhalb stand, da ich nicht Lloyd's Eigenthum, sondern nur das seines Dieners war. Alles was Eitelkeit, Geschmack und Geld erfinden können um zu blenden und zu überraschen, wurde bei solchen Gelegenheiten aufgeboten.

Wer, der bei einem jener glänzenden Gastmähler gegenwärtig gewesen war, hätte wohl sagen können, daß Lloyds Diener nicht wohlgekleidet und wohl gehalten seien? Wer hätte wohl sagen können, daß sie nicht stolz darauf schienen, die Sclaven eines solchen Herrn zu sein? Wer anders als ein Fanatiker hätte wohl Mitleid mit Menschen empfinden können, welche sich in jeder Bewegung so behend, leicht und graziös zeigten, und ein solches Bewußtsein ihrer Ueberlegenheit zur Schau trugen? Und wer hätte nur muthmaßen können, daß Oberst Lloyd dem Mißgeschick gewöhnlicher Sterblichen unterworfen sei? Herr und Sclave scheinen nur den Sonnenschein des Glückes zu kennen; sollte das Alles nur Schein sein? sollte Alles zuletzt nur auf eine Täuschung herauskommen? Dieser unermeßliche Reichthum, dieser vergoldete Glanz, dieser verschwenderische Luxus, diese Abwesenheit aller Mühseligkeiten, dies Wohlleben, dieses Meer des Ueberflusses, was ist es zuletzt Alles? Oeffnen die Thore des Glücks und der Befriedigung sich etwa solchen Bewerbern? keineswegs! Der arme Sclave schläft auf seiner harten Planke, unter seiner dünnen spärlichen Decke besser, als der Schwelger auf seinem Federbett. Selbst die Nahrung verwandelt sich für den trägen Müssiggänger in Gift. In allen Schüsseln lauern unsichtbare böse Geister, bereit, die verblendeten Gourmands mit Krankheiten zu bestrafen, von denen die Lloyds ihren vollen Antheil erhielten. Für den gewöhnten

Müßiggänger giebt es keine wahre Ruhe; was heute gefällt ist morgen widerwärtig; es fehlt ihm jeder Halt und er ist stets „aufgeregt, gleich dem ruhelosen Meer.“

Ich hatte vielfach Gelegenheit die unaufhörliche Unzufriedenheit und die launenhafte Gereiztheit der Lloyds zu beobachten. Meine Neigung für Pferde, die ich gleich den meisten Knaben hegte, zog mich oft nach den Ställen. Diese standen unter der besondern Aufsicht des „alten“ und „jungen“ Barney, Vater und Sohn. Der alte Barney war ein schöner stattlicher Mann, von bräunlicher Farbe, und hatte ein für einen Sclaven sehr würdevolles Aeußere. Er war seinem Beruf augenscheinlich höchst zugethan und hielt sein Amt für sehr ehrenvoll. Er war nicht allein Stallknecht, sondern auch Hufschmied, konnte zur Ader lassen und verstand sich vortrefflich auf Pferdearzneien. Niemand auf der ganzen Farm wußte ein krankes Pferd so gut zu behandeln als der alte Barney; allein alle sein Talent und Wissen brachte ihm wenig Gewinn und sein Posten war keineswegs ein beneidenswerther. Freilich erhielt er viele Geschenke, aber darum nicht weniger Hiebe, denn Oberst Lloyd war in nichts unvernünftiger und schwerer zu befriedigen als in der Behandlung seiner Pferde. Jeder angebliche Mangel an Aufmerksamkeit hinsichtlich ihrer wurde mit entwürdigender Strafe geahndet. Seine Pferde und Hunde hatten es besser als seine Leute, und ihre Betten mußten weicher und reiner sein als die seiner menschlichen Arbeitsthiere. Keine Entschuldigung half dem alten Barney, wenn der Oberst nur vermuthete, daß irgend etwas an seinen Pferden nicht in Ordnung sei, und folglich wurde er oft bestraft, wenn er sich nicht das Mindeste zu Schulden hatte kommen lassen. Es mußte Einem wahrhaft wehe

thun, wenn man alle die unvernünftigen ärgerlichen Verweise hörte, mit denen Oberst Lloyd, seine Söhne und Schwiegersöhne ihn im Stall oft überschütteten. Die letztern, die Herren Nchiolson, Winder und Lownes, welche einen Theil des Jahres in dem großen Hause zubrachten, genossen das Vorrecht, die Diener zu schlagen, wann es ihnen beliebte, was keineswegs selten der Fall war. Selten wurde ein Pferd aus dem Stall gebracht, an dem es nichts zu tadeln gab. „Da war Staub in seinem Haar;“ „seine Mähne lag nicht gerade;“ „es war nicht gehörig gestriegelt;“ „der Vorderbuschel war nicht ausgekämmt;“ „das Hufhaar war nicht gut geschoren“, immer war etwas nicht recht, und bei allen diesen grundlosen Anschuldigungen mußte Barney mit dem Hut in der Hand dastehen, ohne jemals ein Wort zu erwiedern. Er durfte sich keine Antwort, keine Erklärung erlauben; das Urtheil des Herrn ist unfehlbar, denn seine Macht ist unumschränkt und unverantwortlich. In jedem freien Staat würde ein Herr, welcher sich so ohne alle Ursache über seinen Stallknecht beschweren wollte, von diesem die Antwort erhalten: „Herr, ich bedaure Sie nicht zufrieden stellen zu können; aber da ich mein Mögliches gethan habe, so steht es Ihnen ja frei mich zu entlassen.“ Hier hingegen mußte der Stallknecht dastehen, zuhören und zittern. Einmal war ich sogar gegenwärtig, als Lloyd den alten Barney selbst durchpeitschte und erinnere mich dieses Auftritts als eines der herzzerreißendsten und unwürdigsten, welche ich jemals erlebte. „Hut ab!“ rief der gebieterische Herr. „Jacke aus, Du alter Spitzbube!“ Barney gehorchte. „Nieder auf die Kniee!“ und mit bloßen Schultern kniete der alte Mann auf dem kalten feuchten Boden nieder, während sein kahler Scheitel im

Sonnenschein glänzte. In dieser demüthigen, erniedrigenden Stellung erhielt er von seinem Herrn — demselben, welchem er die besten Jahre seines Lebens und seiner Kraft gewidmet hatte, dreißig Hiebe mit der Reitpeitsche. Der alte Mann ertrug es bis zuletzt geduldig, und erwiederte jeden Hieb nur mit einem leichten Achselzucken und einem Seufzer. Ich glaube nicht, daß Lloyd ihn wirklich bedeutend verletzte, denn die Peitsche war nur eine leichte Reitgerte, allein der Anblick eines alten Mannes, eines Gatten und Vaters, welcher demüthig vor einem andern Sterblichen im Staube kniete, überraschte und empörte mich höchlich, und selbst nachdem ich gereist genug war, um über die Scheußlichkeit der Sclaverei nachzudenken, haben wenig Thatsachen mir in dieser Hinsicht solche Dienste geleistet, als diese, bei welcher ich gegenwärtig war. Sie enthüllt die Sclaverei in ihrer wahren Färbung und in ihrer ganzen zurückstoßenden Hassenswürdigkeit. Uebrigens bin ich es der Wahrheit schuldig, zu bemerken, daß dies das erste und letzte Mal war, daß ich den alten Barney oder irgend einen andern Sclaven gezwungen sah, niederzuknieen um sich peitschen zu lassen.

Noch einen andern Vorfall erlebte ich im Stall, den ich gleichfalls mittheilen werde, da er eine Phase der Sclaverei beleuchtet, die ich schon anderweitig berührt habe. Außer zwei andern Kutschern besaß Lloyd auch einen, welcher William hieß, der — seltsam genug, von Weißen wie Farbigen auf der Pflanzung oft mit seinem Zunamen Wilks angeredet wurde. Wilks war ein auffallend schöner Mann; er war fast so weiß als irgend ein anderer Mensch auf der Pflanzung, und zeigte in der Männlichkeit seiner Erscheinung und der Regelmäßig-

keit seiner Züge eine schlagende Aehnlichkeit mit Murray Lloyd. Man nahm allgemein an, daß William Wilks der Sohn des Obersten Lloyd und einer von ihm besonders bevorzugten Sclavin sei, die noch auf der Pflanzung lebte. Williams Erscheinung sowohl, als auch die unläugbare Freiheit, welche er vor allen Uebrigen genoß, und das Bewußtsein, welches er zeigte, seinem Herrn mehr als ein bloßer Sclave zu sein, machten dies Gerücht sehr glaubwürdig. Ferner war es allbekannt, daß William in Murray Lloyd, dem er so ähnlich war, einen Todfeind hatte, und dieser seinen Vater unaufhörlich mit Zureden quälte, William zu verkaufen. Er ließ demselben in der That keine Ruhe bis er ihn an Austin Woldfolk, den größten Sclavenhändler in jener Zeit, verkaufte. Zuvor indessen versuchte Lloyd diese Schwierigkeiten dadurch auszugleichen, daß er William peitschen ließ; doch dies schlug fehl. Es war nur ein Compromiß, der seine eigene Wirkung selbst zerstörte, denn gleich darauf suchte der schmerzlich ergriffene Mann sein Unrecht gegen William gutzumachen, indem er ihm eine goldene Uhr mit Kette schenkte. Eine andere seltsame Thatsache ist es, daß William, obgleich er dem unerbittlichen Woldfolk verkauft, gefesselt nach Baltimore geführt und dort in's Gefängniß geworfen wurde, um später nach dem Süden geschleppt zu werden, Mittel fand — wie habe ich nie erfahren — alle seine Käufer zu überbieten, daß er für sich bezahlte und gegenwärtig als ein freier Mann in Baltimore lebt. Ist hier nicht Grund zu vermuthen, daß dieselbe Hand, welche ihm die Uhr schenkte um die Mißhandlung zu sühnen, ihm als Sühnung für die Unwürdigkeit das eigene Blut verkauft zu haben, eine mit Gold gefüllte Börse reichte um damit

seine Freiheit zu erkaufen? Alle Umstände beweisen, daß William auf der großen Hausfarm eine ganz andere Stellung einnahm als die übrigen Sclaven, und gewiß liegt in der angeblichen Feindseligkeit der Sclavenhalter gegen Amalgation nichts, was der Voraussetzung widerspräche, daß William Wilks Edward Lloyd's Sohn war. Practische Amalgation herrscht überall, wo ich in Sclaverei gewesen bin.

Oberst Lloyd wußte nur wenig von den wahren Ansichten und Gesinnungen seiner Sclaven hinsichtlich seiner. Die Entfernung zwischen ihm und denselben war zu groß, und außerdem waren sie so zahlreich, daß er sie nicht einmal kannte, wenn er sie sah; ja vielen seiner eigenen Sclaven war er sogar unbekannt. In dieser Hinsicht konnte sein Reichthum ihm fast lästig werden. Man erzählt, daß er eines Tages auf der Landstraße einem Neger begegnete, den er in der im Süden gebräuchlichen Weise anredete: „Nun Junge, wem gehörst Du an?“ „dem Obersten Lloyd,“ erwiederte der Sclave, „Nun, behandelt der Oberst Dich denn gut?“ „Nein Herr,“ war die rasche Antwort. „Was, läßt er Dich denn zu hart arbeiten?“ „Ja, Herr.“ „Giebt er Dir denn nicht genug zu essen?“ „Ja Herr, er giebt mir genug, aber es ist auch darnach.“ Nachdem der Oberst in Erfahrung gebracht hatte, wohin der Sclave gehörte, ritt er weiter, und auch dieser ging seiner Wege, ohne sich im entferntesten träumen zu lassen, daß er mit seinem Herrn gesprochen hatte. Er hörte weiter nichts von der Sache und hatte sie fast vergessen, als nach Verlauf von drei Wochen der Aufseher ihm ankündigte, daß er an einen Sclavenhändler aus Georgia verkauft werden solle, weil er an seinem Herrn etwas auszusetzen gehabt hätte.

Auf der Stelle wurden ihm Fesseln und Handschellen angelegt, und so wurde er in demselben Augenblick, ohne vorgängige Anzeige, von einer unerbittlichern Hand als der des Todes, fortgerissen und auf immer von den Seinigen getrennt. Dies war seine Strafe, weil er einige einfache Fragen, der Wahrheit gemäß, beantwortet hatte. Angesichts solcher Thatsachen ist es sehr begreiflich, daß die Sclaven, wenn sie hinsichtlich ihrer Lage und des Charakters ihres Herrn befragt werden, fast ohne Ausnahme erwiedern: sie seien zufrieden und hätten einen guten Herrn. Man weiß, daß Sclavenhalter schon Spione unter ihre Sclaven geschickt haben, um wo möglich deren wahre Meinung hinsichtlich ihrer Lage herauszufinden. Dies ist so häufig geschehen, daß sich in Folge davon bei den Sclaven die Maxime festgestellt hat, daß Stillschweigen Weisheit sei. Sie verhehlen die Wahrheit lieber, ehe sie die Consequenzen auf sich nehmen, welche aus dem Aussprechen derselben erwachsen können, und geben sich darin als ächte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft kund. Wenn sie sich jemals über ihren Herrn äußern, so werden sie ihn gewöhnlich rühmen, vorzüglich gegen Fremde. Ich wurde als Sclave häufig gefragt, ob ich einen guten Herrn hätte, und ich erinnere mich nicht, jemals verneinend geantwortet zu haben, ohne daß ich deshalb glaubte eine entschiedene Unwahrheit auszusprechen, denn ich beurtheilte die Güte meines Herrn im Vergleich zu der Güte der übrigen Sclavenhalter. Uebrigens sind Sclaven Menschen wie andere, und denselben Vorurtheilen unterworfen. Sie sind geneigt ihre eigene Lage für besser als die Anderer anzusehen, und viele halten unter dem Einfluß dieses Vorurtheils ihre Herren für die besten, wenn auch mitunter gerade das Gegentheil

stattfindet. Es geschieht nicht selten, daß die Sclaven über die verhältnißmäßige Güte ihrer Herren miteinander in Streit gerathen, wobei jeder den seinigen über alle andern erhebt, obgleich sie alle ihre Herren hassen, wenn sie dieselben einzeln betrachten. Dies war der Fall auf unserer Pflanzung. Wenn Lloyd's Sclaven mit denjenigen Jacob Jepson's zusammentrafen, lief es selten ohne Zank über ihre Herren ab, denn Lloyd's Sclaven behaupteten, daß ihr Herr reicher wäre, und Herr Jepson's Sclaven behaupteten, daß der ihrige gescheuter wäre. Lloyd's Sclaven prahlten, daß er im Stande wäre Jacob Jepson zu kaufen und zu verkaufen; Jepson's Sclaven prahlten, daß er im Stande wäre Lloyd durchzuhauen. Diese Streitigkeiten endigten fast immer mit einem Kampf zwischen beiden Parteien; die, welche siegten, behielten natürlich recht. Sie schienen zu glauben, daß die Größe ihrer Herren auf sie überginge. Es war schon schlimm genug ein Sclave zu sein, aber es galt für eine Schande der Sclave eines armen Mannes zu sein.

Achtes Kapitel.

Ein Kapitel voll Gräuel.

Ich habe schon gesagt, daß es den Sclaven auf Lloyd's Pflanzung, deren hartes Loos unter Sevier's Aufsicht der Leser schon kennen gelernt und beklagt hat, nicht lang gestattet war, sich des verhältnißmäßig milden Regiments zu erfreuen, welches Hopkins führte. Demselben folgte ein Mann, welcher ihm in jeder Hinsicht sehr unähnlich war, und der Austin Gore hieß. Auf diese Persönlichkeit wünsche ich die besondere Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken, denn unter seiner Herrschaft gab es mehr Gewaltthätigkeit und Blutvergießen als man — wie die ältern Sclaven sagten — jemals zuvor auf dieser Pflanzung erlebt hatte. Ich gestehe, daß es mir schwer wird, diesen Mann genügend zu schildern. Zwar war er ein Aufseher, und besaß in hohem Grade die charakteristischen Merkmale seines Standes; trotzdem würde der Leser keine richtige Vorstellung von ihm gewinnen, wenn ich ihn nur einen Aufseher nennen wollte. Ich rede hier von den Aufsehern, als von einer besondern Classe, denn eine solche bilden sie. Sie unterscheiden sich von der sclavenhaltenden Aristokratie des Südens, wie sich etwa die Fischfrauen in Paris oder die Kohlenträger in London von andern Mitgliedern der Gesellschaft unterscheiden. Sie bilden im Süden eine nicht weniger

eigenthümliche Brüderschaft als die Brüderschaft der Parc lane Raufer in New-York. Sie nehmen ihre Stellung vermöge jenes ewigen Gesetzes der Anziehung ein, welches über die Sphäre und die Wahlverwandtschaften der Menschen entscheidet; dem gemäß Menschen, deren bösartige und rohe Neigungen über ihre moralischen und intellectuellen Anlagen vorwalten, von selbst auf solche Beschäftigungen verfallen, welche diesen vorherrschenden Trieben und Neigungen die größte Befriedigung versprechen. Das Amt des Aufsehers erfordert diesen Vorrath von Gemeinheit und Brutalität, und stempelt seine Vertreter als eine besondere Classe der Gesellschaft des Südens. Allein unter dieser Classe wie in jeder andern findet man auch Charaktere, welche das Gepräge einer eigenthümlichen Individualität mit einer allgemeinen Aehnlichkeit mit der Masse vereinigen. Gore gehörte zu diesen, und keine Schilderung im Ganzen vermöchte ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er war ein Aufseher, aber er war noch etwas anderes. Mit den bösartigen tyrannischen Eigenschaften eines solchen verband er die des gesetzmäßigen Eigenthümers. Er besaß die Verschlagenheit und den niedrigen Ehrgeiz seines Standes, aber er war vollkommen frei von der widerwärtigen Prahlerei und Großthuerei seiner Brüderschaft. In seinem Wesen lag eine sichere Unabhängigkeit, eine ruhige Selbstbeherrschung und in seinem Blick eine Strenge, welche muthigere Herzen hätte erzittern machen können, als die armer Sclaven, die von Kindheit an gewohnt waren, sich vor der Peitsche des Treibers zu beugen. Lloyd's Hauspflanzung bot ein weites Feld für die Ausübung jener Aufseherfähigkeiten, die er in so hohem Grade besaß.

Gore war einer jener Aufseher, welche das geringfügigste Wort, den unschuldigsten Blick als Unverschämtheit auszulegen verstehen, und sogleich streng zu bestrafen bereit sind. Niemals gestattete er einem Sclaven die mindeste Erwiederung. Er zeigte sich in dieser Hinsicht so herrisch und gebieterisch als Lloyd selbst, und handelte stets dem, von den Sclavenhaltern durch die That bestätigten Grundsatz gemäß, eher ein Dutzend Sclaven unschuldig zu peitschen, als den Herrn oder Aufseher in deren Gegenwart je nur im Unrecht erscheinen zu lassen. Es herrschte ein vollständiger Absolutismus. Schuldig oder Unschuldig konnte man auf eine Geißelung rechnen, sobald man nur angeschuldigt war. Gore's bloße Gegenwart konnte Einem wehe thun, und ich fürchtete ihn, wie ich eine Schlange fürchten würde. Seine durchdringenden schwarzen Augen und seine scharfe gellende Stimme erregten stets Schrecken unter den Sclaven. Für einen so jungen Mann (ich schildere ihn wie ich ihn vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren kennen lernte) war er in Gegenwart der Sclaven ungewöhnlich ernst und zurückhaltend. Er ging in keinen Scherz ein, brachte niemals einen Spaß vor und hielt sich stets für sich. Andere Aufseher, so brutal sie sonst auch sein mochten, suchten sich doch mitunter bei den Sclaven beliebt zu machen, indem sie einigen Scherz gestatteten, allein Gore ließ sich niemals eine solche Schwachheit zu Schulden kommen. Er war stets der kalte unnahbare abgemessene Aufseher auf Oberst Edward Lloyd's Pflanzung und verlangte nach keiner höhern Befriedigung als der, welche ihm die gewissenhafte Erfüllung seiner Amtspflichten gewährte. Er schien aus Pflichteifer zu peitschen und scheute keine Folgen; was Hopkins mit Widerstreben that, das that

er mit Vergnügen. In Gore's Wesen lag eine unbeugsame Willenskraft, eine eiserne Wirklichkeit, durch welche er leicht der Anführer einer Seeräuberbande hätte werden können, wenn die Verhältnisse ihm Gelegenheit zu einem solchen Lebenslauf geboten hätten. Alle jene Kälte, jener wilde Barbarismus, jene Freiheit von jeder sittlichen Fessel, welche dem Seeräuberchef unentbehrlich ist, war in Gore concentrirt. Unter vielen empörenden Grausamkeiten, welche er während meines Aufenthaltes bei Lloyd verübte, erwähne ich nur des Mordes eines jungen Negers, Namens Denby. Ich kannte ihn gut; er war ein kräftiger, leidenschaftlicher junger Mann und einer der werthvollsten Sclaven, welche Oberst Lloyd besaß. Durch irgend etwas hatte er Gore Anstoß gegeben, und dieser wollte ihn seiner Gewohnheit gemäß, dafür peitschen. Er hatte Denby erst ein paar Hiebe versetzt, als dieser sich losriß und in den Creek stürzte. Hier stand er bis an den Hals im Wasser, und auf seine Weigerung, dem Befehl des Aufsehers Folge zu leisten und herauszukommen, erschoß Gore ihn auf der Stelle. Man sagte, daß Gore Denby dreimal aufgefordert und ihm erklärt hatte, daß er ihn erschießen würde, wenn er der letzten Aufforderung nicht gehorchen würde. Als er ihn zum dritten Mal anrief und Denby seinen Platz muthig behauptete, fragten die übrigen anwesenden Sclaven sich innerlich: „wird er es wagen zu schießen?“ Allein ohne weitere Unterhandlungen, und ohne noch irgend einen Versuch zu machen, Denby zu veranlassen aus dem Wasser herauszukommen, erhob Gore kaltblütig seine Flinte, legte auf sein ruhig dastehendes Opfer an, und einen Augenblick darauf war Denby unter den Todten. Sein verstümmelter Körper

sank unter, und nur sein warmes, rothes Blut bezeichnete die Stelle, wo er gestanden hatte.

Dieses teuflische Verbrechen, dieser scheußliche Mord rief natürlich eine ungeheuere Aufregung hervor. Ein Schauer des Entsetzens und Abscheu's durchdrang jeden Menschen auf der Pflanzung, mit Ausnahme des Elenden, der die Unthat verübt hatte. Während die Sclaven von einem panischen Schrecken ergriffen waren und vor Entsetzen aufschrien, war der Mörder selbst ruhig und gefaßt, und that als wenn nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre. Die Schandthat empörte auch meinen alten Herrn und laut sprach er seinen Unwillen aus; allein trotzdem machte das ganze Ereigniß nur einen vorübergehenden Eindruck. Zwar stellte Oberst Lloyd und mein Herr Gore wegen seiner Grausamkeit zur Rede, allein dies war so gut wie gar nichts. Seine Erwiederung und Erklärung war — wie ich damals hörte: das ungewöhnliche Hülfsmittel sei von der Nothwendigkeit geboten worden; Denby wäre nicht mehr zu bändigen gewesen; er hätte den übrigen Sclaven ein gefährliches Beispiel gegeben, und daß es, falls nicht entschiedene Maßregeln ergriffen würden, gleich derjenigen, zu welcher er seine Zuflucht genommen, bald weder Gesetz noch Ordnung mehr auf der Pflanzung geben würde. Jener bequeme Deckmantel für jede Art von Grausamkeit und Mißhandlung, jener feige Angstschrei, „daß die Sclaven das Uebergewicht gewinnen würden,“ wurde hier als Entschuldigung eines empörenden Verbrechens gebraucht, wie er schon in tausend ähnlichen Fällen gebraucht worden ist. Er behauptete: wenn man einen Sclaven, der sich der Strafe widersetzte, mit dem Leben entkommen ließe, nachdem man ihm angekündigt, daß er es verlieren würde,

falls er in seinem Betragen beharrte, so würden die übrigen Sclaven bald seinem Beispiel folgen, und die Unterjochung der Weißen durch die Schwarzen würde die unausbleibliche Folge sein. Ich habe Grund anzunehmen, daß Gore's Vertheidigung und Erklärung wenigstens Lloyd genügend erschienen, denn er fuhr fort sein Amt auf der Pflanzung zu versehen, sein Ruf als Aufseher verbreitete sich nach außen, und sein scheußliches Verbrechen wurde nicht einmal einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen. Der Mord war nur in der Gegenwart von Sclaven verübt worden, und diese konnten natürlich weder eine Klage anhängig machen, noch gegen den Mörder zeugen. Sein bloßes Wort hätte vor einem Gerichtshof mehr Gewicht gehabt, als die vereinte Aussage zehntausend schwarzer Zeugen.

Gore hatte nichts weiter zu thun, als sich mit Lloyd zu verständigen. Dies war geschehen und der blutige Mörder schritt ruhig weiter, ohne daß die Gerechtigkeit ihn ereilt, oder die öffentliche Meinung ihn mit ihrem Bann belegt hätte. Als ich Maryland verließ, lebte Gore in St. Michael, Talbot County; wenn er noch lebt, wohnt er wahrscheinlich noch dort, und ich zweifle nicht, daß er gegenwärtig vollkommen so hoch geachtet und geschätzt wird, als wenn er sich nie mit unschuldigem Blut befleckt hätte. Ich weiß sehr wohl, daß Manche das eben Erzählte für falsch und boshaft erdichtet erklären werden. Man wird nicht nur läugnen, daß ein solches Ereigniß überhaupt stattfinden konnte, sondern besonders auch, daß dasselbe in Maryland stattfinden konnte. Ich kann dagegen nur sagen — man mag es nun glauben oder nicht — daß ich nur die buchstäbliche Wahrheit berichtet habe; bestreite sie wer kann!

Ich spreche aus Erfahrung, wenn ich sage, daß der Mord eines Sclaven oder überhaupt eines Farbigen in Talbot County, in Maryland weder von den Gerichten noch von der Bevölkerung als ein Verbrechen betrachtet wird. Thomas Lanman, ein Zimmermann in St. Michael, tödete zwei Sclaven, deren einen er mit einem Beil den Schädel einschlug. Ich habe selbst gehört, wie er mit dieser schrecklichen, blutigen That prahlte und lachend hinzufügte: daß er der einzige Wohlthäter seines Vaterlandes in der Gesellschaft sei, und wenn Andere nur dasselbe thun wollten, was er vollbracht habe, so würde man bald die verfluchten Nigger los sein.

Als einen Beweis dieser ruchlosen Nichtachtung menschlichen Lebens, sobald es sich um das eines Sclaven handelt, führe ich nur die in jener Gegend wohlbekannte Thatsache an, daß die Frau von Giles Hicks, der nicht weit von Oberst Lloyd entfernt wohnte, eigenhändig eine Cousine meiner Frau, ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, umbrachte und auf die schrecklichste Art verstümmelte. Nicht zufrieden damit, ihr Opfer zu morden, zerfleischte das scheußliche Weib in ihrer Wuth ihr das Gesicht und brach ihr den Brustknochen. So rasend und wüthend sie war, beobachtete sie dennoch die Vorsicht, das Mädchen begraben zu lassen; allein der Vorgang wurde trotzdem ruchbar und sofort schritt man zu der Wiederausgrabung der ermordeten Sclavin. Eine Coroner's Jury wurde berufen, welche erklärte, daß das Mädchen in Folge von Mißhandlungen gestorben sei. Es fand sich, daß das Vergehen, welches sie mit dem Leben hatte bezahlen müssen, folgendes gewesen war: sie sollte in jener Nacht wie in mehren vorhergehenden Nächten auf Madame Hicks kleines Kind achten und war dabei fest

eingeschlafen, das Kind schrie und weckte Madame Hicks, aber nicht das Mädchen. Wüthend über des Mädchens Langsamkeit sprang Madame Hicks aus dem Bette, nachdem sie sie mehrmals gerufen hatte, ergriff ein Stück Holz vom Kamin und tödtete die Schlafende, indem sie ihr Schädel und Brustknochen einschlug. Ich will nicht sagen, daß dieser abscheuliche Mord in der Umgegend keine Aufregung hervorrief; er verursachte Aufregung, allein — so unglaublich es klingen mag — das moralische Gefühl der Bevölkerung war durch die täglichen Schrecken der Sclaverei zu abgestumpft, als daß man die Mörderin zur Strafe gezogen hätte. Zwar wurde ein Verhaftsbefehl gegen sie erlassen, allein derselbe wurde nicht vollzogen und sie entging nicht nur der verdienten Strafe, sondern selbst der Schande und Demüthigung einer gerichtlichen Anklage.

Indem ich die Mordthaten erzähle, die sich während meines Aufenthaltes auf Lloyd's Pflanzung dort und in der Umgegend ereigneten, will ich in Kürze noch eines Verbrechens erwähnen, welches zu derselben Zeit stattfand, als Denby von Gore erschossen wurde.

Auf der andern Seite des Wye lebte ein Herr Beal Bondley, ein reicher Sclavenhalter. Dicht an seiner Besitzung befand sich in der Nähe des Ufers eine vorzügliche Austerbank, zu welcher einige von Lloyd's Sclaven gelegentlich bei Nacht in ihren kleinen Canoes ihre Zuflucht nahmen, um durch die Austern, welche sie dort mit Leichtigkeit fangen konnten, ihre spärlichen Rationen zu ergänzen. Bondley ließ sich einfallen dies für eine schwere Verletzung seines Eigenthumsrechtes anzusehen, und als ein alter Mann in Lloyd's Diensten eben beschäftigt war einige Wenige der Millionen von Austern zu fangen, die

den Grund des Creek bedeckten, entlud der niederträchtige Bondley aus einem Hinterhalt sein Gewehr ohne Umstände in des armen Mannes Rücken und Schultern. Ein günstiges Geschick fügte es, daß der Schuß keine tödtlichen Folgen hatte, und am folgenden Tage kam Bondley zu Lloyd, ich weiß nicht, ob in der Absicht diesen für sein Eigenthum zu entschädigen, oder sich wegen des Geschehenen zu rechtfertigen; allein gewiß ist, daß diese feige, grausame That sogleich vertuscht wurde, daß wenig darüber gesprochen wurde, und gegen einen Mann, den nur der Zufall vor einem Mord bewahrt hatte, nicht das Mindeste geschah, das für einen Akt der Gerechtigkeit hätte gelten können. Sowohl auf Lloyd's Pflanzung, wie sonst überall in Maryland, hörte ich fr[illegible]g die gewöhnliche Redensart: „es koste nur einen halben Cent einen Nigger zu tödten, und noch einen halben Cent ihn zu begraben,“ und in der That hat die Erfahrung mir die Wahrheit dieses Sprichworts bestätigt. Alle Gesetze zum Schutz des Lebens des Sclaven können selbstverständlich niemals in Anwendung kommen, da Diejenigen, welche dem Namen nach dadurch geschützt sein sollen, vor Gericht nicht gegen die einzige Classe von Menschen zeugen können, von welcher sie mit Grund Mißhandlungen, Gewaltthätigkeiten und Mord zu gewärtigen haben. Von so vielen Mordthaten ich auch hörte, die am östlichen Ufer von Maryland von Sclavenhaltern begangen wurden, so weiß ich doch nicht von einem einzigen Beispiel, daß ein Sclavenhalter gehängt oder gefangen gehalten worden wäre, weil er einen Sclaven getödtet hatte. Als Entschädigung wird gewöhnlich angeführt, daß der Sclave Widerstand geleistet habe. Sollte ein Sclave, wenn er angegriffen wird, nur die

Hand zu seiner Vertheidigung erheben, so ist der angreifende Weiße in Maryland und dem Süden vollkommen in der öffentlichen Meinung gerechtfertigt, wenn er ihn niederschießt. Zuweilen geschieht dies bloß, weil der Sclave angeblich trotzig war. Doch breche ich hier von dieser Phase der Gesellschaft meiner Kindheit ab, und will den Leser mit der Fortsetzung dieser herzzerreißenden Einzelheiten verschonen.

Neuntes Kapitel.

Persönliche Behandlung des Verfassers.

Was mich selbst betrifft, so kann ich nicht sagen, daß ich während meines Aufenthaltes auf Lloyd's Pflanzung, in dem Hause meines alten Herrn, jemals grausam behandelt worden wäre. Ein gelegentlicher Hieb von Tante Katy und gehörige Schläge von dem alten Herrn, wie jeder unbesonnene, ausgelassene Junge sie von seinem Vater erhalten hätte, war alles, was ich in dieser Art zu erwähnen habe. Zur Feldarbeit war ich noch zu jung, und da es sonst nicht viel zu thun gab, hatte ich viel freie Zeit übrig. Die größte Arbeit, welche mir oblag, bestand darin, am Abend die Kühe nach Hause zu treiben, den vordern Hof rein zu halten, und kleine Aufträge für meine junge Herrin Lucretia Auld zu besorgen. Ich habe Grund zu glauben, daß dieselbe mir sehr geneigt war, und obgleich ich nicht oft der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit war, betrachtete ich sie doch beständig als meine Freundin, und war immer froh, wenn ich ihr irgend einen Dienst erweisen durfte. In einer Familie, in welcher so viel Barschheit, Kälte und Gleichgültigkeit herrschte, hatte jedes gütige Wort, jeder freundliche Blick für mich den höchsten Werth. Miß Lucretia, wie wir alle sie noch lang nach ihrer Verheirathung nannten, hatte mir Worte und Blicke gewidmet, welche mich über-

zeugten, daß sie mich bemitleidete, wenn nicht liebte. Außer Worten und Blicken gab sie mir zuweilen auch ein Stück Butterbrod, ein Gegenstand, der keineswegs auf dem Speisezettel stand, und eine Extra-Ration ausmachte, die sie mir, unabhängig von Tante Katy und dem alten Herrn, nur aus Güte und Wohlwollen zukommen ließ. Eines Tages auch war ich mit Onkel Abel's Sohn, Ike, in Kampf gerathen, und dabei sehr übel zugerichtet worden; der kleine Taugenichts hatte mich mit einer scharfen, mit Eisen vermischten Kohle, aus der Werkstätte des alten Schmieds, gerade auf die Stirne geschlagen, wodurch ein Kreuz entstand, welches noch jetzt deutlich zu sehen ist. Die Wunde blutete heftig, ich brüllte überlaut und lief nach Hause. Die harte unfreundliche Tante Katy schenkte weder meiner Wunde noch meinem Schreien weitere Aufmerksamkeit, als daß sie mir sagte, mir wäre ganz recht geschehen, ich hätte nichts bei Ike zu schaffen; es würde mir sehr gut thun, denn ich würde jetzt von den „Lloyd Niggers" fortbleiben. In diesem Augenblick kam Miß Lucretia herein, und in einer ganz andern Weise als Tante Katy gegen mich an den Tag legte, rief sie mich in das Empfangszimmer, was an sich schon eine große Gunst war, und machte dann die gute Samariterin, ohne dabei gegen mich eine einzige der harten gehässigen Bemerkungen zu brauchen, mit denen mich mein Küchenquälgeist belegt hatte. Mit sanfter Hand wusch sie mir das Blut von Kopf und Gesicht, holte dann eine Flasche mit Balsam herbei und verband mir den Kopf damit. Der Balsam that meiner Kopfwunde nicht besser als ihre Güte den Wunden, welche Tante Katy's harte Worte mir geschlagen hatten. Von dieser Zeit an war Miß Lucretia meine

Freundin; ich fühlte dies, und ich hege keinen Zweifel, daß jenes Verbinden meines Kopfes viel dazu beitrug, ihren Antheil an meinem Wohlergehen zu erwecken. Es ist wahr, daß dieses Interesse sich niemals lebhaft kund gab und sich selten in etwas Anderm zeigte, als daß sie mir ein Stück Brod gab, wenn ich sehr hungrig war; aber auf einer Sclaven-Pflanzung war dies schon eine große Bevorzugung, und ich war das einzige unter allen Kindern, dem solche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Wenn ich sehr hungrig war, ging ich in den Hof und spielte unter Miß Lucretia's Fenster, und wenn der Hunger mich gar zu arg quälte, pflegte ich in einer Weise zu singen, welche sie bald als die Bitte um ein Stück Brod verstehen lernte. Sobald ich unter Miß Lucretia's Fenster sang, durfte ich hoffen, dafür gut bezahlt zu werden, und hatte demnach jetzt Freunde auf zwei wichtigen Punkten, im großen Hause Mas' Daniel, und zu Hause Miß Lucretia. Jener nahm mich gegen die größern Jungen in Schutz, und diese schenkte mir Brod, wenn ich hungrig war, und Mitgefühl, wenn ich von jener Megäre mißhandelt worden war, welche in der Küche das Regiment führte. Für solche Beweise von Freundschaft war ich äußerst dankbar, und so bitter meine Erinnerungen aus der Sclaverei auch sind, rufe ich mir doch gern jede Freundlichkeit, jeden Sonnenstrahl menschlicher Behandlung zurück, welche ihren Weg durch die Eisengitter meines Gefängnisses fanden. Solche Strahlen erscheinen um so heller, je größer die Finsterniß ist, in welche sie fallen, und lassen einen bleibenden, wohlthuenden Eindruck zurück.

Wie ich schon früher bemerkt habe, wurde ich von meinem alten Herrn nur selten, und niemals hart ge-

schlagen. Ich hatte wenig von schlechter Behandlung zu leiden, um so mehr aber von Hunger und Kälte, den größten körperlichen Qualen, mit denen ich zu kämpfen hatte. Ich erhielt weder hinreichende Nahrung noch Kleidung, allein trotzdem litt ich weniger vom Hunger als von der Kälte. Im heißesten Sommer wie im kältesten Winter ging ich fast nackt, ohne Schuhe, Strümpfe, Jacke oder Beinkleider, nur mit einem groben, sackleinenen Hemd bekleidet, welches mir bis an die Kniee reichte. Ich trug dasselbe bei Tag und Nacht, und wechselte es einmal in der Woche. Bei Tage konnte ich mich auf der Sonnenseite des Hauses, und bei schlechtem Wetter in der Küche, in der Kaminecke, erträglich gegen die Kälte schützen, allein bei Nacht warm zu werden, war weit schwieriger, denn ich hatte kein Bett. Die Schweine im Stall hatten ihr Lager von Laub, die Pferde hatten Stroh, aber die Kinder hatten kein Bett, und legten sich wo sie wollten, in der großen Küche nieder. Ich schlief gewöhnlich in einem kleinen Verschlag auf dem nackten Boden, ohne nur eine Decke zu haben. In sehr kaltem Wetter holte ich mir manchmal den Sack, in welchem das Welschkorn nach der Mühle gebracht wurde, und kroch hinein. Auf diese Weise, mit dem Kopf innen und den Füßen nach außen, war ich theilweise, doch lang nicht hinreichend geschützt. Meine Füße waren so von Frost aufgesprungen, daß man die Feder, mit der ich schreibe, in die Spalten hätte legen können. In der Art wie wir unser Mahl erhielten, gab sich ebenfalls kein hoher Grad von Raffinement kund. Unser Welschkornbrei wurde, wenn er gehörig abgekühlt war, in eine große hölzerne Schüssel oder einen Trog geschüttet, gleich denen, in welchen man im Norden den Maplezucker be-

reitet. Diese Schüssel wurde entweder in der Küche oder draußen im Freien auf den Boden gesetzt, und die Kinder gleich Schweinen zusammengerufen; und gleich so vielen Schweinen eilten sie herbei, um den Brei buchstäblich zu verschlingen, manche mit Austerschalen, andere mit Stücken von Ziegelsteinen, und keiner mit einem Löffel. Der schnellste Esser bekam am meisten, der Stärkste erlangte den besten Platz, und wenige verließen den Trog gesättigt. Ich war der Unglücklichste von Allen, da Tante Katy mir nicht geneigt war, und sobald ich eins der andern Kinder nur anstieß oder sie mich bei ihr verklagten, glaubte sie immer das Schlimmste, und ich konnte auf Schläge rechnen.

Als ich älter wurde und mehr nachdachte, bemächtigte sich meiner immer mehr das Gefühl meines Elends. Tante Katy's Grausamkeit, der Hunger und die Kälte, welche ich zu ertragen hatte, und die schrecklichen Erzählungen von Unthaten und Mißhandlungen, die ich hörte, vereinigt mit dem, was ich fast täglich vor Augen hatte, veranlaßte mich, als ich erst acht bis neun Jahre alt war, zu dem Wunsche, daß ich nie geboren worden. Ich pflegte meinen Zustand mit dem der Amseln zu vergleichen, welche ich so glücklich in ihren wilden reizenden Gesängen wähnte! Ihre anscheinende Freude vermehrte nur den Schatten des Kummers, der auf mir lastete. Es giebt Tage des Nachdenkens in dem Leben der Kinder — wenigstens gab es deren in dem meinigen — in denen sie mit den ersten großen Gegenständen der Erkenntniß ringen, und oft in einem Augenblick zu Schlüssen gelangen, welche keine spätere Erfahrung erschüttern kann. Mit neun Jahren war ich über die Ungerechtigkeit, Widernatürlichkeit und Schändlichkeit der Sclaverei eben so im

klaren, als ich es jetzt bin. Es bedurfte dazu nicht der Bestätigung von Büchern, Gesetzen oder Autoritäten irgend einer Art; Gott als Vater anzuerkennen war hinreichend, die Sclaverei als ein Verbrechen anzusehen.

Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als ich von Lloyd's Pflanzung nach Baltimore kam. Ich verließ dieselbe mit unaussprechlicher Freude, und werde niemals vergessen, mit welchem Entzücken ich von meiner Freundin Miß Lucretia die Nachricht aufnahm, daß mein alter Herr beschlossen habe, mich nach Baltimore zu Herrn Hugh Auld, Thomas Auld's, seines Schwiegersohn's Bruder zu schicken. Ich empfing diese Mittheilung drei Tage vor meiner Abreise, und sie gehörten zu den glücklichsten Tagen meiner Kindheit. Ich brachte den größten Theil derselben damit zu, im Creek den Staub der Pflanzung abzuwaschen und mich für meine neue Heimath in Stand zu setzen, woran Miß Lucretia lebhaften Antheil nahm. Sie sagte mir, daß ich alle todte Haut von den Füßen und Knieen abreiben müßte, ehe ich nach Baltimore ginge, denn die Leute wären dort sehr reinlich und würden mich auslachen, wenn ich schmutzig aussähe; daß sie mir außerdem ein Paar Beinkleider geben wolle, die ich aber erst nicht anziehen sollte bis aller Schmutz fort wäre. Diese Warnung war wohl zu berücksichtigen, denn die Aussicht ein Paar Hosen zu besitzen war in der That erhebend, und ein hinreichender Grund nicht nur den Schmutz, sondern die Haut selbst abzukratzen. Ich machte mich demnach allen Ernstes an's Werk und arbeitete zum ersten Mal in der Hoffnung auf Belohnung. Ich war höchst aufgeregt und wollte mich kaum zum Schlafen niederlegen, da ich fürchtete, daß man mich zurücklassen möchte. Die Bande, welche Kinder gewöhnlich an die

Heimath fesseln, waren alle zerrissen oder hatten niemals existirt, wenigstens nicht in Beziehung zu Lloyd's Pflanzung. Der Abschied verursachte mir deshalb auch keinen Schmerz, gleich dem, welchen ich empfunden hatte, als ich meine Heimath in Tuckahoe verließ. Das Haus meines alten Herrn besaß keinen Reiz für mich; es war keine Heimath, sondern ein Gefängniß, und indem ich es verließ, fühlte ich, daß ich nichts zurückließ, woraus mir irgend ein Genuß hätte erwachsen können. Meine Mutter war jetzt schon längst todt, die Großmutter so weit entfernt, daß ich sie selten sah; Tante Katy war mein unermüdlicher Quälgeist, und meine Brüder und Schwestern waren mir, in Folge unserer frühzeitigen Trennung und der alle Familienbande zerstörenden Macht der Sclaverei, verhältnißmäßig so fremd geworden, daß unsere Verwandtschaft fast ausgelöscht war. Ich sah nach einem andern Aufenthalt aus, und war überzeugt, daß keiner schlechter sein würde als der, welchen ich zu verlassen im Begriff war, und selbst, wenn es mir bevorstand in der neuen Heimath, der ich mit so glänzenden Erwartungen entgegenging, Mühseligkeiten, Schläge und Mangel zu finden, so blieb mir doch immer noch der zweifelhafte Trost, daß ich keinem dieser Uebel hätte entgehen können, wenn ich unter Tante Katy's Herrschaft geblieben wäre. Ferner dachte ich, daß ich auf Lloyd's Pflanzung so viel in dieser Art erduldet hätte, daß ich es eben so gut an jedem andern Ort aushalten könnte, und zumal in Baltimore, denn für diese Stadt hegte ich ein Gefühl gleich dem, welches in dem Sprichwort ausgedrückt ist: „besser in England gehängt, als in Irland eines natürlichen Todes zu sterben.“ Ich empfand den lebhaftesten Wunsch Baltimore zu sehen, mein Vetter Tom, ein Knabe, zwei

bis drei Jahre älter als ich, war dort gewesen, und obgleich er nicht sehr geläufig sprach — denn er stotterte übermäßig — hatte er durch seine Schilderungen dies Verlangen in mir rege gemacht. Tom war zuweilen Capitain Auld's Cajütenjunge, und wenn er von Baltimore zurückkam, war er immer unter uns ein Held, bis diese Reise vergessen war. Ich konnte ihm von nichts erzählen, noch ihn auf etwas aufmerksam machen das mir schön und bedeutend erschien, ohne daß er etwas viel Großartigeres in Baltimore gesehen hatte. Selbst das große Haus mit allen seinen Gemälden innen und seinen Säulen außen, war, wie er zu behaupten die Dreistigkeit hatte, „nichts gegen Baltimore". Er kaufte eine Trompete für sechs Cents und brachte sie mit nach Hause, erzählte was er Alles an den Schaufenstern gesehen hatte, daß er Raketen und Soldaten und ein Dampfschiff gesehen hätte, daß es in Baltimore Schiffe gäbe, in welchen vier Schaluppen wie die „Sally Lloyd" Platz hätten. Er erzählte viel von dem Marktgebäude, dem Glockengeläute und vielen andern Dingen, welche meine Neugier erregten und meine Hoffnungen auf Glück in der neuen Heimath nicht wenig steigerten.

Es war an einem Sonnabend Morgen in der Frühe, als wir aus dem Miles nach Baltimore absegelten. Ich erinnere mich nur des Tages der Woche, denn zu jener Zeit kannte ich weder die Tage des Monats, noch die Monate des Jahrs. Als die Segel aufgezogen wurden ging ich nach dem Hintertheil des Schiffes und warf einen letzten Blick auf Lloyd's Pflanzung, der, hoffte ich, der letzte wäre, den ich ihr oder irgend einem ähnlichen Orte jemals widmen würde. Meine heftige Abneigung gegen die große Hausfarm rührte nicht sowohl von per-

sönlichem Leiden als von dem täglichen Anblick der Leiden Anderer, und der Gewißheit her, daß ich früher oder später der barbarischen Herrschaft eines Aufsehers, gleich dem vortrefflichen Gore oder dem brutalen betrunkenen Plummer verfallen mußte. Nach diesem letzten Ueberblick verließ ich das Quarterdeck und ging nach dem Bugspriet, wo ich den übrigen Theil des Tages damit zubrachte ins Weite zu schauen, wobei ich alles was sich in der Ferne zeigte mit lebhafterem Interesse betrachtete, als was sich in der Nähe, oder hinter uns befand. Die große Bay öffnete sich vor meinem kindischen Blick gleich einem uferlosen Ocean, und erfüllte mich mit Staunen und Bewunderung.

Spät am Nachmittag erreichten wir Annapolis, die Hauptstadt des Staates, wo wir indessen nicht so lang anlegten, daß ich ans Land hätte gehen können. Es war die erste größere Stadt die ich sah, und obgleich sie manchem Fabrikdorf in Neu-England nachstand, wurde meine Bewunderung zu einer Höhe gesteigert, die nur wenig hinter der zurückblieb, welche die Reisenden bei dem ersten Anblick von Rom empfinden. Die Kuppel des Capitols war vorzüglich imposant und überbot in ihrer Großartigkeit weit das große Haus. Die große Welt öffnete sich mir auf einmal, und begierig suchte ich mich mit ihrem Reichthum bekannt zu machen.

Am Sonntag Morgen langten wir in Baltimore an, und landeten an Smith's Kai, nicht weit von Bowly's Kai. Wir hatten eine große Heerde Schafe für den Markt von Baltimore an Bord, und nachdem ich geholfen hatte, sie nach Curti's Schlachthaus zu treiben, führte Rich, einer der Matrosen an Bord der Schaluppe, mich sogleich nach meiner neuen Heimath in der Alliciana-

straße, in der Nähe von Gardiner's Schiffswerft. Herr und Madame Hugh Auld, meine neuen Gebieter, waren beide zu Hause, und kamen mir an der Thüre mit ihrem rosenwangigen, kleinen Sohn Thomas entgegen, dessen Beaufsichtigung von nun an meine Aufgabe werden sollte. In der That machte der alte Herr mehr dem kleinen „Tommy" als dessen Eltern ein Geschenk mit mir, und obgleich gesetzlich nichts darüber ausgemacht war, zweifle ich doch nicht, daß Herr und Madame Auld nicht anders dachten, als daß ich seiner Zeit das gesetzliche Eigenthum ihres geliebten Tommy werden würde. Die Erscheinung meiner neuen Herrin machte den wohlthuendsten Eindruck auf mich; ihre Züge leuchteten von Güte, deren Ausdruck sowohl als das Wohlwollen mit dem sie mich zu betrachten schien, während sie verschiedene Fragen an mich richtete, mich mit Entzücken erfüllte und meinen künftigen Pfad vor meiner Phantasie erhellte. Freundlich sagte sie dem kleinen Tommy, „daß dies sein Freddy sei, der auf ihn achten würde," und ermahnte mich, „gut gegen den kleinen Tommy zu sein," ein Geheiß, dessen es kaum bei mir bedurfte, denn ich hatte bereits eine Zuneigung für den liebenswürdigen Knaben gefaßt. Somit war ich in meine neue Heimath eingeführt, und übernahm meine Obliegenheiten, ohne daß eine einzige Wolke meinen Horizont verdüstert hätte.

In der That muß ich meine Entfernung von Lloyd's Pflanzung als eins der glücklichsten Ereignisse meines Lebens betrachten. Wäre ich nicht zu rechter Zeit von dort fortgekommen, ehe die Sclaverei sich meiner in ihrer ganzen Härte bemächtigen konnte, ehe die eiserne Herrschaft des Sclaventreibers meinen jugendlichen Geist erdrücken konnte, so wäre ich vielleicht gegenwärtig kein

freier Mann, sondern würde die bittere Sclavenkette mit mir durchs Leben geschleppt haben. Wenn ich mir später Kenntnisse aneignete, wenn ich jemals einem würdigen Streben gehuldigt habe, wenn ich jemals ehrenvoll die Obliegenheiten des Vertreters eines unterdrückten Volkes erfüllt habe, so muß ich es theilweise jenem Ereigniß zuschreiben, daß mein Geist diese Richtung erhielt. —

Es befanden sich noch viele Knaben auf der Pflanzung, die man ebensowohl hätte nach Baltimore schicken können. In dem Hause und auf den Farmen meines alten Herrn gab es Knaben, die jünger, andere, die älter waren als ich, und solche meines Alters, allein ich unter Allen war der Bevorzugte. Man mag mich abergläubisch und egoistisch schelten, weil ich dies Ereigniß als eine besondere Fügung zu meinen Gunsten betrachte; allein dieser Gedanke ist ein Theil meiner Geschichte, und ich würde eine Untreue an meinen frühzeitigsten und theuersten Empfindungen begehen, wenn ich zögern wollte, jene Ueberzeugung auszusprechen, gleichviel, was man darüber sagen möge. Von der Zeit an, daß ich fähig war, nachzudenken, hegte ich etwas gleich der unauslöschlichen Ueberzeugung, daß ich mich einst aus den scheußlichen Krallen der Sclaverei befreien würde, und diese Zuversicht war es, welche mich in den finstersten, schwersten Augenblicken meines Lebens aufrecht erhielt.

Zehntes Kapitel.

Leben in Baltimore.

In der ersten Zeit meines Aufenthalts in Baltimore, auf dem harten Steinpflaster, das mir durch seine Hitze fast die Sohlen verbrannte, dachte ich, daß die Hauspflanzung doch im Grunde ein angenehmerer Aufenthalt gewesen sei, als meine Wohnung in der Allicianastraße. Die thurmhohen Gebäude, zwischen denen ich mich eingeschlossen sah, hatten etwas Beklemmendes; an jeder Straßenecke stieß ich auf Schaaren böser Jungen, die bereit waren, über mich herzufallen; bei jedem Schritt starrten mir neue und fremdartige Gegenstände entgegen, trafen mich seltsame Töne, die mein ungewohntes Auge und Ohr verwirrten und erschreckten. Meine größte Plage waren indessen die Jungen; sie liefen mir nach und nannten mich den „östlichen Ufermann“, bis ich mich wirklich fast ans östliche Ufer zurückwünschte. Ich mußte mich erst geistig acclimatisiren, und nachdem dies geschehen war, fühlte ich mich weit besser. Meine neue Gebieterin bewies mir bald, daß sie in der That so gütig war, als sie mir bei jener ersten Begegnung an der Hausthür erschienen war; ihr ganzes Wesen athmete Wohlwollen, Freundlichkeit und Heiterkeit, und in ihrem Benehmen gegen mich lag nichts von jener hochmüthigen Verachtung der Rechte und Gefühle des Sclaven, jener Unfreund-

lichkeit und bösen Laune, welche sonst den sclavenhaltenden Frauen eigen zu sein pflegt. Sie war aber auch zuvor keine Sclavenhalterin gewesen, sondern hatte sich — ganz gegen den Gebrauch des Südens, wegen ihres Unterhalts fast nur auf ihren eigenen Fleiß verlassen, und diesem Umstand verdankte sie ohne Zweifel die Erhaltung ihrer natürlichen Herzensgüte, denn die Sclaverei kann einen Heiligen in einen Sünder, einen Engel in einen Teufel umwandeln. Ich wußte kaum, wie ich mich gegen „Miß Sopha“, wie ich sie nannte, benehmen sollte. Auf der Pflanzung hatte man mich wie ein Ferkel behandelt, hier wurde ich wie ein Kind gehalten. Ich konnte mich ihr nicht einmal nähern, wie ich mich früher Miß Lucretia genähert hatte; warum sollte ich da, wo kein Hochmuth mich fern hielt, keine Kälte mich abwies und kein Haß mich mit Furcht erfüllte, den Kopf hängen und mit unterdrücktem Athem sprechen? Ich lernte sie deshalb bald mehr gleich einer Mutter als einer sclavenhaltenden Herrin betrachten. Die kriechende Unterwürfigkeit in den Augen des hochmüthigen Sclavenhalters, einer der Hauptvorzüge eines Sclaven, wurde von dieser liebenswürdigen Frau weder verlangt noch gewünscht, und weit entfernt, es gleich manchen andern sclavenhaltenden Frauen, einem Sclaven als Frechheit anzurechnen, wenn er ihr gerade ins Gesicht sah, schien sie vielmehr zu sagen: „sieh auf, Kind, und fürchte Dich nicht! ich hege nur Freundlichkeit und Wohlwollen für Dich.“ Die Matrosen von Lloyd's Schaluppe betrachteten es als eine große Begünstigung, die Ueberbringer von Packeten und Botschaften an sie zu sein, denn wann sie auch kommen mochten, war ihnen eine freundliche Aufnahme gewiß. Wenn der kleine Thomas ihr Sohn und ihr geliebtestes Kind war, so hegte sie

wenigstens einige Zeit lang für mich eine Zuneigung, als wenn ich sein Halbbruder gewesen wäre. Wenn Tommy auf dem Schooße seiner Mutter saß, so wurde „Feddy" eines Platzes an ihrer Seite gewürdigt, und die Liebkosungen ihrer sanften Hand bewiesen ihm, daß er zwar mutterlos, aber nicht freundlos war. Hugh Auld, ihr Mann, war ein ganz anderer Charakter. Abweichend von seiner Frau, welche streng religiös war, kümmerte er sich wenig um Religion, kannte die Welt besser und gehörte ihr mehr an. Er war im gewöhnlichen Sinn ein achtungswerther Mann, dessen ganzes Streben und ganzer Ehrgeiz darauf gerichtet war, ein bedeutender Schiffbauer in jener Stadt des Schiffbaues zu werden. Ich war natürlich von sehr geringer Bedeutung für ihn, und wenn er manchmal auf mich herab lächelte, so war selbst dies Lächeln von seiner liebenswürdigen Frau geborgt, und vorübergehend, gleich allem geborgten Licht, verschwand es mit der Quelle, aus der es entstanden war. Wenn ich Hugh Auld demnach nur als einen Mann von höchst mürrischem und abweisendem Wesen schildern kann, muß ich, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einräumen, daß er mich den Begriffen von Maryland gemäß, nie mit großer Härte behandelte. Während der ersten zwei Jahre, die ich in seinem Hause verlebte, überließ er mich fast ausschließlich der Leitung seiner Frau. Sie war mein Gesetzgeber; unter ihren sanften Händen, fern von den Greueln der Pflanzung, fing ich an, gute und schlechte Behandlung geistig wie physisch weit lebhafter zu empfinden, und litt von einem unfreundlichen Blick meiner Herrin vielleicht mehr, als früher von einem Schlag der Tante Katy. Statt des kalten, feuchten Fußbodens in der Küche meines alten

Herrn, hatte ich jetzt Teppiche unter den Füßen, statt des Kornsacks im Winter ein gutes Strohbett, wohl mit Decken versehen, statt des groben Welschkornbreis erhielt ich am Morgen gutes Brod, und statt des sackleinenen Hemdes, das mir bis an die Kniee reichte, trug ich ordentliche, reinliche Kleider; es ging mir in Wahrheit sehr wohl. Meine Obliegenheiten bestanden darin, Aufträge zu besorgen und auf Tommy Acht zu haben, zu verhüten, daß er auf der Straße unter die Wagen gerieth, oder auf andere Art Schaden nähme. Einige Zeit lang lebte ich mit ihm und seiner Mutter im besten Einvernehmen. Ich sage: einige Zeit lang, denn bald machten das verderbliche Gift der unverantwortlichen Macht und der natürliche Einfluß des Sclavensystems ihre Wirkung auf die freundliche, liebevolle Gemüthsart meiner Herrin geltend. Im Anfang betrachtete sie mich augenscheinlich nur als ein Kind, gleich jedem andern; sie war noch nicht so weit gekommen, mich für ein Eigenthum anzusehen; dieser Gedanken war nur eine Frucht des Herkommens, während der erstere ein natürlicher und unmittelbarer war. Eine edle Natur, gleich der ihrigen, war indessen nicht auf einmal gänzlich zu verderben, und es erforderte mehrere Jahre, um ihre natürliche Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit in mürrische Bitterkeit zu verwandeln. Selbst als diese aufs Höchste gestiegen war, hatte sie während der ersten sieben Jahre, die ich mit ihr verlebte, dennoch Augenblicke, in denen ihre frühere Güte sich von neuem kundgab.

Meine Herrin pflegte, wenn ihr Mann abwesend war, oft laut in der Bibel zu lesen; dies erregte meine Neugier hinsichtlich des Geheimnisses des Lesens, und bald entstand in mir der Wunsch, es selbst zu lernen.

Da ich keine Scheu vor meiner gütigen Herrin kannte, welche mir damals noch keinen Anlaß gegeben hatte, sie zu fürchten, bat ich sie geradezu, mich lesen zu lehren. Die gute Frau ging ohne Zögern ans Werk, und bald wußte ich mit ihrer Hülfe das Alphabet und konnte Wörter von drei bis vier Buchstaben buchstabiren. Meine Herrin war auf meine Fortschritte fast so stolz, als wenn ich ihr eignes Kind gewesen wäre, und da sie voraussetzte, daß ihr Mann dasselbe Gefallen daran haben würde, verhehlte sie ihm nicht, was sie für mich that, sondern rühmte laut die Fähigkeit ihres Schülers und theilte ihm ihren Entschluß mit, in ihrem Unterricht fortzufahren, da sie es für ihre Pflicht ansähe, mich wenigstens in Stand zu setzen, die Bibel zu lesen. Dies war die Ursache der ersten finstern Wolke am Horizont meiner Hoffnungen, der Vorläufer durchnässender Regengüsse und erkältender Stürme.

Herr Auld war ganz erstaunt über die Einfalt seiner Frau, und wahrscheinlich zum ersten Male setzte er ihr die ganze Philosophie der Sclaverei und die Regeln auseinander, welche Herren und Herrinnen nothwendig bei der Behandlung ihres menschlichen Eigenthums beobachten müssen. Er verbot ihr sogleich, ihren Unterricht fortzusetzen, indem er ihr sagte, daß derselbe ungesetzlich sei, daß er ferner gefährlich wäre und nur zu Unheil führen könnte. „Wenn Du einem Nigger einen Zoll giebst, wird er eine Elle nehmen," waren seine Worte; „ein Sclave soll nichts kennen als den Willen seines Herrn und ihm gehorchen lernen", „alles Lernen verdirbt den besten Nigger von der Welt"; „wenn Du diesen Nigger," er meinte mich, „die Bibel lesen lehrst, so wird er bald nicht mehr zu halten sein, es würde ihn auf immer zum

Sclaven untauglich machen, und ihm selber würde das Lernen keinen Nutzen, sondern wahrscheinlich großen Schaden bringen, da es ihn unglücklich und unzufrieden machen würde.“ „Wenn Du ihn jetzt lesen lehrst, so wird er bald auch schreiben lernen wollen, und wenn er auch dies erreicht hat, wird er mit sich selbst davon laufen.“ Dies war der Inhalt von Herrn Auld's orakelmäßiger Auseinandersetzung der Philosophie, welcher gemäß nach ihm ein menschliches Eigenthum aufgezogen werden müsse, und man muß einräumen, daß er das Wesen und die Erfordernisse der Beziehung zwischen dem Herrn und Sclaven aus dem Grunde verstand. Seine Rede war die erste entschiedene Antisclavereivorlesung, die ich zu hören Gelegenheit hatte. Madame Auld sah augenscheinlich die Richtigkeit seiner Bemerkungen ein, und als eine gehorsame Frau fügte sie sich in ihren Handlungen ganz seinen Vorschriften. Auf mich machten seine Worte weder einen oberflächlichen noch vorübergehenden Eindruck. Seine kalten und harten Behauptungen prägten sich mir unvergeßlich ein, erregten einen Aufruhr aller meiner Empfindungen und erweckten in mir eine ganze Reihe bis dahin schlummernder, lebensfähiger Gedanken. Es war eine neue, specielle Offenbarung, welche ein quälendes Dunkel zerstreute, gegen das meine jugendliche Denkkraft bisher vergeblich gekämpft hatte, nämlich: die Macht des Weißen und die Unterjochung des Schwarzen zu einer fortdauernden zu machen. Schön, dachte ich, Wissen macht also ein Kind zum Sclaven untauglich! Instinktmäßig stimmte ich diesem Ausspruch bei, und von diesem Augenblick an wußte ich den geraden Weg von der Sclaverei zur Freiheit. Dies war es gerade, dessen ich bedurfte und das ich ganz unverhofft aus einer Quelle er-

hielt, aus welcher ich es am wenigsten hätte erwarten können. Zwar that mir der Gedanke weh, den Beistand meiner gütigen Herrin zu verlieren, allein die Aufklärung, welche ich so plötzlich gewonnen hatte, entschädigte mich einigermaßen für jenen Verlust. So gescheut Auld auch war, schlug er mein Begriffsvermögen doch augenscheinlich zu gering an und ahnte nicht, welchen Nutzen ich aus der nachdrücklichen Belehrung ziehen würde, welche er seiner Frau gab. Er wollte, daß ich ein Sclave bleiben sollte, ich hatte mich schon auf Lloyd's Pflanzung dagegen erklärt. Ich haßte, was er liebte, und die Absicht, welche er ausgesprochen hatte, mich in Unwissenheit zu erhalten, bestärkte mich nur in meinem Entschluß, nach Wissen zu streben. Ich weiß daher nicht, ob ich es nicht ebensowohl dem Widerstand meines Herrn, als der gütigen Hülfe meiner liebenswürdigen Herrin verdanke, daß ich lesen lernte. Ich erkenne die Wohlthat an, welche Beide mir erwiesen, und glaube, daß ich ohne meine Herrin vielleicht in Unwissenheit aufgewachsen wäre.

Ich hatte noch nicht lange in Baltimore gelebt, als ich einen auffallenden Unterschied zwischen der Behandlung der Sclaven hier und derjenigen wahrnahm, welche ich in jenem abgesonderten, entlegenen Theil des Landes kennen gelernt hatte, in dem ich meine ersten Jahre verlebte. Ein Sclave in Baltimore ist fast ein freier Bürger im Vergleich zu dem Sclaven auf Lloyd's Pflanzung. Er erhält bessere Nahrung, ist weit besser gekleidet, weniger gedrückt in seiner Erscheinung, und genießt Vorrechte, welche dem von der Peitsche gehetzten Sclaven der Pflanzung unbekannt sind. Die Sclaverei hegt einen Widerwillen gegen eine dichte Bevölkerung, deren Mehrzahl nicht aus Sclavenhaltern besteht. Das Schicklich-

keitsgefühl, welches bei einer solchen Bevölkerung vorherrscht, trägt viel dazu bei, jene Ausbrüche schrecklicher Grausamkeit und jene finstern, namenlosen Verbrechen zu verhüten, die auf der Pflanzung fast offen verübt werden. Nur der verhärtetste Sclavenhalter wird das Menschlichkeitsgefühl seiner nicht sclavenhaltenden Nachbarn durch das Geschrei des zerfleischten Sclaven verletzen, und es sind nur sehr Wenige, die keine Scheu tragen, für grausame Herren zu gelten. Ich habe gefunden, daß in Baltimore kein Mensch den Weißen wie den Schwarzen so verhaßt war, als Derjenige, welcher im Ruf stand, seine Sclaven hungern zu lassen. „Laßt sie arbeiten," heißt es, „peitscht sie, wenn es Noth thut, aber laßt sie nicht hungern!" Indessen giebt es auch hier traurige Ausnahmen, und während die meisten Sclavenhalter in Baltimore ihre Sclaven in Kleidung und Nahrung keinen Mangel leiden lassen, giebt es andere, welche die Grausamkeiten, die sie auf dem Lande verübten, in der Stadt fortsetzen.

Ein Beispiel dieser Art lieferte eine Familie, die uns gerade gegenüber wohnte und Hamilton hieß. Madame Hamilton besaß zwei Sclavinnen, Henriette und Mary, welche immer Haussclavinnen gewesen waren. Die eine konnte zweiundzwanzig, die andere vierzehn Jahre alt sein; es waren ein paar schwächliche Geschöpfe, und die Behandlung, welche ihnen zu Theil wurde, wäre hinreichend gewesen, eine Pferdenatur aufzureiben. Unter allen unterdrückten, verhungerten, zerfleischten und geschundenen Creaturen, die ich jemals gesehen habe, waren diese beiden Mädchen inmitten der gebildeten, christlichen, kirchengehenden Bevölkerung von Baltimore die beklagenswerthesten. Man konnte sie nicht ohne das innigste Mit-

leib betrachten, und vorzüglich Mary bot einen wahrhaft herzzerreißenden Anblick dar. Kopf, Nacken und Schultern waren buchstäblich in Stücke zerschnitten. Ich habe oft ihren Kopf befühlt und ihn fast ganz mit eiternden Wunden bedeckt gefunden, welche die Peitsche ihrer grausamen Herrin verursacht hatte. Ich erinnere mich nicht gehört zu haben, daß Herr Hamilton sie jemals gepeitscht hätte, aber ich bin oft bei den schonungslosen, empörenden Mißhandlungen zugegen gewesen, welche seine Frau sich zu Schulden kommen ließ. Das Betragen dieser Frau erscheint noch gehässiger durch den Umstand, daß sie in demselben Augenblick, in dem sie Menschlichkeit und Anstand so empörend verletzte, einen Fremden durch ihre anscheinende Frömmigkeit und die Sanftmuth ihres Tons hätte bezaubern können. Sie pflegte mit einer Peitsche, wie ich sie schon früher beschrieben, in der Hand, auf einem großen Schaukelstuhl in der Mitte des Zimmers zu sitzen, und ich berichte nur die reine Wahrheit, wenn ich sage, daß diese Mädchen im Laufe des Tages selten an ihrem Stuhl vorbei gehen konnten, ohne einen Hieb mit der Peitsche auf die bloßen Arme oder die Schultern zu erhalten. Sobald sie ihr nahe kamen, holte sie aus und gab ihnen einen Hieb, indem sie sagte: „Rühr Dich schneller, Du schwarzes Mensch!“ und „nimm dies, Du schwarzes Mensch!“ worauf sie hinzufügte: „wenn Du Dich nicht schneller rührst, werde ich Dir mehr geben!“ Dann fuhr sie fort, mit andächtiger Stimme Hymnen zu singen, als wenn ihre gerechte Seele nach den Wonnen des Paradieses seufzte.

Außer den schonungslosen Züchtigungen, denen diese armen Mädchen ausgesetzt waren — allein schon hinreichend, den Geist eines bessern Menschen zu erdrücken,

hatten sie auch den bittersten, nagendsten Hunger zu leiden; nur selten erhielten sie ein vollständiges Mahl, ausgenommen mitunter in den Küchen von Nachbarn, die weniger geizig und gemein waren, als die psalmensingende Madame Hamilton. Ich habe die arme Mary sich auf der Straße mit den Schweinen um den Abfall streiten sehen, und dermaßen war das bedauernswerthe Geschöpf zerfleischt, zerschlagen, zerschnitten und zerhackt, daß die Straßenjungen sie der Narben und Wunden wegen, mit denen sie bedeckt war, nur „Peckeb“ (von to peck, hacken) nannten.

Der Wahrheit gemäß muß ich dieser Schilderung der Sclaverei in Baltimore die Bemerkung hinzufügen, daß die Behandlung, welche Madame Hamilton ihren Sclavinnen zu Theil werden ließ, allgemein als schändlich und empörend verurtheilt wurde, allein nicht minder wahr ist es, daß Diejenigen, welche Madame Hamilton tadelten, jedweden Versuch einer Einmischung in deren Recht, ihre Sclavinnen in Stücke zu hauen und zu schneiden, ebenfalls nachdrücklich verurtheilt und bestraft haben würden. Keine Gewalt darf zwischen den Sclaven und den Sclavenhalter treten, um die Macht des Einen zu beschränken und die Schwäche des Andern zu schützen.

Elftes Kapitel.

„Ein Wechsel kam über den Geist meines Traums."

Sieben Jahre lang lebte ich in Baltimore, in der Familie Hugh Auld's, während deren — wie die Kalendermacher von dem Wetter sagen, meine Lage veränderlich war. Das Bedeutendste, das sich in meinem Leben während dieses Zeitraums zutrug, war, daß ich unter großen Hindernissen Lesen und Schreiben lernte. Um diese Kenntniß zu erlangen, war ich genöthigt meine Zuflucht zu Umwegen zu nehmen, die meiner Natur keineswegs gemäß waren und etwas wahrhaft Demüthigendes für mich hatten. Meine Herrin, welche, wie der Leser bereits weiß, mich zu unterrichten angefangen hatte, sah sich in ihrer wohlwollenden Absicht plötzlich durch den entschiedenen Willen ihres Mannes gehemmt. Diesem leistete sie so treulich Folge, daß sie nicht nur den Unterricht aufgab, sondern überhaupt meinem Wunsch, Lesen zu lernen, jedes Hinderniß in den Weg legte. Indessen muß ich ihr einräumen, daß sie dies System nicht von Anfang an in seiner ganzen Strenge befolgte; sei es, daß sie es für überflüssig hielt, oder daß sie nicht die nöthige Verderbtheit besaß, um mich in geistiger Dunkelheit abzuschließen. Jedenfalls erforderte es einige Gewohnheit und Abhärtung in den Vorrechten des Sclavenhalters, bis sie es lernte, meine Menschheit zu vergessen

und mich als ein bloßes Ding, ohne moralische und geistige Fähigkeiten zu behandeln. Meine Herrin war, wie gesagt, von Natur eine gute, menschlich fühlende Frau, und als ich zuerst in ihr Haus kam, behandelte sie mich in ihrer Herzenseinfalt mit dem Wohlwollen, das, wie sie meinte, ein menschliches Wesen dem andern erweisen müßte.

Man begreift, daß einige Erfahrung dazu gehört, um die Obliegenheiten des Sclavenhalters zu erfüllen. Die Natur hat die Menschen weder zu Sclaven, noch zu Sclavenhaltern eingerichtet, und nur lange anhaltende Uebung kann sie zu dem einen wie zu dem andern ausbilden. Es hält schwer, die Liebe zur Freiheit zu vergessen, und eben so schwer, diese angeborene Liebe nicht mehr in Andern zu achten. Meine Herrin zeigte sich anfänglich sehr wenig geeignet, eine Sclavenhalterin zu sein, und es war keine leichte Aufgabe, sie dahin zu bringen, daß sie den krausköpfigen Knaben, welcher an ihrer Seite stand und sich selbst auf ihren Schooß lehnte, der von dem kleinen Tommy geliebt wurde und ihn wieder liebte, nur in der Beziehung eines Eigenthums betrachtete. Sie selbst fühlte, daß ich mehr als ein solches war. Ich konnte sprechen und singen, lachen und weinen, denken und mich erinnern, kurz, ich war ein Mensch; das wußte und fühlte sie, und konnte mich demnach nicht als ein Vieh behandeln, ohne erst einen harten Kampf mit ihrem eigenen besseren Selbst zu bestehen. Dieser Kampf begann und der Willen und Einfluß ihres Mannes siegten. Ihr edles Selbst unterlag, allein Derjenige, welcher es überwältigte, entging selber den Folgen nicht, durch welche sein häuslicher Frieden nicht weniger litt, als der der andern Betheiligten.

Als ich in die Familie eintrat, herrschte dort nur Glück und Zufriedenheit. Die Herrin des Hauses war ein Muster von Güte und Wohlwollen. Es gab keinen Kummer und kein Leid, für das sie keine Thräne, keine unschuldige Freude, für die sie nicht ein Lächeln gehabt hätte, und jeder Trauernde fand bei ihr Trost. Es währte nicht lange, bis es der Sclaverei gelang, diese Vorzüge und dadurch auch ihr häusliches Glück zu zerstören. Wenn meine Lage sich verschlechterte, so ging es der Familie nicht besser. Der erste falsche Schritt war die Gewalt, die sie ihrem eigenen Gefühl und Gewissen anthat, indem sie die wohlwollende Regung unterdrückte, welche sie zuerst getrieben hatte, meinen jugendlichen Geist zu bilden. Als sie aufhörte, mich zu unterrichten, mußte sie sich vor sich selbst rechtfertigen, und indem sie in diesem innern Zwiespalt selbst Partei nahm, war sie auch an ihre Stellung gefesselt. Es ist leicht vorauszusehen, wohin sie jetzt gelangte. Zuletzt wurde sie in ihrer Opposition gegen mein Bestreben, Lesen zu lernen, sogar noch heftiger als ihr Mann es war, und nicht zufrieden, zu thun was er ihr befohlen hatte, schien sie entschlossen, noch über sein Geheiß hinauszugehen. Nichts schien sie, nachdem sie sich einmal abwärts gewendet hatte, mehr aufzubringen, als wenn sie mich, in einem Winkel sitzend, ruhig in einem Buch oder einer Zeitung lesend antraf. Es kam vor, daß sie in höchster Wuth auf mich zustürzte und mir das Blatt mit dem Zorn und der Bestürzung aus der Hand riß, die ein Verräther fühlen mag, der sich in seinem Anschlag von einem gefährlichen Spion entdeckt sieht.

Meine Herrin war nur zu gefügig, und die Gründe ihres Mannes, wie ihre eigene Erfahrung überzeugten

sie bald vollständig, daß Erziehung und Sclaverei unvereinbar miteinander sind. Als diese Ueberzeugung einmal bei ihr fest stand, wurde jede meiner Bewegungen streng bewacht. Wenn ich nur längere Zeit in einem Zimmer allein blieb, konnte ich darauf rechnen, daß man mich rufen und zur Rede stellen würde, um zu hören, ob ich nicht ein Buch in der Hand gehabt hätte. Alles dies kam indessen zu spät. Der erste unwiderrufliche Schritt war einmal geschehen. Als meine Gebieterin mich in ihrer Güte und Unbefangenheit das Alphabet lehrte, hatte sie mir den „Zoll" gegeben, und keine Vorsichtsmaßregel konnte mich jetzt verhindern, mich der „Elle" zu bemächtigen.

Fest entschlossen wie ich war, um jeden Preis Lesen zu lernen, wandte ich mancherlei Hülfsmittel an, um diesen Zweck zu erreichen. Der beste Plan, auf den ich verfiel, war der, meine weißen Spielkameraden auf der Straße als Lehrer zu benutzen. Ich pflegte beständig Webster's Buchstabirbuch bei mir zu tragen, und wenn ich ausgeschickt wurde oder mir Zeit zum Spielen vergönnt war, ging ich mit meinen jungen Freunden abseits, um eine Stunde im Lesen zu nehmen. Ich bezahlte meinen Unterricht größtentheils mit Brod, das ich ebenfalls in der Tasche trug. Für ein einziges Milchbrod gab jeder meiner kleinen hungrigen Gefährten mir eine Stunde, die mir unendlich viel mehr werth war als Brod. Nicht Jeder verlangte indessen diese Belohnung, und es gab Manche darunter, die sich ein Vergnügen daraus machten, mich zu unterrichten, so oft sich nur Gelegenheit fand. Ich empfinde große Versuchung, als Zeichen der Dankbarkeit und Zuneigung die Namen einiger dieser Knaben anzuführen, allein die Vorsicht verbietet es, in-

dem es ihnen möglicherweise schaden könnte, denn in einem Sclavenstaat wird Alles, was im Entferntesten mittelbar oder unmittelbar zu der Befreiung eines Sclaven beitragen kann, als ein unverzeihliches Verbrechen betrachtet.

Wiewohl die Sclaverei ein bedenklicher Gegenstand war, über den sich erwachsene Leute in Maryland nur mit großer Vorsicht unterhielten, sprach ich doch sehr frei mit den weißen Knaben darüber. Zuweilen, wenn ich unter ihnen auf einem Eckstein oder einer Kellerthür saß, sagte ich zu ihnen: „ich wollte, ich könnte frei werden, wie Ihr sein werdet, sobald Ihr Männer seid. Ihr seid, wie Ihr wißt, frei sobald Ihr einundzwanzig Jahre alt seid, und könnt gehen, wohin es Euch gefällt; ich aber bin ein Sclave auf Lebenszeit. Habe ich nicht dasselbe Recht, frei zu sein, das Ihr habt?“ Dergleichen Reden verwirrten sie stets, wie ich wohl wahrnahm, und es gewährte mir keine geringe Befriedigung, wenn ich mitunter in ihnen jene freie, bittere Verdammung der Sclaverei hervorrufen konnte, welche aus einer frischen, unverdorbenen Natur entspringt. Unter allen Menschen will ich am liebsten mit Denjenigen zu thun haben, welche noch nicht durch die Sorgen des Lebens eingeschüchtert sind. Ich erinnere mich nicht, jemals einem Knaben begegnet zu sein, der das System der Sclaverei vertheidigt hätte; oft hingegen fand ich Knaben, die mich mit der Hoffnung trösteten, daß sich Etwas ereignen könnte, wodurch ich dereinst frei würde. Oftmals wiederholten sie mir: sie glaubten, ich hätte sowohl als sie das Recht, frei zu sein, und daß sie nicht glauben könnten, daß Gott jemals Menschen zu Sclaven geschaffen habe. Der Leser wird einsehen, daß dergleichen Gespräche mit meinen

Gefährten weder dazu beitrugen, meine Liebe zur Freiheit zu verringeren, noch mich mit meiner Lage als Sclave auszusöhnen.

Als ich ungefähr dreizehn Jahre alt war und geläufig lesen gelernt hatte, vermehrte jeder Zuwachs von Wissen, vorzüglich dessen, was die freien Staaten betraf, die fast unerträgliche Last des Gedankens: ich bin ein Sclave auf Lebenszeit. Ich sah meiner Knechtschaft kein Ende. Diese Wirklichkeit war furchtbar, und der Gedanke daran erregte in meinem Innern einen Aufruhr, den zu schildern mir die Worte fehlen. Glücklicher- oder unglücklicherweise hatte ich gerade damals so viel Geld erübrigt, daß ich mir den „Columbischen Redner", ein damals sehr beliebtes Schulbuch, kaufen konnte. Einige Knaben, welche mir sagten, daß sie bei der öffentlichen Prüfung mehrere Stücke daraus vortragen würden, veranlaßten mich zuerst, dies Buch zu kaufen. Dasselbe war in der That ein Schatz für mich, und jeden freien Augenblick nahm ich wahr, um darin zu lesen. Unter andern anziehenden Gegenständen befand sich auch ein kurzes Gespräch zwischen einem Herrn und seinem Sclaven darin, welches ich mit ungeschmälertem Interesse wieder und wieder las. Der Sclave ist darin nach einem zweiten Fluchtversuch von Neuem eingefangen und der Herr eröffnet das Gespräch damit, daß er ihm seine Undankbarkeit vorwirft und ihn fragt, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe. Der Sclave erwiedert darauf, daß er wohl wisse, wie wenig ihm Alles, was er sagen könne, nützen würde, da er gänzlich der Gewalt seines Eigenthümers anheimgegeben sei, und fügt mit ruhiger Festigkeit hinzu: „ich ergebe mich in mein Schicksal." Durch diese Antwort gerührt, dringt der Herr

in ihn, sich auszusprechen, und nachdem er ihm alle Beweise der Güte zurückgerufen, die er ihm gegeben, gestattet er ihm volle Freiheit, sich zu rechtfertigen. Der Sclave erwiedert in einer feurigen Vertheidigungsrede, worauf alle Gründe für und gegen die Sclaverei erörtert werden. Jede Behauptung des Herrn wird widerlegt, und da er sich zuletzt gänzlich besiegt fühlt, emancipirt er großmüthig den Sclaven mit den besten Wünschen für sein ferneres Wohlergehen. Ich brauche wohl kaum hinzuzufügen, daß ein Gespräch über diesen Gegenstand und mit einem solchen Ausgang mich mächtig in einer Zeit ergreifen mußte, als das Bewußtsein meiner Knechtschaft fortwährend mit erdrückender Schwere auf mir lastete, und ein Gefühl sagte mir, daß der Sclave mit seinen treffenden Antworten vielleicht eines Tages in mir ein Seitenstück erhalten würde.

Dies war indessen nicht der einzige Gegenstand in diesem Columbischen Redner, welcher meinen Enthusiasmus erregte. Außerdem fand ich darin eine von Sheridan's glänzenden Reden über die Emancipation der Katholiken, Lord Chatham's Rede über den amerikanischen Krieg, sowie Reden von Fox und dem großen William Pitt, welche ich immer von Neuem mit einem Interesse las, das sich steigerte, je mehr mein Verständniß wuchs. Das Lesen dieser Reden bereicherte nicht wenig meinen bis dahin so beschränkten Sprachschatz und setzte mich in Stand, vielen Gedanken Worte zu geben, welche oftmals mein Inneres durchzogen hatten und an der Unfähigkeit, ihnen den entsprechenden Ausdruck zu verleihen, erstorben waren. Die unwiderstehliche Macht der Wahrheit, welche selbst das Herz des Sclavenhalters bewältigt und ihn nöthigt, seinen irdischen Vortheil den Ansprüchen der

ewigen Gerechtigkeit aufzuopfern, trat in dem erwähnten Gespräch schlagend hervor, und in Sheridan's Reden fand ich eine kühne, kräftige Anklage der Unterdrückung und die glänzendste Vindication der Menschenrechte. Das waren in Wahrheit große Errungenschaften. Wenn ich jemals unter der Erwägung geschwankt hatte, ob der Allmächtige selbst nicht etwa die Sclaverei gewollt habe, so hatte jetzt alle Ungewißheit ein Ende. Ich war in das Geheimniß der Sclaverei und aller Unterdrückung eingedrungen und zu der Gewißheit gelangt, daß sie nur in dem Stolz, der Tyrannei und Habsucht des Menschen begründet sei. Das Gespräch wie die Reden athmeten die Principien der Freiheit und gossen Ströme von Licht über das Wesen und den Character der Sclaverei. Mit einem solchen Buch in der Hand konnte ich, auf meine eigene menschliche Natur und meine Erfahrungen gestützt, muthig gegen die religiösen Vertreter der Sclaverei, Weiße wie Farbige, auftreten, denn die Blindheit beschränkt sich in dieser Beziehung nicht nur auf die erstern, und ich habe im Süden viele Farbige gefunden, die in der Täuschung befangen waren, daß Gott ihnen die Sclaverei auferlegt hätte, und sie deshalb die Fesseln mit Demuth und Geduld tragen müßten. Ich konnte solchem Unsinn keinen Raum geben, und verlor oft fast die Geduld, wenn ich irgend einem Farbigen begegnete, der schwach genug war, daran zu glauben. Indessen führte mich die wachsende Erkenntniß sowohl zu bittern, als zu süßen Resultaten. Je mehr ich las, um so mehr lernte ich die Sclaverei und die Sclavenhalter hassen und verabscheuen; ich betrachtete diese nur als eine bevorrechtete Räuberbande, welche nach Afrika gegangen war, um mein Volk zu stehlen und zur Sclaverei zu erniedrigen.

Was soll ich sagen? Die Unzufriedenheit, welche Herr Hugh Auld so genau vorhergesagt hatte, war durch das Lesen bereits über mich gekommen. Ich war nicht mehr der muntere, ausgelassene, leichtsinnige Knabe, als der ich zuerst in Baltimore gelandet war. Die Erkenntniß war gekommen, das Licht war in meinen geistigen Kerker gedrungen, und siehe! da lag die blutige Peitsche für meinen Rücken bereit, und dort lag die eiserne Kette, und mein vortrefflicher, gütiger Herr, er war der Urheber meiner Lage! Diese Erkenntniß verfolgte mich unablässig, folterte mich und machte mich düster und unglücklich, so daß ich in meiner Qual oft die andern Sclaven fast um ihre dumme, gedankenlose Zufriedenheit beneidete. Diese Kenntniß enthüllte meinen Augen den furchtbaren Abgrund, zeigte mir den schrecklichen Drachen, bereit, auf mich loszustürzen, ohne mir den Weg zur Flucht zu öffnen. Wie oft wünschte ich, daß ich ein Vieh, ein Vogel, oder was es sonst sein möchte, geworden wäre; Alles, nur kein Sclave! Ich fühlte mich über alle Beschreibung elend und unglücklich; ich dachte zu viel, um glücklich zu sein; dies unaufhörliche Nachdenken quälte, folterte mich, und dennoch war es mir unmöglich, dem Gegenstand meiner Gedanken zu entrinnen. Die ganze Natur spiegelte mir denselben wieder, und sobald der Laut der Wahrheit mich einmal erweckt hatte, gab es keine Ruhe mehr für mich. Freiheit! dies unschätzbare, angeborene Recht eines jeden Menschen verwandelte in meinen Augen jeden Gegenstand in die Verkörperung seiner eigenen Bestätigung. Ich hörte diese in jedem Laut, sah sie in Allem, was mich umgab, immer war sie gegenwärtig, um mich mit dem Bewußtsein meines elenden Zustandes zu peinigen. Je schöner und

reizender das Lächeln der Natur, um so gräßlicher und trostloser war mein Zustand. Ich sah Nichts, ohne darin diese Bestätigung der Freiheit zu sehen, und hörte Nichts, ohne sie zu hören. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß sie mir in jedem Stern entgegenstrahlte, in jedem Windhauch athmete, in jeder Windstille lächelte und in jedem Sturm tobte.

Ich zweifle nicht, daß mein Gemüthszustand mit dem veränderten Benehmen meiner, einst gegen mich so gütigen Herrin in Zusammenhang stand. Ich kann mir wohl denken, daß mein trübes, unzufriedenes, niedergedrücktes Aussehen ihr sehr anstößig war. Die arme Frau! sie ahnte nichts von meinen Qualen, und ich wagte nicht sie ihr mitzutheilen. Hätte ich ihr den wahren Zustand meines Innern enthüllen können, so wäre es vielleicht besser für uns Beide gewesen. Ihre Härte fiel auf mich, wie die Schläge des falschen Propheten auf dessen Esel; sie wußte nicht, daß ein Engel im Wege stand, und die Beziehung des Sclaven zum Herrn gestattete mir nicht ihr die Wahrheit zu gestehen. Die Natur hatte uns zu Freunden bestimmt; die Sclaverei machte uns zu Feinden. Mein Streben lief dem ihrigen gerade entgegen, und Jeder von uns hatte seine eigenen Gedanken und Pläne. Sie wollte mich unwissend erhalten, und ich war entschlossen zu wissen, obgleich Kenntniß meine Unzufriedenheit nur erhöhte. Meine Empfindungen waren nicht die Folge irgend einer besondern Grausamkeit in der Behandlung, welche mir zu Theil wurde; sie entsprangen aus dem Bewußtsein, daß ich überall ein Sclave war. Es war die Sclaverei, nicht ihre Zufälligkeiten, welche ich haßte. Man hatte mich betrogen. Ich sah durch das Bestreben mich in Unwissenheit zu halten; ich sah durch

die Absicht der Sclavenhalter mich glauben zu machen, daß sie mich und Andere nur auf Gottes Geheiß zu Sclaven gemacht hätten, und verabscheute sie als Räuber und Betrüger. Gute Kleidung und Nahrung konnte mich nicht für den Verlust meiner Freiheit entschädigen, und das Lächeln meiner Herrin vermochte nichts gegen den Schmerz der in mir wühlte, sondern trug manchmal eher dazu bei, ihn zu vermehren. Sie war verändert, aber ich war es ebenfalls, beide waren wir die Opfer desselben Fluches, sie als Herrin, ich als Sclave. Ich will sie nicht hart beurtheilen, und sie kann mich nicht tadeln, denn sie weiß, daß ich nur die Wahrheit sage und in meinem Widerstand gegen die Sclaverei gerade so gehandelt habe, wie sie in umgekehrten Verhältnissen selbst gehandelt haben würde.

Zwölftes Kapitel.

Neue Errungenschaften im Wissen.

Während ich mich in jenem qualvollen Zustand befand und oft mein ganzes Dasein verwünschte, weil ich mich zu einem Leben der Knechtschaft verurtheilt sah, so trostlos und elend, daß ich manchmal versucht war, ihm selbst ein Ende zu machen, war ich trotzdem äußerst aufmerksam und begierig auf Alles, was in irgendwelcher Beziehung zu der Sclaverei stand. Sobald ich nur die Wörter Sclave, Sclaverei aus dem Munde eines Weißen vernahm, war ich ganz Auge und Ohr, und die Gelegenheit dazu fand sich nicht selten, da dieselben anfingen, bei uns die Stichwörter der geselligen Unterhaltung zu werden. Von Zeit zu Zeit hörte ich, wie Herr Hugh oder sonst Jemand in der Gesellschaft mit großer Lebhaftigkeit und Aufregung über die „Abolitionisten" sprach. Wer und was diese waren, war mir gänzlich unbekannt, doch fand ich, daß sie — was sie auch immer sein mochten, von den Sclavenhaltern aller Schattirungen aus dem Grunde gehaßt und geschmäht wurden. Bald entdeckte ich auch, daß der Abolitionisten immer in einer gewissen Beziehung zur Sclaverei erwähnt wurde. War ein Sclave der Knechtschaft entflohen, so wurde allgemein behauptet, die Abolitionisten hätten ihn überredet und ihm beigestanden; tödtete ein

Sclave seinen Herrn, wie es manchmal geschah, schlug er seinen Aufseher zu Boden, zündete er seines Herrn Haus an, oder beging er irgend ein ungewöhnliches Verbrechen, so wurde gewiß gesagt, dasselbe sei die natürliche Folge der abolitionistischen Umtriebe. Da ich diese Beschuldigungen so oft wiederholen hörte, prägte sich mir sehr natürlich der Eindruck ein, daß die Abolition — was sie auch immer sein mochte — weder dem Sclaven feindlich, noch dem Sclavenhalter sehr freundlich sein konnte. Jetzt strebte ich danach, wo möglich herauszufinden, wer und was die Abolitionisten wären, und weshalb sie den Sclavenhaltern so verhaßt seien. Das Wörterbuch gewährte mir nur geringe Auskunft, indem es mich zwar lehrte, daß Abolition soviel als die Handlung etwas abzuschaffen wäre, mich aber im Dunkel über den Punkt ließ, an dem mir am meisten lag; nämlich über das Ding, welches abgeschafft werden sollte. Ein städtisches Blatt, der „Baltimorer Amerikaner“ gab mir die brandstifterische Auskunft, welche das Wörterbuch mir versagt hatte. In seinen Spalten las ich, daß dem Congreß an einem gewissen Tage eine große Anzahl Petitionen und Memoires überreicht worden waren, in denen auf die Abolition der Sclaverei im District Columbia und die Abolition des Sclavenhandels zwischen den Staaten der Union angetragen wurde. Dies war mir genug. Die rachsüchtige Bitterkeit, die auffallende Vorsicht, die gesuchte Zurückhaltung und die geheimnißvolle Zweideutigkeit, mit der die Weißen dieses Gegenstandes stets erwähnten, alles war mir jetzt vollständig erklärt. So oft ich von nun an von „Abolitionisten“ und „abolitionistischen Umtrieben“ sprechen hörte, fühlte ich mich persönlich betheiligt; ich näherte mich um zuzu-

hören, wenn ich es irgend konnte, ohne neugierig und zudringlich zu erscheinen. In diesen Wörtern lag Hoffnung! Hin und wieder fand ich auch immer in unsern Zeitungen, den abolitionistischen Blättern des Nordens entnommen, furchtbare Anklagen gegen die Sclaverei, deren Grundlosigkeit und Ungerechtigkeit man darzuthun strebte. Begierig las ich dieselben und empfand große Befriedigung bei dem Gedanken, daß die Verworfenheit der Sclavenhalter den Augen der Welt nicht verborgen sei, und ich nicht allein die Grausamkeit und Schändlichkeit der Sclaverei verabscheute. Noch andere Gedanken wurden in mir rege gemacht; ich nahm nämlich wahr, daß man der Abolitionisten sowohl mit Furcht als mit Wuth erwähnte; folglich mußte ich annehmen, daß dieselben nicht ohne Einfluß im Lande wären und in ihren Absichten vielleicht Erfolg haben könnten. Wenn ich einem Sclaven begegnete, mit dem ich glaubte ohne Gefahr über diesen Gegenstand sprechen zu dürfen, theilte ich ihm so viel von dem Geheimniß mit, als ich selbst fähig gewesen war zu durchdringen. So drang allmählich das Licht jener großen Bewegung auf mich ein, und so unbekannt mir auch das eigentliche System derselben war, so glaubte ich doch vom ersten Augenblick daran, glaubte theilweise deshalb daran, weil ich sah, daß sie die Sclavenhalter beunruhigte. Nathaniel Turner's Aufstand war unterdrückt, aber Schrecken und Furcht hatten sich noch nicht gelegt. Die Cholera war unterwegs und der Gedanken lag nahe, daß Gott den Sclavenhaltern zürne und deshalb das Land verheere, und ich hoffte um so mehr von der abolitionistischen Bewegung, da der Tod selbst ihr zu dienen schien.

Um diese Zeit lernte ich einen guten alten Neger,

Namens Lawson kennen, der besonders in religiöser Beziehung großen Einfluß auf mich gewann. Er wohnte in unserer Nähe, und da ich ihm bald sehr zugethan war, ging ich oft mit ihm in die methodistischen Meetings und brachte am Sonntag meine freie Zeit mit ihm zu. Dies Vergnügen ward mir indessen bald gestört. Herr Hugh nahm an meinen Besuchen bei Lawson Anstoß und drohte mir mit Schlägen, wenn ich jemals wieder dort hinginge. Dies fruchtete indessen nichts; ich fühlte mich von einem Tyrannen verfolgt, und fuhr fort, Lawson ungeachtet der Drohung zu besuchen. Der alte Mann hatte mir gesagt, daß mir ein großer Beruf obläge, auf den ich mich vorbereiten müßte, und daß ihm offenbart worden sei, daß ich viel leisten würde. Seine Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich, und ich fühlte in der That, daß irgend eine Mission vor mir lag, obgleich ich keine Ahnung hatte, wie ich dieselbe jemals erfüllen sollte. Er erwiederte, daß die Zeit dies enthüllen würde, und fuhr fort, meinen schon entzündeten Wissensdurst zur Flamme anzufachen.

Eines Tages, als ich auf dem Werft zwei Irländer ein großes Boot voll Steine oder Ballast ausladen sah, ging ich unaufgefordert an Bord, um ihnen zu helfen. Als wir mit der Arbeit fertig waren, fragte der eine mich mancherlei, darunter auch: ob ich ein Sclave wäre. Ich sagte ihm, daß ich ein Sclave, und zwar auf Lebenszeit sei, worauf der gute Irländer die Achseln zuckte, und von meiner Mittheilung sehr ergriffen schien. Beide hatten viel über den Gegenstand zu sagen, und legten sowohl herzliches Mitgefühl für mich, als entschiedenen Haß gegen die Sclaverei, an den Tag. Sie gingen so weit, mir den Rath zu geben, davon zu laufen und nach

dem Norden zu gehen; sie sagten, daß ich dort Freunde finden und so frei als irgend ein anderer Mensch sein würde. Ich that indessen nicht, als wenn Alles dies großen Eindruck auf mich machte, denn ich fürchtete, daß sie Verräther sein möchten. Es ist vorgekommen, daß Sclaven von Weißen zur Flucht veranlaßt wurden, welche sie dann einfingen und ihren Herren auslieferten, um die Belohnung zu erlangen, und während ich im Ganzen geneigt war, zu glauben, daß diese Männer ehrlich wären und es gut mit mir meinten, hegte ich doch Scheu vor dem Gegentheil. Nichtsdestoweniger gedachte ich ihrer Worte und ihres Rathes, und dachte einer Flucht nach dem Norden als einem Mittel nach, die Freiheit zu gewinnen, die mein Herz ersehnte. Nicht meine gegenwärtige Knechtschaft lastete so schwer auf mir, als der Gedanken, ein Sclave auf Lebenszeit zu sein, mich unglücklich machte. Ich war zu jung um daran denken zu können, schon jetzt davon zu laufen; außerdem wollte ich zuvor schreiben lernen, da ich vielleicht Gelegenheit finden würde mir selbst einen Paß zu schreiben. Ich hatte jetzt nicht nur die Hoffnung auf Freiheit, sondern auch eine Ahnung der Mittel, durch welche ich einst dies unschätzbare Gut erreichen konnte. Inzwischen beschloß ich, meine Errungenschaften im Wissen durch die Kunst des Schreibens zu vermehren.

Dies bewerkstelligte ich folgendermaßen: Auf Herrn Hugh's sowie auf andern Schiffswerften, in denen ich mich oft aufhielt, bemerkte ich, daß die Zimmerleute, wenn sie eine Planke zurechtgehauen und fertig gemacht hatten, die Anfangsbuchstaben des Theiles des Schiffes darauf schrieben, für den es bestimmt war. Eine Planke für den Steuerbord wurde zum Beispiel mit einem großen

S bezeichnet. eine für den Backbord: B. Backbord Vordertheil: B V. Backbord Hintertheil: B H. Steuerbord Hintertheil: S H und Steuerbord Vordertheil: S V. Bald lernte ich diese Buchstaben und ihre Bedeutung auf den Planken.

Meine Arbeit bestand gegenwärtig darin, das Feuer unter dem Dampfkessel zu erhalten, und auf dem Werft Wache zu halten, während die Zimmerleute zum Essen gingen. Diese Zwischenzeit gewährte mir Gelegenheit die genannten Buchstaben nachzuschreiben. Bald erstaunte ich selbst wie leicht mir dies wurde und dachte nun, daß wenn ich vier machen konnte, ich auch mehr machen könnte. Es gelang mir bald, und wenn ich auf den Spielplätzen mit andern Knaben zusammentraf, maß ich mich mit ihnen im Schreiben, indem ich die Buchstaben machte, die ich so glücklich gewesen war zu lernen, und sie aufforderte, „es besser zu machen, wenn sie könnten.“ Auf diese Weise, mit Spielgefährten als Lehrern, Planken und Pflastersteinen als Schreibbüchern, und einem Stück Kreide als Feder und Tinte, brachte ich es dahin schreiben zu lernen. Später versuchte ich es indessen noch mit mancher andern Methode um meine Handschrift zu verbessern; am besten gelang mir dies unter anderm, indem ich die Cursivschrift in Webster's Buchstabirbuch nachschrieb, bis ich alle Buchstaben machen konnte, ohne ins Buch zu sehen. —

Inzwischen war „der kleine Tommy“ zu einem großen Jungen herangewachsen, und hatte schon viele Schreibbücher vollgeschrieben und nach Hause gebracht, welche den Nachbaren gezeigt worden waren, das gebührende Lob erhalten hatten, und jetzt sorgsam aufbewahrt wurden. Meine Zeit war jetzt zwischen dem Schiffswerft

und dem Haus getheilt, und oft hatte ich sowohl erstern wie letzteres allein zu bewachen. Wenn meine Herrin mir das Haus anvertraute, hatte ich immer einen Festtag; ich holte mir dann Tommy's Schreibbücher, Feder und Tinte, und schrieb in die breiten Zwischenräume, zwischen den Zeilen, andere Zeilen hinein, welche ich den seinigen so ähnlich als möglich zu machen suchte. Das ganze Verfahren war sehr langweilig und außerdem setzte ich mich der Gefahr aus, im Fall der Entdeckung Schläge dafür zu erhalten, daß ich es wagte die hochgeschätzten Schreibbücher des ältesten Sohnes zu verschmieren. Zu dieser Gelegenheit verschaffte ich mir noch eine andere; ich trug ein Mehlfaß und einen Stuhl in die Bodenkammer über der Küche, in der ich schlief und wohin sich nicht leicht sonst Jemand verirrte, und auf diesem Faß schrieb ich, bis spät in die Nacht hinein, wenn die ganze Familie längst schlief, aus der Bibel, dem methodistischen Hymnenbuch und andern Büchern ab, die ich nach und nach gesammelt hatte. Der gute Lawson, den ich noch oft besuchte, ermuthigte mich, in meinem Bestreben fortzufahren, und obgleich Herr Hugh von diesen Besuchen wohl wußte, muß ich ihm doch zum Ruhme nachsagen, daß er niemals seine Drohung ausführte mich zu schlagen, weil ich meine freie Zeit auf diese unschuldige Weise zugebracht hatte.

Dreizehntes Kapitel.

Wechselfälle des Sclavenlebens.

Ich muß den Leser jetzt bitten, etwas mit mir zurück zu gehen, um ein anderes Ereigniß in meinem Sclavenleben kennen zu lernen, welches gewiß dazu beitrug, meinen Abscheu gegen die Sclaverei und meinen Haß gegen die Menschen zu vermehren, welche sie aufrecht halten.

Ich habe schon erwähnt, daß ich seit meiner Entfernung von Lloyd's Pflanzung der Form nach zwar Herrn Hugh's Sclave war, allein in der That dem Gesetz nach noch meinem alten Herrn, dem Capitain Anthony gehörte. Bald nachdem ich nach Baltimore gegangen war, starb meines alten Herrn jüngster Sohn, Richard, und drei und ein halb Jahre darauf starb er selbst, wodurch sein ganzes Vermögen seinem Sohn Andrew und seiner Tochter Lucretia zufiel. Er starb während eines Besuchs bei seiner Tochter in Hillsborough, woselbst Capitain Auld und Miß Lucretia jetzt lebten. Dieser hatte inzwischen den Befehl von Lloyd's Schaluppe aufgegeben, und hielt dort einen Laden.

Capitain Anthony war ganz unerwartet gestorben, ohne ein Testament gemacht zu haben, und sein Nachlaß mußte demnach zu gleichen Theilen zwischen seinen Kindern getheilt werden. Die Abschätzung und Theilung von Sclaven zwischen Erben, die sich miteinander abzu=

finden haben, ist ein wichtiger Gegenstand im Leben der Sclaven. Der Charakter und die Neigungen der Erben sind ihnen gewöhnlich wohl bekannt, und Jeder hat seine Vorliebe und seine Abneigung, allein weder Vorliebe noch Abneigung wird im geringsten berücksichtigt.

Bei dem Tode meines alten Herrn ließ man mich sogleich holen, um mich mit dem übrigen Eigenthum abzuschätzen und einzutheilen. Für mich selbst lag mir vorzüglich daran, in Herrn Hugh's Hause zu bleiben, welches mir nach dem meiner Großmutter am theuersten geworden war; außerdem aber empörte mich die ganze Sache als eine Eigenthümlichkeit der Sclaverei. Sie gewährte mir einen neuen Einblick in die widernatürliche Gewalt, der ich verfallen war, und mein bereits tiefgewurzelter Haß gegen die Sclaverei wurde durch diese neue Bestätigung ihrer Abscheulichkeit nur vermehrt.

Es war ein trauriger Tag für mich wie für den kleinen Tommy und meine theure Herrin und Lehrerin, als ich nach dem östlichen Ufer abreiste, um dort abgeschätzt und einem der Erben zugetheilt zu werden. Wir zerflossen alle drei in Thränen, denn wir fürchteten, daß wir vielleicht auf immer von einander Abschied nähmen. Kein Mensch vermochte vorauszusagen, mit welchem andern Eigenthum ich zusammengeworfen werden würde, und schon damals erhielt ich einen Vorgeschmack jener qualvollen Ungewißheit, welche die Sclaverei noch zu der Unsicherheit hinzufügt, welcher alle Sterblichen unterworfen sind. Krankheit, Widerwärtigkeiten und Tod mögen die Pläne und Absichten jedes Menschen vereiteln, allein der Sclave läuft noch außerdem jeden Augenblick Gefahr, aus seiner Heimath gerissen zu werden oder in andere Hände überzugehen; er hat Trennungen zu überstehen,

die andern Menschen unbekannt bleiben. Welch ein Bild der tiefsten Entwürdigung bot ferner der ganze Auftritt! Männer und Frauen jeden Alters, verheirathete und unverheirathete, denkende und fühlende Wesen, wurden ungescheut, ihrer Menschheit zum Trotz, Pferden, Schafen, Ochsen, Kühen und Schweinen gleichgestellt! Pferde und Männer, Kühe und Frauen, Ferkel und Kinder, alle stehen sie hier auf einer und derselben Stufe und sind derselben genauen Untersuchung unterworfen, damit ihr Werth in Gold und Silber, der einzige Maßstab, den der Sclavenhalter an den Sclaven legt, gehörig festgestellt werden könne! Wie lebendig stand in diesem Augenblick die entmenschende Gewalt der Sclaverei vor mir! Die Individualität von dem gemeinen Begriffe des Eigenthums verschlungen! Menschheit zum Besitz herabgewürdigt!

Auf die Schätzung folgte die Theilung. Es war eine Stunde voll Aufregung und unerträglicher Beklemmung, denn unser Schicksal wurde jetzt auf Lebenszeit entschieden, und wir hatten dabei so wenig eine Stimme, als die Ochsen und Kühe, welche käuend an der Raufe standen. Keine Zuneigung, kein Bitten wurde berücksichtigt und ein Wort der Abschätzenden genügte, um alle Bande der Liebe und Freundschaft zu zerreißen, Männer von ihren Frauen, Eltern von ihren Kindern zu trennen. Zitternd standen wir Alle vor jener Macht, welche uns nach menschlicher Einsicht in einem Augenblick beglücken oder verderben konnte. Außer der Angst vor der Trennung, welche den meisten Sclaven am qualvollsten war, hegten wir Alle einen entschiedenen Abscheu vor dem Gedanken, in Andrew's Hände zu fallen, dessen Grausamkeit und Unmäßigkeit allbekannt waren.

Im Allgemeinen hegen die Sclaven Furcht vor Herren, welche dem Trunk ergeben sind; Andrew war fast ein ausgemachter Trunkenbold, und hatte bereits einen großen Theil von seines Vaters Vermögen durch seine schlechte Verwaltung und unsinnige Verschwendung verzehrt. Das Schicksal, in seine Hände zu fallen, wurde demnach nur als eine Anweisung auf die Wahrscheinlichkeit betrachtet, einst nach dem fernen Süden verkauft zu werden. In wenig Jahren, dachten wir, würde er sein Vermögen durchbringen, seine Farmen und Sclaven würden dann öffentlich verkauft, und wir alle nach den Baumwollen- und Reisfeldern des sonnigen Südens geschleppt werden. Dies war die Ursache großer Besorgnisse und Befürchtungen.

Die Bewohner des Nordens und überhaupt die Freien scheinen nicht dieselbe Anhänglichkeit für den Ort zu hegen, an dem sie geboren und aufgewachsen sind, welche die Sclaven dafür empfinden. Die Freiheit, zu kommen und zu gehen, hier und dort zu sein, wie es ihnen beliebt, läßt in den erstern nicht jenes übertriebene Kleben an der Scholle aufkommen. Der Sclave dagegen ist angekettet; er hat weder eine Wahl, noch Zweck oder Beruf, sondern ist auf einen einzigen Fleck gebannt, und hier oder nirgends muß er Wurzel schlagen. Die Aussicht einer Ortsveränderung stellt sich ihm meistens in Gestalt einer Drohung, als Strafe eines Verbrechens dar, und ist deshalb von Angst und Schrecken begleitet. Ein Sclave hofft selten durch den Verkauf eine Besserung seiner Lage, und betrachtet die Trennung von seinem Geburtsort demnach nicht mit jener Begeisterung, mit welcher junge freie Männer den Westen oder irgend ein anderes fernes Land erwählen, in dem sie Reichthum

und Auszeichnung zu erringen hoffen, und eben so wenig können Die, welche sie zurücklassen, sie mit jener Zuversicht gehen lassen, mit welcher Freunde und Verwandte die Trennung ertragen, wenn sie fühlen, daß die Entfernung dem Scheidenden zum Besten gereichen wird. Ferner giebt es Briefe und die Hoffnung des Wiedersehens, denn dieses ist wenigstens möglich; für den Sclaven hingegen fallen alle diese mildernden Umstände weg. Eine Verbesserung seiner Lage ist nicht wahrscheinlich, ein Briefwechsel unmöglich und Wiedersehen unerreichbar. Wenn er in die weite Welt hinaus muß, so ist es ihm, wie es einem lebenden Menschen sein würde, der sich sollte begraben lassen, um nie Frau, Kinder und Freunde wiederzusehen oder von ihnen zu hören.

Indem wir demgemäß die Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten unserer Lage erwogen, litt ich wahrscheinlich mehr als die meisten meiner Gefährten. Ich hatte eine gütige und selbst zärtliche Behandlung erfahren; sie hatten nichts dergleichen kennen lernen. Ihr Leben war rauh, dornenvoll und finster gewesen; die meisten hatten auf des alten Herrn Farm in Tuckahoe gelebt, und Plummer's Regiment empfunden. Der Aufseher hatte sein Zeichen auf das lebendige Pergament ihres Rückens geschrieben, bis er hart geworden, während der meinige — dank meiner frühzeitigen Entfernung von der Pflanzung, noch zart und empfindlich war. Ich hatte in Baltimore eine gütige Herrin zurückgelassen, welche mir fast eine Mutter war, die in Thränen schwamm als ich fortging, und mit Angst und Beklemmung sah ich die Wahrscheinlichkeit des Wiedersehens in der Wagschale auf und nieder schwanken. Der Gedanke, für immer von meiner Herrin getrennt zu sein, war schrecklich, noch schrecklicher aber die Aussicht,

Andrew Anthony's Sclave zu sein, eines Mannes, der wenige Tage vor der Theilung meinen Bruder Perry in meiner Gegenwart am Hals gepackt, zu Boden geworfen und mit dem Stiefelabsatz vor den Kopf gestoßen hatte, bis das Blut ihm aus Nase und Ohren strömte. Die einzige Ursache dieser teuflischen Mißhandlung war, daß Perry zum Spielen gegangen war, als Andrew irgend eines geringfügigen Dienstes wegen nach ihm verlangte. Als er meinen Bruder auf diese Weise mißhandelt hatte, bemerkte er mich, der ihm mit höchstem Erstaunen zugesehen hatte, und sagte: „So wird es Dir in den nächsten Tagen auch gehen!“ Gewiß meinte er damit, sobald ich in seinen Besitz kommen würde, und der Leser kann sich wohl denken, daß diese Drohung nicht eben geeignet war mich zu beruhigen. Ich sah daraus, daß er in Wahrheit nur nach einem Anlaß verlangte; allein ich war erst wenige Tage dort, ich hatte von ihm keine Befehle erhalten und demnach auch keine verletzt, folglich hatte er keinen Vorwand mich zu peitschen.

Nach einiger Zeit nahmen Angst und Ungewißheit ein Ende und die Entscheidung fiel meinen Wünschen gemäß aus: ich fiel Miß Lucretia zu, der guten Frau, welche mir den Kopf verband, als die böse Tante Katy mich mit heftigen Verwünschungen überschüttete.

Thomas Auld und seine Frau entschieden sogleich, daß ich nach Baltimore zurückkehren sollte. Sie wußten wie warm Hugh Auld's Frau an mir hing, wie glücklich sein Sohn sein würde mich wieder bei sich zu haben, und da ich außerdem noch zu jung war, um ihnen von erheblichem Nutzen zu sein, ließen sie mich gern nach Baltimore zurückkehren.

Ich schildere nicht meine Freude, als ich dort wieder

anlangte, nicht die des kleinen Tommy und seiner Mutter, oder Herrn Hugh's unverkennbare Befriedigung. Ich war gerade einen Monat von Baltimore abwesend gewesen, bis die Angelegenheit entschieden war, allein mir war es, als wenn seitdem wenigstens ein halbes Jahr verflossen wäre.

Kaum war diese Schwierigkeit vorüber, so kam eine andere; das Sclavenleben ist voll Ungewißheit und Unsicherheit. Kurze Zeit nach meiner Rückkunft nach Baltimore, erhielt ich die Nachricht, daß meine gütige Freundin Lucretia Auld, an welcher ich nach Sophie Auld mit der größten Zuneigung hing, gestorben wäre. Nur ihr Mann und eine Tochter, Amanda genannt, überlebten sie.

Bald darauf starb — seltsam genug — auch Andrew, und hinterließ ebenfalls außer seiner Frau nur ein einziges Kind. Die ganze Familie Anthony wurde demnach innerhalb fünf Jahren, nachdem ich sie verlassen hatte, bis auf zwei Kinder weggerafft.

Diese Todesfälle bewirkten keine Veränderung in den Verhältnissen der Sclaven; trotzdem fühlte ich mich nach dem Tode meiner Freundin Lucretia nicht so sicher als zuvor. So lange sie lebte, fühlte ich, daß ich in ihr eine mächtige Stütze hatte, und daß sie in allen Vorkommnissen für mich sprechen würde. Vor zehn Jahren schilderte ich unsern Zustand nach den erwähnten Ereignissen in der Skizze meines Lebens wie folgt:

„Jetzt befand sich also das ganze Eigenthum des alten Herrn, mit Einschluß der Sclaven, in den Händen von Fremden. Nicht ein einziger Sclave wurde bei dieser Gelegenheit freigelassen; Alle, von den jüngsten zu

den ältesten blieben Sclaven. Wenn es noch irgend eines Anstoßes bedurfte, um meinen Haß gegen die Sclaverei und die Sclavenhalter zu erhöhen, so trug deren gemeine Undankbarkeit gegen meine arme alte Großmutter das ihrige dazu bei. Sie hatte dem alten Herrn treulich von früher Jugend bis zu spätem Alter gedient, sie war die Quelle seines Reichthums gewesen, denn sie hatte seine Pflanzung mit Sclaven bevölkert und war in seinem Dienst Urgroßmutter geworden. Sie hatte ihn in seiner Kindheit gewiegt und gepflegt, ihm durchs Leben gedient, ihm den Todesschweiß von der Stirne gewischt und ihm die Augen für immer zugedrückt. Trotzdem blieb sie eine Sclavin, eine Sclavin auf Lebenszeit, eine Sclavin in den Händen von Fremden, in deren Händen sie ihre Kinder, Enkel und Urenkel gleich so vielen Schafen vertheilt sah, ohne daß man es nur der Mühe werth gehalten hätte, ein einziges Wort hinsichtlich deren Schicksals und ihres eigenen an sie zu richten.

Dies war indessen noch nicht der Gipfel der Undankbarkeit und Barbarei. Da nämlich die gegenwärtigen Eigenthümer meiner Großmutter sahen, daß sie, die von der Last der Jahre gebeugt, nicht mehr thätig wie früher sein konnte und mit raschen Schritten der vollkommenen Hülflosigkeit des Alters entgegen ging, nur noch von geringem Nutzen sein konnte, führten sie sie in den Wald, erbauten ihr dort eine kleine Hütte mit einem Schornstein von Lehm, und gewährten ihr das Glück, dort in tiefer Einsamkeit für ihren Unterhalt zu sorgen. Wenn meine arme Großmutter — im eigentlichsten Sinn verstoßen um zu sterben — noch lebt, so lebt sie nur um in tiefster Verlassenheit zu leiden, um ihrer Kinder, Enkel und Urenkel zu gedenken und ihren Verlust zu beweinen,

denn sie alle sind wie Whittier, der Dichter der Sclaven sagt:

Fort! fort! verkauft und fort
Nach dem nassen Reisfeld dort,
Wo die Peitsche ruhet nicht,
Der Muskito schwirrt und sticht,
Gift der Fiberdämon streut
In den Thau, der Kühlung beut;
Wo die Sonne trüb und heiß
Strahlt durch Nebel feucht und weiß.
Fort! fort! verkauft und fort!
Nach dem nassen Reisfeld dort!
Von Virginia's See'n und Höh'
Raubt' man mir die Töchter — weh!

Zwei Jahre nach Lucretia's Tode heirathete Thomas Auld Rowena Hamilton, die älteste Tochter William Hamilton's, eines reichen Sclavenhalters am östlichen Ufer von Maryland, der ungefähr fünf Meilen von dem damaligen Wohnort meines Herrn entfernt lebte.

Bald nach seiner Verheirathung hatte Thomas ein Mißverständniß mit seinem Bruder, und um sich an ihm zu rächen, gebot er ihm, mich nach Hause zu schicken.

Der Grund dieses Mißverständnisses wirft ein zu schlagendes Licht auf den Charakter der südlichen Ritterschaft *) und ihrer Menschlichkeit, um unerwähnt zu bleiben.

---

*) Die Sclavenhalter des Südens machen nämlich Anspruch darauf, die Aristokratie der Vereinigten Staaten zu bilden, und nennen sich selbst „die südliche Ritterschaft" (the Southern chivalry) im Gegensatz zu den Bewohnern des Nordens, die sie Krämer und Schacherer schelten. Wenn etwa Trägheit, mittelalterliche Unwissenheit, Rohheit, Zügellosigkeit und eine Brutalität, welche schon mehr als einmal die Hallen des Con-

Unter den Kindern meiner Tante Milly befand sich eine Tochter, Henny genannt. Als Kind war sie einmal ins Feuer gefallen und hatte sich die Hände dermaßen verbrannt, daß sie sie fast gar nicht brauchen konnte. Ihre Finger waren nach der Handfläche eingezogen, und obgleich sie manche leichte Arbeiten beschicken konnte, hielt man sie doch nicht für viel mehr werth als ein Pferd mit einem gebrochenen Bein. Dies werthlose, mißgestaltete, entstellte Stück menschlichen Eigenthums schickte Capitän Auld nach Baltimore, indem er es seinem Bruder Hugh zur Verfügung stellte.

Nachdem Hugh und seine Frau es mit der armen Henny versucht und gefunden hatten, daß sie die verkrüppelte Magd nicht brauchen konnten, schickten sie sie Thomas zurück. Dieser erblickte darin eine Undankbarkeit, und um seine Empfindlichkeit an den Tag zu legen, verlangte er von seinem Bruder, daß er mich sogleich nach St. Michael schicken sollte, indem er sagte: „wenn er „Hen“ nicht brauchen kann, so soll er auch „Fred“ nicht haben!“

Dies war ein neuer Schlag für mich, durch den abermals alle meine Pläne vernichtet, alle meine freundschaftlichen Beziehungen zerrissen wurden. Ich war inzwischen herangewachsen und war in nähere Beziehung mit mehren jungen farbigen Männern getreten, die mich zu ihrem Lehrer erwählt hatten. Ich hatte einigen von ihnen lesen gelehrt und war gewohnt viele meiner freien Stunden mit ihnen zuzubringen. Wir waren einander

---

gesses durch gewaltthätige Angriffe entweiht hat, das Wesen der Ritterschaft ausmachen, so muß man einräumen, daß die Bezeichnung treffend ist. A. d. U.

sehr zugethan und die Trennung war mir schrecklich, doch was nützt Kummer, und vorzüglich der Kummer eines Sclaven! Ich war ja nur ein Sclave, meine Wünsche folglich nichts, und mein Glück der Spielball der Laune meiner Herren.

Der Schmerz, mit welchem ich jetzt Baltimore verließ, hatte andere Gründe als damals, da ich fortging um abgeschätzt und meinem gesetzmäßigen Eigenthümer überantwortet zu werden. Das Haus, in dem ich lebte, war nicht mehr der angenehme Aufenthalt, der es vormals für mich gewesen war; sowohl in Herrn Hugh als in seiner früher so gütigen und warmfühlenden Frau machte sich eine Veränderung geltend. Der Einfluß des Branntweins und schlechter Gesellschaft auf ihn, und der der Sclaverei auf sie, gab seine verderbliche Wirkung kund, und auch Thomas war nicht mehr der „kleine Tommy“, sondern ein großer Junge, der gelernt hatte sein Uebergewicht gegen mich geltend zu machen. Meine Stellung in Herrn Hugh's Hause war demnach lang nicht mehr so behaglich als in frühern Jahren; auch galt meine Zuneigung nicht mehr der Familie; sie galt vielmehr Denen, welchen ich Unterricht ertheilte, so wie enen weißen Knaben, von denen ich ihn erhielt. Ferner war da der gute alte Lawson, das wahre Seitenstück zu „Onkel Tom“. Die Aehnlichkeit ist so schlagend, daß er das Urbild von Harriet Stowe's Helden hätte sein können. Die Aussicht, alle diese theuren Freunde zu verlassen, war um so trostloser, da ich nicht hoffte, Baltimore jemals wieder zu sehen, denn das Zerwürfniß zwischen Herrn Hugh und seinem Bruder war bitter und wie ich glaubte, unversöhnlich.

Neben dem Gedanken an die Freunde, die ich für

immer zu verlassen im Begriff stand, dachte ich mit Bedauern auch den versäumten Gelegenheiten zur Flucht nach. Ich hatte dieselbe aufgeschoben, bis ich mich jetzt an einen Ort versetzt sah, wo es viel weniger Gelegenheit zum Entkommen gab, als in einer großen Stadt, wie Baltimore.

Auf dem Wege von Baltimore nach St. Michael, die Chesapeakebay hinunter, begegnete unsere Schaluppe, die „Amanda“, den Dampfböten, welche zwischen jener Stadt und Philadelphia fuhren; ich verfolgte deren Lauf, und während ich nach St. Michael ging, entwarf ich einen Plan zur Flucht aus der Sclaverei, von welchem Plan, so wie von andern damit verknüpften Dingen der Leser später das Weitere erfahren wird.

Vierzehntes Kapitel.

Erfahrungen in St. Michael.

St. Michael, das Dorf in dem ich jetzt lebte, machte im Vergleich mit den Dörfern in den Sclavenstaaten im Allgemeinen einen ziemlich günstigen Eindruck. Es gab dort einige anständige Wohnungen, aber im Ganzen trug der Ort ein wüstes, vernachlässigtes und von keinem Unternehmungsgeist belebtes Ansehen. Die meisten Gebäude waren von Holz, dem nie der Schmuck eines Anstrichs zu Theil geworden war, und Zeit und Wetter hatte die ursprünglich helle Farbe des Holzes fast so dunkel gemacht, als wenn es durch eine Feuersbrunst verkohlt gewesen wäre.

St. Michael hatte in frühern Jahren — vor 1833, dem Jahr, in welchem ich hinkam, — bedeutenden Schiffbau getrieben, der aber jetzt fast ganz der Austerfischerei für die Märkte von Baltimore und Philadelphia hatte weichen müssen, welche eine Lebensweise mit sich bringt, die auf die Sitten, die Industrie und Moral einer Bevölkerung höchst ungünstig einwirkt. Der Miles ist hier breit, die Austerbänke ausgedehnt, und die Fischer waren während des Frühlings, Herbstes und Winters oft den ganzen Tag und selbst halbe Nächte hindurch auf dem Wasser. Dies nahmen sie als Vorwand, bedeutende Massen von Branntwein bei sich zu führen, welche für

das sicherste Mittel gegen Erkältungen galten. Jedes Canoe war mit einem Krug Branntwein versehen, und bald verbreitete sich die Gewohnheit des Trinkens unter dieser ganzen Classe der Bewohner von St. Michael. Unter einer ungebildeten, unwissenden Bevölkerung mußte dieselbe nothwendig Rohheit, Gemeinheit und träge Gleichgültigkeit hinsichtlich des Gedeihens des Ortes erzeugen, so daß die wenigen mäßigen und vernünftigen Leute, welche noch dort blieben, einräumten, daß St. Michael schon ehe ich dort hinkam, ein sehr unsittlicher und unansehnlicher Ort geworden sei.

Ich verließ Baltimore im März 1833. Ich erinnere mich des Jahres, weil es dasjenige war, welches dem ersten Ausbruch der Cholera in Baltimore folgte; dasselbe Jahr, in welchem die Sterne den Himmel verlassen zu wollen schienen. Ich sah dies prachtvolle Schauspiel mit unendlicher Bewunderung. Die Luft schien ganz mit leuchtenden Sternen erfüllt, die als Boten des Himmels zur Erde niederstiegen.

Doch zu meiner Geschichte! Mehr als sieben Jahre waren jetzt verflossen, seitdem ich bei dem alten Herrn, auf Lloyd's Pflanzung, in einem Hause mit Thomas Auld gelebt hatte. Wir waren uns fast ganz fremd, denn damals hatte ich ihn nicht als meinen Herrn kennen lernen, sondern nur als Capitän Auld, der meines Herrn Tochter geheirathet hatte. Seine Gemüthsart und Eigenheiten, so wie die Mittel und Wege ihn zufrieden zu stellen, waren mir folglich ganz unbekannt, aber die Sclavenhalter pflegen nicht viel Umstände mit einem Sclaven zu machen, und so war meine Unbekanntschaft mit diesem neuen Gegenstand in Gestalt eines Herrn nur von kurzer Dauer, und eben so wenig zögerte meine

neue Herrin sich mir zu enthüllen. Sie war keine Miß Lucretia, deren Züge mir noch gegenwärtig waren; besonders da ich sie in denen der kleinen Amanda, ihrer Tochter wiederscheinen sah, die jetzt unter der Herrschaft einer Stiefmutter lebte. Thomas und Rowena waren für einander gemacht. Er war geizig und sie war grausam, und verstand es, was in diesem Falle sehr natürlich war, ihn eben so grausam zu machen, als sie selbst war, während sie leicht zu der Stufe seiner Gemeinheit hinabstieg. In Thomas Auld's Hause lernte ich zuerst seit sieben Jahren die Qual des Hungers kennen, die zu ertragen keine Kleinigkeit war. Bei allem übrigen Wechsel, den ich bei Hugh Auld erfuhr, erhielt ich doch immer genug zu essen, und in der That betrachten die Sclavenhalter in Maryland es als den Gipfel der Gemeinheit, wenn ein Herr seine Sclaven hungern läßt. Gleichviel, von welcher Beschaffenheit die Nahrungsmittel sein mögen, wenn sie nur in hinreichender Menge vorhanden sind. Lloyd's Pflanzung, so wie Thomas Auld's Haus waren Ausnahmen von dieser Regel.

Man weiß, wie leicht das Welschkornmehl ins Gewicht fällt, und kann deshalb aus den folgenden Thatsachen schließen, ob meine Behauptungen hinsichtlich Auld's Geiz übertrieben sind. Die Familie bestand aus vier Weißen: Thomas Auld und seiner Frau, Hadaway Auld, seinem Bruder, und der kleinen Amanda; in der Küche waren wir vier Sclaven: Eliza, meine Schwester, Priscilla, meine Tante, Henny, meine Cousine, und ich, zusammen also acht Personen. Unsere Nahrung bestand fast ausschließlich aus Welschkornmehl, von welchem wöchentlich ein halber Scheffel aus der Mühle geschickt wurde. Davon wurde jeden Morgen ein kleines Brod

für die Familie gemacht, so daß auf Jeden von uns noch nicht ein halbes Pack Mehl die Woche kam; weniger als die Hälfte von dem, was die Sclaven auf Lloyd's Pflanzung erhielten. Es war wirklich nicht hinreichend, um davon zu leben, und wir waren demnach gezwungen, auf Kosten unserer Nachbarn zu existiren. Wir mußten entweder betteln oder stehlen, und wir thaten beides. Ich gestehe offen, daß ich trotz meiner Abneigung gegen den Diebstahl als solchen, doch, wenn ich hungrig war, nicht zögerte, mir alles Eßbare anzueignen, das ich irgend erlangen konnte, und zwar war dies in mir nicht sowohl die Folge eines natürlichen Instincts, als das Resultat reiflicher Ueberlegung. Ich erwog die Sache nach allen Seiten, ehe ich mir erlaubte, meinen Hunger auf diese Weise zu befriedigen. In Betracht, daß meine Arbeit und ich selbst Thomas Auld's Eigenthum war und daß er mich des Nöthigen beraubte, zu welchem ich durch meine Arbeit berechtigt war, ließ sich leicht beweisen, daß ich das Recht hatte, mich mit dem zu versehen, was mir eigentlich gehörte, und daß ich mir dies zum Nutzen meines Herrn aneignete, da ich die Kraft und Gesundheit, welche mir daraus erwuchs, zu seinem Dienst verwandte. Freilich war dies Diebstahl, dem Gesetz und der Auslegung nach, wie ich sie von der Kanzel in St. Michael hörte, allein ich fing schon an, weniger Gewicht auf das zu legen, was ich von dorther über diesen Gegenstand vernahm. Indessen fand ich nicht immer Gelegenheit, meinen Herrn zu bestehlen, und der Grund, welcher mir ein Recht dazu gab, schien mich nicht zu rechtfertigen, wenn ich Andere bestahl. Im ersten Falle handelte sich's nur um eine Veränderung, das Herausnehmen seines Fleisches aus einem Gefäß, um es

in ein anderes zu legen, wodurch sein Eigenthumsrecht nicht beeinträchtigt wurde. Zuerst besaß er das Fleisch im Faß, und nachher besaß er es in mir. Sein Fleischhaus war jedoch nicht immer offen; vielmehr stand es unter strenger Aufsicht und der Schlüssel befand sich an einem großen Bunde in Rowena's Tasche. Oft litten wir armen Geschöpfe den nagendsten Hunger, während Fleisch und Brod unter Schloß und Riegel verschimmelten und unsere Gebieterin den Schlüssel in der Tasche verwahrte, obgleich sie wohl wußte, daß wir vor Hunger fast vergingen; aber nichtsdestoweniger kniete diese Frau sammt ihrem Mann andächtig nieder und betete jeden Morgen, daß ein barmherziger Gott sie in Keller und Vorrathskammer segnen und schließlich in sein Reich aufnehmen möge. Doch ich kehre zu dem fraglichen Gegenstand zurück.

Um das Recht, Andere zu bestehlen, festzustellen, bedurfte es einer Beleuchtung aus allgemeinerem Gesichtspunkt, als nöthig war, um den Diebstahl an meinem Herrn zu rechtfertigen. Es dauerte eine Weile, bis ich auf diesem Punkt anlangte. Eine kurze Auseinandersetzung der Sache wird dem Leser mein Raisonnement erklären. „Ich bin," dachte ich, „nicht nur Thomas Auld's Sclave, sondern der Sclave der Gesellschaft im Ganzen. Die Gesellschaft im Ganzen hat sich der Form wie der That nach verbindlich gemacht, Thomas Auld beizustehen, mich meiner rechtmäßigen Freiheit und des Lohnes meiner Arbeit zu berauben; dieselben Rechte, welche ich gegen ihn habe, stehen mir demnach auch gegen seine Verbündeten zu. Da die Gesellschaft mich als ihre rechtmäßige Beute bezeichnet hat, bin ich dem Gesetz der Selbsterhaltung gemäß gerechtfertigt, wenn ich sie dafür

ebenfalls ausbeute. Insofern jeder Sclave Allen gehört, müssen Alle auch Jedem gehören.“

Ich muß hier ein Glaubensbekenntniß ablegen, das Manche verletzen wird, an dem Andere Anstoß nehmen mögen und mit dem vielleicht Keiner übereinstimmen wird. Ich behaupte nämlich, daß der Sclave vollkommen gerechtfertigt ist, wenn er sich bis zu dem Betrag seines rechtmäßigen Verdienstes so viel von dem Gold und Silber, sowie von den besten Kleidern seines Herrn oder jedes andern Sclavenhalters aneignet, als er kann, und daß dieses Nehmen kein Diebstahl im wahren Sinne des Wortes ist.

Die Moralgesetze der freien Gesellschaft finden keine Anwendung auf die Sclaven. Die Sclavenhalter haben es dem Sclaven fast unmöglich gemacht, ein Verbrechen gegen göttliche oder menschliche Gesetze zu begehen. Wenn er stiehlt, so nimmt er nur, was ihm gebührt; wenn er seinen Herrn tödtet, ahmt er die Helden der Revolution nach. Ich behaupte, daß die Sclavenhalter einzeln wie im Ganzen für alle Uebel verantwortlich sind, welche aus diesem scheußlichen Verhältniß entspringen; sobald man einen Mann zum Sclaven macht, beraubt man ihn aller moralischen Verantwortlichkeit. Freie Wahl ist die Grundbedingung der Zurechnungsfähigkeit. Indessen liegt meinen Lesern wahrscheinlich weniger an meinen Meinungen, als an meinen Erlebnissen, wiewohl jene theilweise durch diese hervorgerufen worden sind.

So verworfen die Sclavenhalter sind, habe ich doch selten einen gefunden, der so gänzlich jeder Eigenschaft ermangelte, welche Achtung hätte einflößen können, als mein jetziger Herr, Capitain Thomas Auld. So lange

ich bei ihm lebte, hielt ich ihn einer edlen Handlung durchaus unfähig; grenzenloser Egoismus war sein hervorstechendster Charakterzug, was er, wie ich glaube, selbst sehr wohl wußte und oft zu verbergen strebte. Capitain Auld war kein geborener Sclavenhalter, kein Mitglied der sclavenhaltenden Oligarchie durch Geburtsrecht. Er war nur ein Sclavenhalter durch Heirathsrecht, und unter allen Sclavenhaltern sind dies die anspruchsvollsten. In ihm vereinigte sich Herrschsucht mit dem Hochmuth des Gewalthabers und der Großthuerei des Emporkömmlings, allein seiner Herrschaft fehlte das nothwendigste Element: die Consequenz. Er konnte grausam sein, aber seine Grausamkeit bekundete mehr Feigheit und Gemeinheit als Leidenschaftlichkeit. Seine Befehle waren gebieterisch, allein er verstand nicht, sich Gehorsam zu erzwingen.

Die Sclaven pflegen nicht unempfänglich für die Vorzüge eines großmüthigen, feurigen Sclavenhalters zu sein, der vor keinen Folgen zurückbebt, und ziehen ihn — selbst auf die Gefahr hin, wegen Frechheit niedergeschossen zu werden, — der niedrigen, gemeinen Seele Dessen vor, welcher die Peitsche nur braucht, wenn er von der Aussicht auf Gewinn gestachelt wird.

Ferner unterscheiden die Sclaven schnell zwischen dem Wesen des ursprünglichen Sclavenhalters durch Geburtsrecht und der angenommenen Gespreiztheit des zufälligen Sclavenhalters, und wenn sie auch weder den einen noch den andern achten können, so ist ihnen doch gewiß der letztere noch verächtlicher.

Der Luxus, sich von Sclaven bedienen zu lassen, war für Herrn Thomas etwas Neues, und er zeigte sich gänzlich unvorbereitet darauf. Er war ein Sclavenhalter

ohne die Fähigkeit, Sclaven zu halten und zu regieren. Wir nannten ihn selten „Herr," sondern redeten ihn mit seinem Schiffstitel „Capitain Auld" an. Es ist begreiflich, daß ein solches Betragen viel dazu beitragen mochte, ihn linkisch und in Folge dessen mürrisch zu machen. Vorzüglich lag seiner Frau daran, uns zu veranlassen, ihn „Herr" zu nennen. „Ist Dein Herr im Laden?" „Wo ist Dein Herr?" „Geh und sage Deinem Herrn —" „ich werde Deinen Herrn mit Deinem Betragen bekannt machen!" pflegte sie zu sagen, aber wir waren ungelehrige Schüler, besonders meine Schwester Eliza und ich. Tante Priscilla war weniger eigensinnig und trotzig als wir, und so viel ich weiß, war ihr Pfad nicht so rauh als der unsere.

Im August des Jahres 1833, als ich durch Thomas Auld's Behandlung fast zur Verzweiflung getrieben, stärker als je mit dem schon so oft gefaßten Entschluß umging, davon zu laufen, trug sich ein Ereigniß zu, das uns Allen bessere und freundlichere Tage zu versprechen schien. Bei einem methodistischen Camp-Meeting, welches ungefähr acht Meilen von St. Michael gehalten wurde, trat nämlich Thomas mit einem Religions-Bekenntniß hervor. Schon lange war er für die Kirche und die Geistlichen ein Gegenstand von Interesse gewesen, wie ich aus den wiederholten Besuchen und langen Ermahnungen der letzteren abnehmen konnte. Er war ein Fisch, der schon des Fangens werth war, denn er besaß Geld und Einfluß und gehörte zu den angesehensten Einwohnern der Gemeinde von St. Michael. Er war ein strenger Temperenzmann, vielleicht aus Grundsatz, wahrscheinlicher jedoch aus Interesse, und es blieb ihm nur wenig zu thun übrig, um sich den Anschein der

Frömmigkeit zu geben und für einen Pfeiler der Kirche zu gelten. — Das Camp-Meeting dauerte acht Tage; aus der ganzen Umgegend strömten die Leute herbei, und zwei gefüllte Dampfböte kamen von Baltimore. Der Platz war gut gewählt und mit Bänken versehen; eine Tribüne für die Prediger war errichtet, der gegenüber sich ein roher Altar befand, von einem Zaun umgeben, innerhalb dessen der Boden zur Bequemlichkeit der Trauernden mit Stroh bedeckt war, und welcher wenigstens hundert Personen faßte. Neben der Tribüne der Prediger, derselben gegenüber und um die langen Reihen von Bänken herum, erhoben sich die stattlichen Zelte erster Classe, welche in der Festigkeit, Sauberkeit und Geräumigkeit miteinander wetteiferten. Hinter diesem ersten Kreis von Zelten befand sich ein zweiter, weniger ansehnlicher, der den Campgrund bis zu der Tribüne umgab. Außerhalb dieser Zelte zweiter Classe standen bedeckte Wagen, Ochsenkarren, Fuhrwerke jeder Art und Größe, die ihren Besitzern als Zelte dienten. Hinter diesen brannten auf allen Seiten große Feuer, wo für Diejenigen, welche innerhalb des Kreises ihrem geistigen Wohl oblagen, gebraten, gekocht und gebacken wurde. Hinter der Tribüne der Prediger hatte man den Farbigen einen engen Raum angewiesen. Für diese Classe Menschen hatte man keine Sitze errichtet, und die Prediger redeten sie über die Achsel an, wenn sie sie überhaupt anredeten. Wenn die Predigten zu Ende waren, wurden die Trauernden bei jedem Gottesdienst aufgefordert, in die Umhegung zu kommen, und mitunter gingen die Geistlichen selbst hinaus, um die Leute zu überreden. Einer derselben veranlaßte auch Herrn Thomas hineinzugehen. Ich folgte ihm in großer Spannung, und obgleich Farbige weder innerhalb der Um-

hegung, noch der Tribüne gegenüber geduldet wurden, wagte ich mich doch bis ungefähr in die Mitte zwischen Schwarzen und Weißen, wo ich deutlich alle Bewegungen der Trauernden und besonders Auld's Fortschritte wahrnehmen konnte.

„Wenn er wirklich Religion bekommen hat*)“, dachte ich, „so wird er seine Sclaven emancipiren; oder wenn er nicht so weit gehen sollte, wird er uns jedenfalls menschlicher behandeln und uns mehr zu essen geben, als er bisher gethan hat.“ Indem ich nach meiner eigenen religiösen Erfahrung urtheilte, und von mir auf meinen Herrn schloß, konnte ich seine Bekehrung nicht für gründlich halten, wenn sie keine derartigen guten Resultate mit sich brachte.

Bald aber sah ich mich in meinen Erwartungen zweifach getäuscht. Herr Thomas war Herr Thomas nach wie vor. Die Früchte seiner Bekehrung sollten sich nicht so zeigen, wie ich vorausgesetzt hatte; seine Besserung sollte nichts in seinen Beziehungen zu den Menschen verändern — wenigstens nicht so weit diese die Schwarzen betrafen — sondern nur sein Verhältniß gegen Gott. Ich gestehe, daß mein Zutrauen nicht sehr groß war; in seiner Erscheinung war Etwas, das mich an seiner Bekehrung zweifeln ließ. Von meinem Standpunkte konnte ich jede seiner Bewegungen verfolgen. Ich beobachtete ihn scharf, so lange er innerhalb der Umzäunung blieb, und obgleich ich sah, daß sein Gesicht hochroth und sein Haar in Unordnung war; obgleich ich ihn seufzen hörte und eine vereinzelte Thräne auf seiner Wange stehen

*) „To get religion“, eine ächt methodistische Bezeichnung, gewissermaßen ein Handwerksausdruck. A. d. Ü.

sah, als wenn sie fragen wollte: „wohin soll ich gehen?" so traute ich doch nicht der Aechtheit seiner Verwandlung. Das zögernde Benehmen jener Thräne und ihre Vereinzeltheit waren mir verdächtig, aber die Leute sagten: „Capitain Auld ist durch," und ich mußte das Beste hoffen. Aus Barmherzigkeit war ich dazu verpflichtet, denn auch ich war religiös und gehörte schon seit drei Jahren zur Kirche, obgleich ich erst sechszehn Jahre alt war. Die Sclavenhalter mögen mitunter Vertrauen in die Frömmigkeit ihrer Sclaven setzen, allein die Sclaven glauben selten an die Frömmigkeit ihrer Herren. „Mit unserem Blut an den Kleidern kann er nicht in den Himmel kommen!" dieser Satz steht in dem Glauben eines jeden Sclaven unerschütterlich fest, trotz aller Versuche, ihn vom Gegentheil zu überzeugen. Der beste Beweis seiner Bekehrung, den ein Sclavenhalter geben kann, ist die Emancipation seiner Sclaven. Dies zu unterlassen war in meiner und aller Sclaven Meinung ein Beweis von Halbheit, durchaus unverträglich mit dem Begriff wahrer Bekehrung. Außerdem hatte ich irgendwo in der methodistischen Disciplin die folgende Frage und Antwort gelesen:

Frage. Was muß zur Ausrottung der Sclaverei geschehen?

Antwort. „Wir erklären, daß wir so fest als jemals überzeugt sind, daß die Sclaverei ein großes Uebel ist; deshalb soll kein Sclavenhalter zu irgend einer amtlichen Stellung in unserer Kirche wählbar sein."

Diese Worte tönten lange in mir wieder und ermuthigten mich zu hoffen, allein wie gesagt, wartete meiner Enttäuschung. Herr Thomas schien mit meinen Hoffnungen und Erwartungen hinsichtlich seiner nicht un-

bekannt zu sein, und oft habe ich gedacht, daß er mich ansah als hätte er mir antworten wollen: „Ich will Dich lehren, junger Mann, daß ich wohl meinen Sünden, aber nicht meinem Verstand entsagt habe. Ich werde nach wie vor Sclaven halten, und trotzdem ins Himmelreich eingehen.“

Vielleicht um uns zu zeigen, daß wir nicht zu fest auf seine neuliche Bekehrung bauen durften, wurde er vielmehr noch strenger und rücksichtsloser in seinen Ansprüchen. Es fehlte diesem Manne immer der Ausdruck von Güte, aber jetzt war sein ganzes Gesicht von Scheinfrömmigkeit wie versauert. Seine Religion veranlaßte ihn demnach, weder seine Sclaven zu emancipiren, noch sie mit größerer Menschlichkeit zu behandeln. Wenn sie überhaupt eine Wirkung auf ihn hervorbrachte, so machte sie ihn in jeder Hinsicht grausamer und hassenswürdiger, und seine natürliche Schlechtigkeit schien seitdem nur gesteigert zu sein. Beurtheile ich ihn etwa zu hart? Gott bewahre! Thatsachen sind Thatsachen. Capitain Auld machte großes Aufheben mit seiner Frömmigkeit, und sein Haus war wörtlich ein Bethaus. Morgens und Abends vereinten er und seine Frau sich zu lauten Gebeten und Hymnen, trotzdem aber wurde nicht mehr Mehl aus der Mühle gebracht, keine größere Aufmerksamkeit wurde dem Wohl der Sclaven gewidmet, und nichts geschah, woraus wir hätten abnehmen können, daß Herr Thomas im Geringsten gebessert sei, seitdem er auf dem Campgrund in der Umhegung, der Tribüne der Prediger gegenüber, gewesen war.

Unsere Hoffnungen wurden bald vernichtet. Die Vorsteher nahmen ihn sogleich in die Kirche auf, und ehe er seine Prüfungszeit überstanden hatte, hörte ich, daß er

als Classenleiter auftrat. Er zeichnete sich höchlich unter den Brüdern aus und wurde bald ein Exhorter. Niemand war thätiger als er bei den „Erweckungen“, und oft reiste er viele Meilen weit in die Umgegend, um dergleichen zu veranstalten und die Leute zu bekehren. Sein Haus, eins der heiligsten, wenn auch nicht glücklichsten in St. Michael, wurde die Heimath der Prediger, welche sich seine Gastfreundschaft augenscheinlich gern gefallen ließen, denn während er uns fast verhungern ließ, mästete er sie. Manchmal bewirthete er drei bis vier dieser Verkündiger des Evangeliums auf einmal, wenn wir in der Küche nicht wußten, was wir vor Hunger anfangen sollten. Nur selten wurde uns ein freundliches Lächeln von diesen heiligen Männern zu Theil, und es schien ihnen ebensowenig daran zu liegen, ob wir in den Himmel kämen, als ihnen daran lag, daß wir aus der Sclaverei befreit würden. Doch ich kehre zu Thomas Auld und den Erfahrungen zurück, die ich nach seiner Bekehrung an ihm machte.

In Baltimore konnte ich manchmal mit den freien Kindern eine Sonntagsschule besuchen; da ich aber schon Lesen und Schreiben gelernt hatte, war ich dort bald mehr Lehrer als Schüler. Als ich indessen ans östliche Ufer zurückgekehrt war und bei Thomas Auld lebte, durfte ich weder unterrichten noch lernen. Die ganze Gemeine — mit einer einzigen Ausnahme unter den Weißen — betrachtete Alles mit scheelen Blicken, das nur von fern einem Versuch zum Unterricht der Sclaven und freien Neger ähnlich sah. Jene Ausnahme, ein junger Mann Namens Wilson, fragte mich eines Tages, ob ich ihm nicht bei der Errichtung einer Sonntagsschule in dem Hause eines freien Negers, James Mitchell, helfen

wollte. Der Vorschlag war mir höchst erwünscht, und ich antwortete ihm, daß ich gern alle meine freie Zeit diesem Zweck widmen wolle. Wilson brachte bald ein Dutzend alte Buchstabirbücher und ein paar Bibeln zusammen, und wir fingen unser Unternehmen mit etwa zwanzig Schülern an. Ich freute mich der Gelegenheit, für eine gute Sache zu wirken, und hoffte bald einen Kreis lernbegieriger junger Freunde um mich zu sehen, gleich Denen, die ich in Baltimore zurückgelassen hatte, und von denen ich jetzt für immer getrennt war.

Am ersten Sonntag ging Alles vortrefflich, und ich verlebte die folgende Woche äußerst vergnügt. Ich konnte nicht nach Baltimore zurückkehren, aber ich konnte mir hier ein kleines Baltimore schaffen. Bei unserer zweiten Zusammenkunft erfuhr ich, daß die Errichtung der Schule Anstoß erregt hatte, und in der That hatten wir kaum den Unterricht begonnen, als ein Pöbelhaufen hereinstürzte, angeführt von Wright Fairbanks und Garrison West, zwei methodistischen Classenleitern, so wie von Thomas Auld, welche uns mit Stöcken auseinander trieben und uns verboten, uns je wieder zu einem solchen Zweck zu versammeln. Einer von der frommen Bande sagte zu mir, daß ich wohl ein zweiter Nat Turner werden wollte, und daß ich mich hüten sollte, wenn ich nicht eben so viele Kugeln in den Leib bekommen wollte, als Nat erhalten hatte. So endete die eben begonnene Sonntagsschule in St. Michael. Der Leser wird nicht erstaunen, wenn ich hinzufüge, daß diese Gewaltthat der Classenleiter und Heiligen von Profession nicht eben dazu beitrug, mich im Glauben zu stärken. Die Wolke, welche über mir hing, wurde schwerer und finsterer als jemals.

Es war nicht nur Auld's Mitwirken in der Zer-

störung unserer Sonntagsschule, welches mein Zutrauen in die Macht der südlichen Religion, die Menschen weiser und besser zu machen, erschütterte; aber ich sah in ihm nach seiner Bekehrung noch dieselbe Grausamkeit und Gemeinheit, welche er zuvor an den Tag gelegt hatte. Dies zeigte sich besonders in der Art, mit der er die unglückliche Henny behandelte, welche ihm durch ihre Lahmheit zur Last war. Ich selbst habe mich über keine besonders harte Behandlung zu beklagen, allein ich habe ihn das verstümmelte Geschöpf binden und mit empörender Rohheit peitschen sehen, worauf er mit namenloser Ruchlosigkeit die Stelle aus der Schrift anführte: „Der Knecht, welcher seines Herrn Willen wußte, und weder bereit war, nach seinem Willen gemäß that, soll viele Streiche empfangen.“ Zuweilen lies er dies zerfleischte Geschöpf drei, vier bis fünf Stunden mit den Händen an einen Haken in einem Balken angebunden stehen. Früh am Morgen pflegte er sie zu binden, mit der Kuhhaut zu peitschen und gebunden stehen zu lassen; dann ging er in seinen Laden, um, wenn er zum Mittagessen nach Hause kam, die Geißelung zu wiederholen, und die schon durch so viele Hiebe zerrissene Haut vollends zu zerfleischen. Er schien das arme Mädchen aus dem Wege, wenigstens aus seinem Wege schaffen zu wollen, und gab sie deshalb später seiner Schwester Sarah Cline, aber wie Hugh schickte diese ihm Henny bald zurück. Zuletzt jagte er sie mit dem Vorgeben, daß er nichts mit ihr anfangen könne, aus dem Hause, um — ich brauche seine eigenen Worte „selbst für sich zu sorgen.“ Dies war ein vor Kurzem bekehrter Mann, welcher die wohlgestalteten kräftigen Sclaven, die er von dem alten Herrn ererbt hatte, Menschen, welche, wenn sie frei gewesen

wären, für ihren Unterhalt hätten sorgen können, wie mit eisernen Klauen festhielt, aber die einzige verkrüppelte losließ, der That nach, um vor Elend umzukommen.

Kein Zweifel, wäre Thomas von irgend einem frommen Bruder aus dem Norden gefragt worden, warum er gegen diejenigen, welche er behielt, in dem Verhältniß eines Sclavenhalters verblieb, so würde er gerade wie so viele andere religiöse Sclavenhalter erwiedert haben: „Ich halte meine Sclaven zu ihrem eigenen Wohl."

So schlecht es mir bei Thomas Auld ging, sollte ich doch bald ein noch weit bittreres und qualvolleres Leben kennen lernen. Die vielfachen Differenzen, welche zwischen mir und Thomas in Folge meiner Kenntniß seines Charakters und der Kühnheit entsprangen, mit der ich mich gegen alle seine launenhaften Anklagen vertheidigte, veranlaßten ihn endlich zu der Erklärung, daß ich seinen Ansprüchen nicht genügte, daß das Stadtleben mir sehr verderblich gewesen wäre, daß es mich in der That fast zu allem Guten untauglich und zu allem Schlechten fähig gemacht hätte. Eins meiner größten Vergehen bestand darin, daß ich sein Pferd entkommen und nach der Farm seines Schwiegervaters laufen ließ. Das Thier hatte für diese Farm eine Vorliebe, die ich vollkommen theilte. Sobald ich es aus dem Stall ließ, rannte es die Straße nach Herrn Hamilton's Farm hinunter, als wenn es dort das größte Vergnügen erwartete. Wenn mein Pferd fort war, mußte ich ihm natürlich folgen, um es wieder zu holen. Der Grund unserer beiderseitigen Zuneigung für jenen Ort war einer und derselbe; das Pferd fand dort eine gute Weide, und ich fand dort Ueberfluß an Brod. Herr Hamilton hatte seine Fehler, aber nicht den, seine Sclaven hungern zu lassen. Das Essen, welches

er ihnen gab, war reichlich und von vortrefflicher Beschaffenheit, und in seiner Köchin, Tante Mary, fand ich eine freigebige, sorgsame Freundin. Sie ließ mich niemals fortgehen, ohne mir Brod genug für mehrere Tage mitzugeben. Thomas beschloß endlich, mein Betragen nicht länger zu dulden; er konnte weder mich, noch sein Pferd halten, wir waren beide so gern auf der Farm seines Schwiegervaters. Ich war nun schon fast neun Monate bei ihm, und er hatte mich schon oft hart gepeitscht, ohne daß dadurch eine sichtliche Veränderung in meinem Charakter oder meinem Betragen bewirkt worden wäre, und jetzt beschloß er mich fortzugeben, um, wie er sagte, „abgerichtet zu werden."

An der Bay, in der Nähe des Campgrundes, auf dem mein Herr bekehrt worden war, wohnte ein Mann Namens Edward Covey, der des scheuslichen Rufes genoß, junge Neger vortrefflich abzurichten. Covey war ein armer Mann, der auf einer gemietheten Farm lebte, und so verhaßt jener Ruf ihn auch den Sclaven und allen guten Menschen machte, gereichte er ihm doch zu großem Vortheil, indem er ihn in Stand setzte, seine Farm mit viel geringern Kosten zu bewirthschaften, als ihm ohne denselben möglich gewesen wäre. Manche Sclavenhalter hielten es für einen Gewinn, wenn sie Covey ihre Sclaven auf ein bis zwei Jahre fast umsonst überließen, in Betracht der vortrefflichen Erziehung, welche sie unter seiner unvergleichlichen Leitung erhielten. Wie manche durch ihre Geschicklichkeit bekannten Pferdebereiter umsonst die besten Pferde im Lande reiten, konnte Covey über die besten Neger der Umgegend ohne irgend eine andere Vergütung verfügen, als daß er sie den Eigenthümern „wohl abgerichtet" zurückschickte. Außer

dieser natürlichen Anlage für die Pflichten seines Berufs, stand Covey in dem Ruf „Religion zu genießen“, und war in der Frömmigkeit so streng, als bei der Bewirthschaftung seiner Farm. Einige Sclaven, die unter seiner Herrschaft gestanden, hatten mich schon mit seinem Charakter bekannt gemacht, und so wenig ich dem Aufenthalt bei ihm mit Vergnügen entgegensehen konnte, freute ich mich doch, von St. Michael fortzukommen. Ich wußte wenigstens, daß ich genug zu essen bekommen würde, so viel ich auch in anderer Beziehung auszustehen haben mochte, eine Aussicht, welche ein hungriger Mensch nicht mit Gleichgültigkeit betrachten kann.

Fünfzehntes Kapitel.

Covey, der Negerabrichter.

Der Morgen des ersten Januar 1834 mit seinem erstarrenden Wind und seiner bittern Kälte, welche ganz mit dem Winter in meinem Innern in Einklang stand, fand mich mit meinem Bündel, das ich an einem Stock über der Schulter trug, auf der Landstraße, auf dem Wege zu Covey, wie mein Herr mir geboten hatte. Derselbe hatte Wort gehalten und mich ohne Vorbehalt unter Covey's Herrschaft gestellt. Acht bis zehn Jahre waren jetzt verflossen, seitdem man mich aus der Hütte meiner Großmutter in Tuckahoe fortgenommen hatte; den größten Theil dieser Zeit hatte ich in Baltimore verlebt, wo ich, wie der Leser schon weiß, verhältnißmäßig mit Schonung behandelt worden war. Ich sollte jetzt die tiefern Abgründe des Sclavenlebens erproben; die Mühseligkeiten der Feldarbeit, unerträglicher als die des Schlachtfeldes, standen mir bevor. Mein neuer Herr war wegen seiner Rohheit und Gewaltthätigkeit berüchtigt, und mein einziger Trost, als ich zu ihm ging, war die Gewißheit, ihn gerade so zu finden, wie das Gerücht ihn schilderte. Der Hunger machte es mir erwünscht, Thomas Auld zu verlassen, und die furchtbare Peitsche, welche meiner bei Covey wartete, erfüllte mich mit Schauder; Flucht war indessen unmöglich, und schwer und trübe legte ich die

sieben Meilen von St. Michael nach Covey's Hause zurück. Auf meinem einsamen Wege dachte ich voll Bitterkeit über meine Lage nach, denn Denken war ja das Einzige, was ich thun konnte. Gleich einem Fisch, dem es noch einen Augenblick gestattet ist, im Netz zu spielen, sah ich mich jetzt rasch ans Ufer gezogen, von dem kein Entkommen möglich ist. „Ich bin", dachte ich, „nur der Spielball einer Macht, der weder an meinem Glück noch Verderben liegt. Durch ein Gesetz, das ich sehr wohl verstehe, dem ich aber so wenig ausweichen als Widerstand leisten kann, werde ich schonungslos von dem Heerde einer liebevollen Großmutter gerissen und zu einem geheimnißvollen „alten Herrn" versetzt; von hier werde ich nach Baltimore zu einem andern Herrn geschickt; auch von dort werde ich fortgerissen ans östliche Ufer, um mit dem Vieh geschätzt und einem Eigenthümer zugetheilt zu werden; dann werde ich nach Baltimore zurückgeschickt, und da ich dort eben neue Freundschaftsbande geschlossen habe und anfange zu hoffen, daß mich weiter keine so harten Stöße berühren werden, muß eine Mißhelligkeit zwischen Brüdern entstehen, und ich werde abermals nach St. Michael geworfen, und bin jetzt unterwegs zu einem neuen Herrn, wo ich, wie man mir gesagt hat, gleich einem wilden jungen Arbeitsthier, für das Joch bitterer, lebenslänglicher Knechtschaft zugerichtet werden soll."

In solche Gedanken und Betrachtungen war ich vertieft, als ich eines kleinen, holzfarbigen Gebäudes ansichtig wurde, das etwa eine Meile abseits von der Landstraße lag, und das ich nach der Beschreibung, welche ich davon erhalten hätte, alsbald als meinen neuen Wohnort erkannte. Die Chesapeakebay, auf deren hervor-

springendem Ufer das Haus stand, weiß von dem Schaum, welchen der heftige Nordwestwind erregte, Poplar Island, welches mit seinen dichten, schwarzen Tannenwäldern aus diesem halben Ocean hervorragte, und Kent Point, dessen sandige, wüste Ufer sich weit in die schäumende Bay erstreckten, waren hier sichtbar und erhöhten die Wildheit und Trostlosigkeit meiner neuen Heimath.

Die guten Kleider, welche ich von Baltimore mitgebracht hatte, waren jetzt abgetragen, und waren nicht ersetzt worden, denn Thomas sorgte so wenig dafür, uns gegen die Kälte, als gegen den Hunger zu schützen. Bei dem eisigen Nordwind, welcher hier über einen offenen Raum von vierzig Meilen wehte, verlangte ich nach einem Obdach, und eilte deshalb rasch auf das kleine, holzfarbige Haus zu. Die Familie bestand aus Covey und seiner Frau, deren Schwester, William Hughes, Edward Covey's Vetter, Caroline, der Köchin, Bill Smith, einem gemietheten Sclaven und mir. Bill Smith, Bill Hughes und ich, waren die Arbeitskräfte der Farm, die drei- bis vierhundert Morgen enthielt. Zum erstenmal in meinem Leben sollte ich jetzt Feldarbeiter sein, und fühlte mich in meiner neuen Beschäftigung ungeschickter und unerfahrener, als ein Junge, der frisch vom Lande kommt, bei seinem ersten Eintritt in das Gewühl des Stadtlebens nur sein kann, und diese Ungeschicklichkeit verursachte mir große Unanehmlichkeiten. Ich war erst drei Tage an diesem Ort, als Covey (mein Bruder in der methodistischen Kirche) mir — so seltsam und unwahrscheinlich dies scheinen mag, schon einen bittern Vorschmack dessen gab, was mir bevorstand. Da er doch nur ein Jahr vor sich hatte, in dem er sein Werk vollenden mußte, dachte er vermuthlich, daß es um so besser war, je früher er da-

mit anfing. Vielleicht auch meinte er, daß wir unser gegenseitiges Verhältniß besser verstehen würden, wenn es dabei gleich zu Hieben käme; kurz, welchen mittelbaren oder unmittelbaren Beweggrund er auch haben mochte, so war ich noch nicht volle drei Tage in seiner Macht gewesen, als er mich einer höchst unmenschlichen Züchtigung unterwarf. Das Blut strömte unter seinen schweren Hieben, fingerdicke Striemen blieben zurück, und mehre Wochen trug ich die Wunden, in Folge dieser Geißelung, auf dem Rücken, da das grobe rauhe Hemd, welches ich trug, sie offen hielt. Ich muß die Veranlassung und die Einzelheiten dieses ersten Kapitels meiner Erfahrungen als Feldarbeiter erzählen, damit der Leser daraus ersehen möge, wie Covey so unvernünftig als grausam war. Der ganze Vorgang charakterisirt den Mann, und wahrscheinlich wurde ich von ihm nicht schlimmer behandelt, als viele andere Jungen, welche ihm früher aus Gründen überlassen worden waren, denen ähnlich, welche meinen Herrn bewogen hatten, mich in seine Hände zu geben. Hier die Thatsachen, wie sie sich zutrugen:

An einem der kältesten Tage im Januar 1834, befahl er mir bei Tagesanbruch, eine Last Holz aus einem etwa zwei Meilen entfernten Walde zu holen. Um diese Arbeit auszuführen, gab Covey mir ein Paar noch nicht abgerichteter Ochsen, denn wie es scheint, hatte er seine Abrichtungsfähigkeit nicht nach dieser Seite geübt, und ich bemerke beiläufig, daß im Süden die Arbeitsthiere selten so gut gezogen sind, als im Norden. In gehöriger Form und mit gebührender Ceremonie wurde ich diesem Joch großer ungezähmter Ochsen vorgestellt, und mir genau gesagt, welcher „Buck“ und welcher „Darby“ war,

welcher der „Handochse“ und welcher der „Von der Hand Ochse.“ Der Ceremonienmeister bei diesem wichtigen Act war niemand anders, als Covey selbst, und es war die erste Vorstellung dieser Art, welche ich erlebte; ich war bisher in keine Berührung mit dem Hornvieh gekommen und verstand nicht die Kunst damit umzugehen. Ich begriff nicht, was mit dem „Handochsen“ und „Von der Hand Ochsen“ gemeint war, da sie doch beide in ein Joch und an einen Karren gespannt waren; der Unterschied, welchen die Namen bezeichneten, wie die Pflichten eines jeden, waren für mich so unverständlich, als Griechisch. Warum heißt nicht der „Von der Hand Ochse“ der „Handochse?“ Woher und warum diese Verschiedenheit der Namen, während doch in den Dingen selbst keine ist? Nachdem Covey mich darauf in das „Ho“, „Zurück“, „Fort“, „Hier“ eingeweiht hatte, die ganze Sprache, welche zwischen Ochsen und Treibern gesprochen wird, nahm er einen Strick, wohl zehn Fuß lang und einen Zoll dick, legte das eine Ende um die Hörner des „Handochsen“, gab mir das andere, und sagte mir: wenn die Ochsen davon laufen wollten, was sie, wie der Schuft wußte, thun würden, so müßte ich sie an dem Strick zurückhalten. Jeder, der die Stärke und die Eigenheit eines ungezähmten Ochsen kennt, weiß, daß dieser Befehl ungefähr so unvernünftig war, als wenn er mir aufgetragen hätte, einen wüthenden Stier auf die Schulter zu nehmen! Ich hatte noch niemals zuvor Ochsen getrieben, und war darin so ungeschickt, als möglich. Es schien mir nicht thunlich, Covey meine Unwissenheit zu gestehen, denn in seiner Art lag etwas, welches dies verbot. Er war ein Mann, den ein Sclave sich selten bewogen fühlen konnte, anzureden; kalt, fern,

mürrisch, mit einem Gesicht, welches das volle Gepräge der Hinterlist und Bösartigkeit trug, stieß er jede Annäherung zurück. Covey war klein, höchstens fünf Fuß zehn Zoll groß, mit kurzem Hals und runden Schultern; seine Bewegungen waren rasch und heftig, sein Gesicht dünn und wolfsähnlich; seine graugrünen Augen, welche tief unter einer Stirn ohne Adel lagen, waren in beständiger Bewegung, und spiegelten weniger seine Gedanken, als seine Leidenschaften wieder, welche er indessen nicht durch Worte kund gab. Der Mensch sah im höchsten Grade grimmig und bösartig aus, und machte den widerwärtigsten, abschreckendsten Eindruck. Er sprach nur mit den Mundwinkeln, in einer Art Knurren, gleich einem Hund, dem man einen Knochen wegnehmen will. Ich hielt den Kerl schon für schlimmer, als er mir geschildert worden war. Mit seinen Anweisungen brach ich, ohne weiter zu fragen, nach dem Walde auf, voll Verlangen, mein erstes Probestück im Ochsentreiben ehrenvoll auszuführen. Die Entfernung von dem Hause bis zu dem Thor des Waldes — wohl eine Meile — wurde mit geringer Schwierigkeit zurückgelegt, denn obgleich die Thiere liefen, war ich doch schnell genug, im freien Felde Schritt mit ihnen zu halten, besonders da sie mich an dem Strick nach sich zogen; allein sobald wir den Wald erreichten, fing das Unheil an. Die Thiere wurden scheu und rannten wild in den Wald hinein, indem sie den Karren gewaltsam gegen Bäume und Stümpfe schlenderten. Da ich noch immer den Strick hielt, fürchtete ich jeden Augenblick, zwischen dem Karren und den dicken Bäumen zerquetscht zu werden, unter denen sie so toll herumsprangen. Nachdem die Ochsen mehrere Minuten lang in dieser Weise gerannt waren, wurden sie endlich

durch einen Baum zum Stehen gebracht, auf den sie mit großer Heftigkeit losstürzten, dabei den Karren umwarfen, und sich zwischen einigen jungen Schößlingen verstrickten. Durch den Stoß wurde der Kasten des Karrens nach einer Seite, die Räder und Deichsel nach einer andern geschleudert, und alles gerieth in die größte Verwirrung. Da stand ich jetzt allein, in einem dichten Wald, der mir unbekannt war, mit meinem Karren, der umgekehrt und zerbrochen da lag; mit meinen Ochsen, welche scheu, wüthend und verstrickt waren, und ich arme Seele, mit meiner Unerfahrenheit, sollte Ordnung in diese Verwirrung bringen! Ich verstand nicht mehr von Ochsen, als man einem Ochsentreiber zumuthet, von den Wissenschaften zu verstehen. Nachdem ich den Schaden und die Unordnung einige Augenblicke nicht ohne ein Vorgefühl betrachtet hatte, daß dies Unheil anderes, größeres nach sich ziehen würde, faßte ich den Kasten des Karrens an dem einen Ende, hob ihn durch eine außerordentliche Kraftanstrengung auf das Gestell, von welchem er gewaltsam heruntergeschleudert worden war, und nach vielem Zerren und Rücken gelang es mir, ihn in Ordnung zu bringen. Dies war ein wichtiger Schritt, um aus der Schwierigkeit zu gelangen, welcher mir Muth für das verlieh, was noch zu thun übrig blieb. Auf dem Karren befand sich eine Axt, ein Werkzeug, welches ich auf dem Schiffswerft in Baltimore hatte brauchen lernen; ich hieb damit die jungen Schößlinge nieder, in welche die Ochsen verstrickt waren, und setzte meine Reise fort, zitternd, daß die Thiere nochmals auf den unsinnigen Einfall kommen möchten, solche Streiche zu vollführen. Meine Furcht war indessen unbegründet; ihr Rausch war vorüber, und sie gingen jetzt so ruhig einher, als wenn ihr

früheres Betragen exemplarisch und ganz in der Ordnung gewesen wäre. Als ich den Fleck erreicht hatte, auf dem ich den Tag zuvor Holz gehackt hatte, füllte ich den Karren mit einer schweren Last, um mich gegen ein abermaliges Ausreißen sicher zu stellen, allein der Nacken des Ochsen ist stark wie Eisen, und wenn das Thier aufgeregt ist, trotzt es jeder Last. Sprichwörtlich zahm und gelehrig, wenn gut gezogen, ist der Ochse das eigensinnigste, halsstarrigste Thier, wenn er erst halb für das Joch abgerichtet ist.

Ich entdeckte jetzt in meiner Lage manche Analogie mit der der Ochsen. Sie waren ein Eigenthum, dasselbe war ich; sie sollten abgerichtet werden, ich ebenfalls. Covey sollte mich abrichten, ich sollte sie abrichten; abrichten und abgerichtet werden, das ist Leben.

Der Tag war schon halb verflossen, und ich noch nicht auf dem Rückweg! Zwei Tage der Erfahrung und Beobachtung hatten genügt, um mich zu überzeugen, daß Covey eine solche anscheinende Zeitverschwendung nicht übersehen würde, ich eilte deshalb, so viel ich konnte, aber als ich das Thor wieder erreichte, wurde dem Unheil dieses Tages die Krone aufgesetzt. Dies Thor war ein Muster südlicher Handwerkergeschicklichkeit; es bestand aus zwei großen, viereckigen, roh gearbeiteten Pfählen, achtzehn Zoll im Durchmesser, an deren einem das schwere Thor so ungeschickt hing, daß es nur bis zur Hälfte geöffnet werden konnte. Als ich davor anlangte, mußte ich das Ende des Stricks loslassen, der um die Hörner des „Handochsen“ geschlungen war, und sobald das Thor offen war und ich eben den Strick wieder ergreifen wollte, gingen meine Ochsen, trotz ihrer Ladung, abermals lustig durch, wobei das Thor zwischen das Rad und den Karren

gerieth und buchstäblich zu Splittern zerschmettert wurde, und ich selbst nur mit genauer Noth einem ähnlichen Schicksal entging, denn ich befand mich nur wenige Zoll vor dem Rad, als es den linken Pfosten traf. Durch dieses zweifache, glückliche Entkommen hoffte ich, Covey die Verzögerung genügend erklären zu können, und die gefürchtete Strafe abzuwenden. Ich hegte sogar einige Hoffnung, daß er mich wegen der Entschlossenheit rühmen würde, mit der ich die schwierige Aufgabe ausgeführt hatte, eine Aufgabe, welche, wie ich später erfuhr, Covey selbst nicht unternahm, ohne die Ochsen auf einige Zeit ins offene Feld zu treiben, ehe er sie in den Wald trieb. Allein ich hatte mich getäuscht, denn als ich zu ihm kam, nahmen seine Züge den Ausdruck mürrischer Unzufriedenheit an, und während ich ihm die Ereignisse meiner Reise erzählte, zuckte ein heftiger Ingrimm in seinem Wolfsgesicht und den grünlichen Augen. „Geh in den Wald zurück!“ sagte er, indem er noch etwas über Zeitverschwendung zwischen den Zähnen hinmurmelte. Ich gehorchte eilig, aber ich war noch nicht weit gegangen, als ich ihn hinter mir herkommen sah. Die Ochsen betrugen sich jetzt mit auffallendem Anstand, als wenn sie meine Behauptungen, hinsichtlich ihrer frühern Sprünge, hätten widerlegen wollen. Jetzt, da Covey herbeikam, wünschte ich fast, sie möchten etwas thun, das mit meiner Beschreibung übereinstimmte; aber nein! sie hatten ausgetobt, waren jetzt vollkommen artig und gehorchten meinen Befehlen bereitwillig, welche sie so gut, als ich selbst zu verstehen schienen. Als wir den Wald erreicht hatten, kam mein Peiniger, welcher während des ganzen Weges das gute Betragen seiner Ochsen beobachtet hatte, auf mich zu und befahl mir, den Karren anzuhalten, indem

er die Drohung hinzufügte, daß er mich jetzt lehren wolle, Thore zu zerbrechen und meine Zeit zu vergeuden, wenn er mich in den Wald schickte. Dem Wort sogleich die That hinzufügend, schritt Covey auf einen großen Gummibaum zu, dessen junge Zweige, wegen ihrer Härte und Zähigkeit, gewöhnlich zum Antreiben der Ochsen gebraucht werden. Er schnitt drei solcher Gerten, von vier bis sechs Fuß Länge ab, und stutzte sie mit seinem großen Messer zu. Als dies geschehen war, gebot er mir, mich auszuziehen. Ohne auf diesen empörenden Befehl zu erwiedern, weigerte ich mich entschieden, ihm Folge zu leisten. „Wenn Du mich schlagen willst“, dachte ich, „so sollst Du es wenigstens durch meine Kleider thun.“ Nach vielen Drohungen, die keinen Eindruck auf mich machten, stürzte er mit der Wuth eines Wolfes auf mich los, und riß mir die dünne, abgetragene Bekleidung ab, welche ich trug, um auf meinem Rücken die dicken Gerten abzunutzen, die er von dem Gummibaum abgeschnitten hatte. Diese Geißelung war die erste von vielen, die ihr folgten, und so hart sie auch war, erhielt ich doch später noch weit härtere für geringere Vergehen, als das Zerbrechen des Zaunes.

Ich brachte ein Jahr bei Covey zu, (ich kann nicht sagen, daß ich bei ihm lebte) und während der ersten Hälfte desselben verfloß keine Woche, in der ich nicht Stockschläge oder Peitschenhiebe von ihm erhalten hätte. Schmerzende Knochen und ein wunder Rücken waren meine beständigen Gefährten. So häufig Covey auch die Peitsche brauchte, hielt er doch harte, anhaltende Arbeit für ein wirksames Mittel, meinen Geist zu beugen. Ununterbrochen strengte er mich bis zur äußersten Grenze meiner Kraft an; von Tagesanbruch bis zur Dunkelheit

hielt er mich bei harter Arbeit auf dem Feld oder im Wald fest. Zu manchen Zeiten des Jahres mußten wir Alle bis elf oder zwölf in der Nacht auf dem Feld bleiben. Covey begleitete uns alsdann, um uns mit Worten oder Hieben, je nachdem es ihm beliebte, anzutreiben. Er war früher selbst Aufseher gewesen, und verstand sich auf das Geschäft des Sclaventreibers; ihn zu täuschen war unmöglich, denn er wußte auf ein Haar, was ein Mann oder ein Knabe leisten konnte und führte genaue Rechnung darüber. Wenn er wollte, konnte er selbst auf Tod und Leben arbeiten, so daß alles unter seinen Händen zu fliegen schien. Indessen hatte er es kaum nöthig, selbst auf dem Felde gegenwärtig zu sein, um uns zur Arbeit anzutreiben, denn er besaß die Fähigkeit, uns fühlen zu lassen, daß er stets anwesend sei; durch mehrere geschickt angelegte Ueberraschungen hatte er es dahin gebracht, daß ich jeden Augenblick darauf gefaßt war, ihm zu begegnen. Seine Methode bestand darin, daß er sich dem Fleck, auf welchem seine Arbeiter beschäftigt waren, niemals offen und gerade näherte. Kein Dieb war in seinen Listen jemals erfinderischer, als Covey. Er kroch in Gräben und Schlupfwinkel, versteckte sich hinter Stümpfen und Strauchwerk, und entwickelte so viel schlangenhafte Verschlagenheit, daß Bill Smith und ich ihn unter uns nie anders als „die Natter" nannten, und in seinen Augen und Bewegungen wirklich Aehnlichkeit mit einer solchen zu entdecken glaubten. Seine Virtuosität in der Kunst, Neger abzurichten, bestand wohl zur Hälfte in dergleichen Kunstgriffen. Niemals waren wir vor ihm sicher, denn fast immer konnte er uns entweder hören oder sehen; er war für uns hinter jedem Stumpf, Baum, Strauch oder Zaun der Pflanzung ver-

borgen. Er trieb diese Streiche so weit, daß er manchmal zu Pferde stieg und uns glauben machte, er wolle nach St. Michael reiten, und eine halbe Stunde darauf, konnte man sein Pferd im Walde angebunden finden, und Covey selbst hinter einem Zaun oder auch wie eine Schlange flach im Graben ausgestreckt, über dessen Rand sein Kopf hervorragte, von wo aus er jede Bewegung der Sclaven belauschte! Ich habe es erlebt, daß er zu uns kam und uns Befehle in Betreff unserer Arbeit im Voraus gab, als wenn er im Begriff wäre, auf mehrere Tage von Hause fortzugehen, und ehe er nur das Haus erreicht hatte, benutzte er den Augenblick, in dem wir uns nicht weiter um ihn kümmerten, um umzukehren, sich zu verstecken und uns bis Sonnenuntergang aufzupassen. So gemein und verächtlich dies alles auch ist, ist es sehr einleuchtend, daß die Stellung des Sclavenhalters die Entwickelung solcher Eigenschaften in dem Charakter eines Menschen begünstigen muß. In dem Leben des Sclaven ist nicht die geringste Veranlassung, die ihn zum Fleiß anspornen könnte; die Furcht vor der Strafe ist der einzige Beweggrund, welcher ihn treibt. Der Sclavenhalter weiß dies, und indem er den Sclaven nach sich selbst beurtheilt, schließt er natürlich, daß derselbe müßig gehen wird, sobald die Ursache jener Furcht abwesend ist, und alle kleinlichen Täuschungen und Listen werden gebraucht, um sie wach zu erhalten.

Covey indessen war die Hinterlist angeboren. Was er von Wissen und Religion besaß, mußte sich ihr anbequemen, und er schien nicht zu wissen, daß dies Verfahren unmännlich, niedrig und verächtlich war. Es war ein Theil eines in der Beziehung zwischen Herrn und Sclaven wesentlichen Systems. Selbst in seinen An-

dachtsübungen glaubte ich dies vorherrschende Element seines Charakters zu erkennen; ein langes Abendgebet sollte ein kurzes Morgengebet ausgleichen, und wenig Menschen konnten andächtiger als er erscheinen, wenn er nichts anderes zu thun hatte.

Covey begnügte sich nicht mit der ruhigen Art häuslicher Andacht, die in diesen kalten Breitengraden üblich ist und mit einem einfachen Gebet anfängt und endigt. Nein! früh und spät sollte die Stimme des Preises laut in seinem Hause erschallen. Anfänglich nahm ich an diesen Uebungen Theil, aber die häufigen Mißhandlungen, die Covey mir zufügte, ließen die ganze Sache bald wie einen Hohn erscheinen. Er war ein sehr schlechter Sänger, und überließ es vorzüglich mir, die Hymnen anzustimmen, so daß er in große Verwirrung gerieth, wenn ich es unterließ. Ich erinnere mich indessen nicht, daß er mir deshalb jemals einen Verweis gegeben hätte; seine Religion war etwas, das mit seinen weltlichen Angelegenheiten nichts zu thun hatte und keinen Einfluß auf seine Handlungen übte. Einige wenige Thatsachen werden ein helleres Licht auf seinen Charakter werfen, als alle Allgemeinheiten.

Ich habe bereits erwähnt, daß Edward Covey sich in beschränkten Verhältnissen befand. Er fing eben an, den Grund zu seinem Vermögen, den Begriffen gemäß zu legen, welche man in den Sclavenstaaten von Vermögen hegt. Da der Besitz menschlichen Eigenthums die erste Bedingung des Reichthums und der allgemeinen Achtung ist, geht das ganze Streben des Armen darauf hin, dasselbe zu erlangen, sei es auf welche Weise es wolle. In der Verfolgung dieses Zweckes zeigte Covey

sich so gewissenlos und niedrig, als irgend einer seiner Nachbaren. Im Anfang erlaubten seine Mittel ihm, wie er sagte, nur eine Sclavin zu kaufen, und so schändlich und anstößig die Sache ist, rühmte er sich laut, daß er sie „nur zur Zucht" gekauft hätte! Das Schlimmste ist indessen durch diese nackte Angabe nicht ausgedrückt. Dies junge Mädchen, Caroline genannt, wurde von Covey der That nach gezwungen, sich zu dem genannten Zweck herzugeben, und die Folge war die Geburt von Zwillingen nach Verlauf eines Jahres. Sowohl Covey als seine Frau waren außer sich vor Freude über diesen Zuwachs an menschlichem Eigenthum. Niemand dachte daran, der Frau oder dem gemietheten Sclaven Bill Smith, dem Vater der Kinder, den geringsten Vorwurf zu machen, denn Covey hatte selbst Beide jeden Abend miteinander eingeschlossen, und somit das Ergebniß herbeigeführt.

Ich will diesen empörenden Gegenstand jedoch nicht weiter verfolgen. Nichts wirft ein schlagenderes Licht auf das unsittliche, demoralisirende Wesen der Sclaverei, als die Thatsache, daß dieser anerkannt christliche Sclavenhalter inmitten aller seiner Gebete und Hymnen, in seinem eigenen Hause die offenste, unbeschränkteste Unsittlichkeit zur Vermehrung seines Besitzes an Menschen nicht nur laut ermuthigte, sondern sogar veranlaßte. Im Norden wird man diese Thatsache mit Ekel und Empörung lesen; im Süden hingegen wird man sie belachen und Covey wegen seiner Klugheit rühmen, denn dort fällt es Einem so wenig ein, einem Menschen ein Unrecht daraus zu machen, wenn er eine Frau kauft und einem solchen Leben der Schande widmet, als wenn er etwa eine Kuh kauft und zur Zucht braucht.

Ich gebe hier wieder, was ich vor mehr als zehn

Jahren über meine eigenen Erlebnisse an diesem schrecklichen Ort sagte:

„Wenn ich in irgend einem Zeitpunkt meines Lebens vorzugsweise den bittern Kelch der Sclaverei bis auf die Hefe leeren mußte, so war es während der ersten sechs Monate, die ich bei Covey zubrachte. Kein Wetter war zur Arbeit zu schlecht. Es konnte für uns weder zu heiß noch zu kalt sein, für uns nicht zu heftig regnen, stürmen, schneien oder hageln, um auf dem Felde zu arbeiten. Arbeit, Arbeit, Arbeit war fast ebenso die Nachtordnung als die des Tages. Die längsten Tage waren ihm zu kurz, und die kürzesten Nächte zu lang. Im Anfang war ich einigermaßen ungefügig, aber ein paar Monate unter dieser Disciplin reichten hin, mich zu zähmen. Es gelang Covey meine Kraft zu brechen. Ich war geknickt an Körper, Seele und Geist. Meine angeborene Elasticität war vernichtet, meine geistigen Kräfte erschlafft, meine Lust zum Leben dahin, der Glanz in meinem Auge erlosch; die Nacht der Sclaverei umgab mich, und ein Mensch wurde zum Thier umgewandelt!“

„Der Sonntag war meine einzige freie Zeit. Ich brachte ihn in einer Art thierischen Stumpfheit, zwischen Schlaf und Wachen, unter einem hohen Baum zu. Zuweilen erhob ich mich, ein Strahl von Kraft und Freiheit durchzuckte mich, begleitet von einem schwachen Hoffnungsschimmer, der einen Augenblick flackerte um dann wieder zu erlöschen. Ich sank wieder zurück, um mein elendes Loos zu beklagen. Mitunter war ich versucht, Covey und mich selbst umzubringen, doch eine Mischung von Furcht und Hoffnung hielt mich davon ab. Meine Leiden auf jener Pflanzung erscheinen mir jetzt mehr wie ein Traum, als wie eine furchtbare Wirklichkeit.“

Es ist mir unmöglich alles wiederzugeben, was während meines Aufenthaltes bei Covey in meinem Innern vorging. Ich war gänzlich gebrochen, verändert und eingeschüchtert; in einem Augenblick fast zur Tollheit aufgestachelt, söhnte ich mich im andern mit meinem elenden Schicksal fast aus. Jede Freundlichkeit, welche mir in Baltimore zu Theil geworden war, alle meine frühern Hoffnungen, meine Bestrebungen, Andern zu nützen, wie contrastirten sie nicht mit meiner gegenwärtigen Lage, und erhöhten nur meine Verzweiflung!

Ich litt sowohl körperlich als geistig. Den Sonntag ausgenommen, war mir nie hinreichende Zeit zum Essen oder Schlafen vergönnt. Die übermäßige Arbeit und die grausamen Züchtigungen, deren Opfer ich war, verbunden mit jenem ewig nagenden, verzehrenden Gedanken: „Ich bin ein Sclave — ein Sclave auf Lebenszeit — ein Sclave, ohne einen vernünftigen Grund auf Freiheit zu hoffen", machten mich zu der lebenden Verkörperung geistigen wie physischen Elends.

Sechszehntes Kapitel.

Abermalige Leiden unter den Klauen des Tyrannen.

Das vorige Kapitel mit allen seinen scheußlichen Einzelheiten, kann für eine treue Darstellung der ersten sechs Monate gelten, welche ich bei Covey verlebte. Der Leser braucht sich jene Scene im Wald, wo Covey mich zuerst seine schonungslose Peitsche fühlen ließ, nur allwöchentlich wiederholt zu denken, um eine richtige Vorstellung von den bittern Erfahrungen zu gewinnen, welche ich während des ersten Abschnitts des Abrichtungsprocesses machte, welchem Covey mich unterwarf. Ich will nicht jede einzelne Veranlassung wiederholen, bei welcher ich das Opfer seiner Rohheit und Gewaltthätigkeit wurde; eine solche Erzählung würde allein einen dickern Band als den gegenwärtigen füllen. Mein Streben geht nur dahin, dem Leser ein treues Bild meines Sclavenlebens zu geben, ohne ihn unnöthig mit zerrenden, widerwärtigen Einzelheiten zu behelligen.

Ich habe schon früher angedeutet, daß meine Leiden während der ersten sechs Monate meines Aufenthaltes bei Covey weit größer waren, als in der letzten Hälfte des Jahres, und da der Wechsel in meiner Lage durch Ursachen hervorgerufen wurde, welche dem Leser zum bessern Verständniß der menschlichen Natur unter der schrecklichen Herrschaft der Sclaverei verhelfen können,

werde ich die nähern Umstände berichten, trotzdem es scheinen mag, als wollte ich damit meinen eigenen Muth hervorheben.

Du hast, lieber Leser, mich erniedrigt, entwürdigt, gebrochen, geknechtet, fast zum Vieh herabgesunken gesehen, und weißt wie dies geschehen war; jetzt laß uns auf die Umwandlung zum Gegentheil und ihre Ursachen kommen, wodurch wir an's Ende des Jahres 1834 gelangen werden.

An einem der heißesten Tage, im August des erwähnten Jahres, hätte der Leser, wenn er an Covey's Farm vorübergegangen wäre, mich in dem sogenannten „Tretehof" arbeiten sehen können, einem Hof, auf welchem der Weizen von Pferden aus dem Stroh getreten wird. Ich war dort beschäftigt das Sieb zu füllen, oder vielmehr den Weizen zum Sieb zu bringen, während Bill Smith dasselbe füllte. Unsere Arbeitskräfte bestanden aus Bill Hughes, Bill Smith und einem Sclaven Namens Eli, der für diese Gelegenheit gemiethet war. Die Arbeit war einfach und erforderte mehr Kraft und Thätigkeit als Geschicklichkeit und Ueberlegung, allein einem derselben gänzlich Ungewohnten mußte sie äußerst hart ankommen. Die Hitze war überwältigend, und wir waren in großer Eile, den Weizen, der an jenem Tage ausgetreten war, durch das Sieb zu bringen, da, wie Covey uns versprochen hatte, falls die Arbeit eine Stunde vor Sonnenuntergang vollendet war, diese Stunde uns zum Ausruhen gehören sollte. Ich wünschte nicht weniger als die Andern, die Arbeit vor Sonnenuntergang beendigt zu sehen, und strengte deshalb meine Kräfte auf's äußerste an. Die Aussicht auf eine Stunde der Ruhe an einem Wochentage genügte, um meinen Schritt zu beeilen und mich zu einer außergewöhnlichen Kraftanstrengung anzu-

spornen. Außerdem hatten wir Alle uns vorgenommen, fischen zu gehen, und dabei wollte ich natürlich auch die Hand im Spiel haben; allein ich sah mich getäuscht, und jener Tag wurde einer der bittersten, welche ich jemals erlebte. Ungefähr um drei Uhr, als die Sonne ihre heißesten Strahlen heruntersandte und kein Lüftchen sich regte, brach ich zusammen; meine Kräfte verließen mich; ich empfand einen wüthenden Kopfschmerz, von heftigem Schwindel und Zittern aller Glieder begleitet. Ich fühlte, was mir bevorstand, und da ich wußte, daß die Arbeit keinenfalls ruhen durfte, raffte ich mich zusammen und schwankte weiter, bis ich endlich neben dem Weizensieb hinfiel, und es war mir als wenn die Erde auf mich gestürzt wäre. Dies brachte die ganze Arbeit zum Stillstand, denn es war Arbeit für Vier; Jeder hatte die seinige, und Jeder hing von dem Andern ab, so daß wenn Einer innehielt, Alle aufhören mußten. Covey, welcher sowohl mein Schrecken als mein Peiniger geworden war, befand sich im Hause, etwa hundert Schritte von dem Platz, wo gesiebt wurde, und sobald er das Sieb stillstehen hörte, kam er augenblicklich in den Trethof, um nach der Ursache zu fragen. Bill Smith sagte ihm, daß ich unwohl wäre und nicht länger Weizen herbeitragen könnte.

Ich war unterdessen abseits, in den Schatten eines Plankenzauns gekrochen, und fühlte mich unaussprechlich elend. Die übermäßige Sonnenhitze, der heftige Staub, welcher von dem Sieb aufstieg, das Bücken beim Aufsammeln des Weizens, vereint mit der Eile, hatten mir einen Blutandrang nach dem Kopfe verursacht. In diesem Zustand befand ich mich, als Covey mich ausfindig machte und auf mich zukam. Nachdem er einige Augenblicke

bei mir gestanden hatte, fragte er mich, was mir wäre. Ich sagte es ihm so gut ich konnte, denn nur mit Mühe vermochte ich ein Wort hervorzubringen. Er gab mir darauf einen wüthenden Tritt in die Seite, welcher meinen ganzen Körper erschütterte und befahl mir aufzustehen. Der Mensch hatte unbedingte Gewalt über mich erlangt, und hätte er mir irgend etwas befohlen, das ich möglicherweise hätte ausführen können, so würde ich in meinem damaligen Gemüthszustand gesucht haben, ihm Folge zu leisten. Ich machte eine Anstrengung, aber ich fiel zurück ehe ich zum Stehen gelangt war. Abermals gab der Unmensch mir einen heftigen Tritt und wieder befahl er mir aufzustehen. Ich versuchte es nochmals, und diesmal gelang es mir, aber als ich mich nach dem Faß bückte, mit welchem ich das Sieb füllte, taumelte ich abermals und fiel zu Boden, und hätte fallen müssen, wenn ich gewußt hätte, daß hundert Kugeln mich in Folge davon durchbohren würden. Während ich in diesem Zustand gänzlich hülflos ausgestreckt lag, nahm der unmenschliche Negerabrichter die harte Hickoryleiste auf, mit welcher Hughes den Weizen im Maaß glatt gestrichen hatte, und versetzte mir damit einen Schlag auf den Kopf, welcher eine klaffende Wunde verursachte, der das Blut sogleich unaufhaltsam entströmte, indem er sagte: „Wenn Du Kopfweh hast, so will ich Dich curiren!" Dann befahl er mir von Neuem, aufzustehen, allein diesmal machte ich keinen Versuch, denn ich sah ein, daß es doch nichts helfen würde, und dachte, daß das herzlose Ungeheuer jetzt nur auf einmal sein Schlimmstes thun möge; höchstens konnte er mich tödten, und mich dadurch aus meinem Elend befreien. Als Covey sah, daß ich nicht fähig war mich zu erheben, oder vielmehr, da er

daran verzweifelte mich dazu zu zwingen, verließ er mich um die Arbeit wo möglich ohne mich zu beschicken. Ich blutete sehr heftig und bald war mein Gesicht ganz überströmt. So grausam und unbarmherzig auch der Beweggrund zu jenem Schlag gewesen war, erwies die Wunde selbst sich doch heilsam. Niemals war ein Aderlaß wirksamer; der Kopfschmerz ließ sogleich nach und bald war ich im Stande aufzustehen. Covey hatte mich, wie gesagt, meinem Schicksal überlassen, und die Frage war jetzt: soll ich zu meiner Arbeit zurückkehren oder soll ich mich nach St. Michael aufmachen, um Capitain Auld von der schändlichen Grausamkeit seines Bruders Covey zu unterrichten, und ihn zu bitten mir einen andern Herrn zu suchen? Wenn ich mich des Zwecks erinnerte, den er im Auge hatte, als er mich unter Covey's Leitung stellte, wenn ich ferner der grausamen Behandlung gedachte, deren er sich gegen die arme verkrüppelte Henny schuldig gemacht hatte, so wie der Gemeinheit, welche er in der Nahrung und Kleidung seiner Sclaven kund gab, hatte ich wenig Grund auf eine günstige Aufnahme zu hoffen. Trotzdem beschloß ich geradezu Thomas Auld aufzusuchen, denn ich dachte, daß wenn Gründe der Menschlichkeit auch nichts über ihn vermochten, ihn doch vielleicht sein eigener Vortheil veranlassen würde, zu meinen Gunsten einzuschreiten. „Er kann“, dachte ich, „es nicht gutheißen, wenn sein Eigenthum in dieser Weise zerschlagen, verletzt und entstellt wird; ich will zu ihm und ihm die einfache Wahrheit erzählen!“ Um St. Michael auf dem besten und nächsten Weg zu erreichen, mußte ich sieben Meilen zurücklegen, und dies war in meinem Zustande keine leichte Aufgabe. Ich hatte schon viel Blut verloren; ich war erschöpft von der übermäßigen Anstrengung, die

Seiten schmerzten mich in Folge der heftigen Tritte, die Covey mir mit seinen schweren Stiefeln versetzt hatte; kurz, ich war in jeder Beziehung in ungünstiger Verfassung für die Reise. Trotzdem nahm ich die Gelegenheit wahr, als der grausame, listige Covey gerade nach der entgegengesetzten Richtung hinsah, und ging über das Feld nach St. Michael zu. Dies war ein gewagter Schritt; wenn er fehlschlug, mußte er Covey nur erbittern und die Härte meiner Knechtschaft während der Zeit, die ich noch bei ihm abzudienen hatte, erhöhen; allein der Entschluß war gefaßt und ich mußte jetzt weiter gehen. Ich blutete noch immer, und die Anstrengung des Laufens trieb das Blut von Neuem hervor. „Komm zurück! komm zurück!“ rief Covey unter Drohungen dessen, was er thun würde, wenn ich nicht augenblicklich umkehrte. Aber seinem Rufen und seinen Drohungen zum Trotz eilte ich auf den Wald zu, so schnell meine Schwäche mir erlaubte. Als Covey sah, daß ich keine Miene machte, ihm zu gehorchen, ließ er sein Pferd herausbringen und satteln, als wenn er mich verfolgen wollte. Der Kampf sollte jetzt ein ungleicher werden, und da ich fürchtete, daß er mich auf der Landstraße einholen möchte, legte ich fast die ganze Entfernung im Walde zurück, und hielt mich weit genug von der Landstraße entfernt, um Entdeckung und Verfolgung zu vermeiden. Ich war jedoch noch nicht weit gegangen, als meine geringen Kräfte mich abermals verließen und ich mich niederlegen mußte. Das Blut floß noch immer aus der Wunde in meinem Kopf, und eine Zeitlang litt ich unbeschreiblich. Da lag ich, mitten im Walde, krank und entkräftet, verfolgt von einem Elenden, dessen Grausamkeit keine Sprache schildern kann, blutend und fast blutleer. Ich war nicht

ohne Furcht, daß ich mich verbluten könnte; der Gedanken, hier im Wald einsam und verlassen zu sterben und von den Raubvögeln zerrissen zu werden, war durch alle meine Leiden und Mühseligkeiten noch nicht erträglich gemacht worden, und ich freute mich, als der Schatten der Bäume und der kühle Abendwind, so wie mein dickes, verwirrtes Haar endlich dem Blutstrom Einhalt thaten. Nachdem ich dort wohl dreiviertel Stunden gelegen und über das seltsame und trostlose Schicksal gegrübelt hatte, welchem ich verfallen war, wobei ich die ganze Stufenleiter vom Glauben zum Unglauben, vom Vertrauen in die alleslenkende Vorsehung bis zum entschiedenen Atheismus durchlaufen hatte, setzte ich meinen Weg nach St. Michael trauriger und abgespannter fort, als an jenem Morgen, als ich Thomas Auld verließ um zu Covey zu gehen. Ich war barfuß, in bloßem Kopf und Hemdsärmeln. Ich brauchte volle fünf Stunden für die sieben bis acht Meilen; theilweise wegen der Beschwerlichkeit des Weges und mehr noch in Folge der Schwäche, welche mein Unwohlsein, die Beulen und Quetschungen und der Blutverlust veranlaßt hatten. Als ich den Laden meines Herrn erreichte, bot ich ein Bild des Elends und Jammers dar, welches jedes andere als ein Herz von Stein hätte rühren müssen. Von Kopf bis zu den Füßen war ich mit Blut bedeckt; mein Haar klebte von Staub und Blut, und der Rücken meines Hemdes war buchstäblich steif davon. Die Dornen hatten mir die Füße zerrissen und ebenfalls Blutspuren zurückgelassen. Wäre ich aus der Höhle eines Tigers entkommen, ich hätte nicht ärger aussehen können als ich bei meiner Ankunft in St. Michael that. In diesem elenden Zustand trat ich vor meinen christlichen Herrn, um ihn demüthig zu

bitten, mich durch seine Macht und Autorität gegen fernere Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten zu schützen. Während der letzten Hälfte meiner ermüdenden Reise hatte ich zu hoffen angefangen, Capitain Auld würde sich diesmal von einer bessern Seite zeigen, als von der ich ihn bisher gekannt hatte, aber ich hatte mich getäuscht; von einem sinkenden Schiff war ich in's Meer gesprungen, von dem Tiger war ich zu einem ärgern Feind geflohen. Ich erzählte ihm alle Umstände so gut ich konnte; wie ich mich bestrebt hatte Covey zu befriedigen; wie angestrengt ich in dem gegenwärtigen Fall gearbeitet hatte, wie widerstrebend ich der Hitze, der Anstrengung und dem Schmerz erlegen war; wie Covey mir schonungslos Tritte in die Seite versetzt, mir die Wunde am Kopf geschlagen; wie ich gezögert ihn mit meinen Klagen zu belästigen, daß ich aber jetzt einsähe, daß es zu nichts nützen würde, wenn ich ihm die Mißhandlungen, die Covey mir zufügte, länger verhehlte. Anfänglich schien Thomas von der Geschichte meiner Leiden ergriffen, doch bald bemeisterte er dies Gefühl und wurde kalt wie Stein. Als er mich in diesem Zustand vor sich sah, war es ihm anfänglich unmöglich sich gleichgültig zu stellen, und ich sah deutlich, daß seine bessere Natur sich gegen ein System auflehnte, das solche Fälle möglich machte, doch wie gesagt, die Menschlichkeit mußte dem tyrannischen System der Sclaverei weichen. Zuerst ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und schien durch meine Erzählung und meinen Anblick äußerst erregt zu sein, doch darauf kam die Reihe zu sprechen an ihn. Er fing ziemlich gemäßigt damit an, daß er Entschuldigungen für Covey auffand, und endigte, indem er ihn vollständig rechtfertigte und mich leidenschaftlich verurtheilte. Er

zweifelte nicht, daß ich die Schläge verdiente. Er glaubte nicht, daß ich krank wäre; ich wollte nur von der Arbeit loskommen. Mein Schwindel wäre nur Faulheit, und Covey hätte ganz recht gehabt, mich zu schlagen, wie er gethan. Nachdem er mich auf diese Weise vernichtet und sich durch seine eigene Beredtsamkeit aufgestachelt hatte, fragte er mich barsch: was ich denn wünsche, daß er in der Sache thun solle?

Als ich meine Hoffnungen dergestalt gänzlich zertrümmert sah, wagte ich kaum noch zu erwiedern, zumal da ich mich ganz seiner Macht anheimgegeben fühlte. Gegen die Beschuldigungen, die er gegen mich aufgehäuft hatte, durfte ich meine Unschuld nicht behaupten, denn das wäre Frechheit gewesen, und hätte wahrscheinlich abermals Zorn und Gewaltthätigkeit auf mich herabbeschworen. Immer und überall wird die Schuld des Sclaven und die Unschuld des Sclavenhalters vorausgesetzt, und jedes Wort, welches sich der Sclave gegen diese Voraussetzung erlaubt, wird allgemein als eine strafwürdige Frechheit betrachtet. „Widersprichst Du mir, Du Schuft?“ Das ist es, womit jeder Gegenbehauptung des Sclaven ein Ende gemacht wird.

Von meinem Schweigen und vielleicht durch einen hastigen Blick auf das Bild des Elends, welches ich darbot, etwas besänftigt, fragte er mich abermals: „was ich denn meinte, daß er thun solle?“ Zum zweiten Mal zum Sprechen aufgefordert, bat ich Thomas mir zu gestatten, daß ich mir einen andern Aufenthalt und einen andern Herrn suchen könnte, ich sagte ihm, daß Covey mich sicher tödten würde, wenn ich zu ihm zurückkehrte, und mir nie verzeihen würde, daß ich mich bei Auld über ihn beklagt hätte; wie er, seitdem ich bei ihm war, fast

meine Kraft gebrochen, daß er mich für künftigen Dienst untauglich machen würde, und daß mein Leben in seinen Händen nicht sicher wäre. Alles dies behandelte Herr Thomas (mein Bruder in der Kirche) als „Unsinn“. „Es hätte keine Gefahr, daß Covey mich tödten würde; er wäre ein guter, fleißiger und religiöser Mann, und er dächte nicht daran, mich von ihm fortzunehmen; außerdem“ sagte er — und dies war von allen seinen Gründen der wichtigste — „wenn Du Covey jetzt verlassen würdest, da Dein Jahr erst halb herum ist, so ginge mir Dein Lohn für das ganze Jahr verloren. Du gehörst Herrn Covey auf ein Jahr, und Du mußt zu ihm zurückkehren, mag kommen was will! Belästige mich künftig nicht mehr mit Geschichten über Covey, und wenn Du nicht augenblicklich nach Hause gehst, werde ich Dich noch einmal abstrafen.“ Das war es, was ich erwartet hatte, sobald ich sah, daß er den Fall im Voraus gegen mich entschieden hatte. „Aber Herr,“ sagte ich, „ich bin krank und müde, und ich kann heute Abend nicht mehr nach Hause kommen.“ Dies erweichte ihn wieder, und schließlich gestattete er mir, über Nacht in St. Michael zu bleiben, sagte aber, daß ich mich am andern Morgen in aller Frühe auf den Weg machen müßte, und schloß seine Anweisungen damit, daß er mir eine starke Dosis Epsom-Salz zu verschlucken gab, fast die einzige Arznei, welche den Sclaven jemals gegeben wird.

Es war sehr begreiflich, wenn Thomas voraussetzte, daß ich mich nur krank stellte um der Arbeit zu entgehen, denn wahrscheinlich dachte er, daß wenn er sich an der Stelle des Sclaven befände, gezwungen zu arbeiten, ohne Lohn dafür zu empfangen, ohne Lob zu ernten, wenn er sein Mögliches gethan hat, ohne einen andern Sporn zur

Arbeit als die Peitsche, er jeden Kunstgriff angewendet haben würde, um von der Arbeit loszukommen. Ich hege hieran nicht den mindesten Zweifel, denn unter allen Menschen giebt es keine auf der Welt, die so arbeitsscheu wären als die Sclavenhalter. Beständig schwebt die Beschuldigung der Faulheit gegen die Sclaven auf ihren Lippen und muß die stehende Entschuldigung für jede Art von Grausamkeit und Gewaltthätigkeit abgeben. Diese Menschen häufen buchstäblich „schwere Lasten auf, beschwerlich zu tragen, und laden sie auf die Schultern Anderer, während sie selbst keinen Finger darum in Bewegung setzen."

Meine Leser werden im nächsten Kapitel das erhalten, was sie vielleicht schon in diesem erwarteten, nämlich die Geschichte meiner theilweisen Befreiung von Covey's Tyrannei, und der Veränderung, welche dadurch bewirkt wurde.

Siebzehntes Kapitel.

Die letzte Züchtigung.

Selbst der Schlaf kommt nicht immer Denen zu Hülfe, welche körperlich müde und geistig niedergebeugt sind, besonders wenn vergangene Stürme nur neues Unheil verkünden. Die letzte Hoffnung war jetzt erloschen. Mein Herr, von dem ich nicht zu hoffen gewagt hatte, daß er mich als Mensch schützen würde, hatte selbst verweigert, mich als Eigenthum zu schützen, und hatte mich abermals, mit Vorwürfen und Wunden bedeckt, den Händen eines Fremden und jenem Erbarmen preisgegeben, welches die Seele der Religion war, die er bekannte. Möge der Leser nie eine Nacht gleich der zubringen, welche ich vor dem Morgen verlebte, der mich wieder zu allen den Schrecken zurückführen sollte, welchen ich für den Augenblick entkommen war.

Ich blieb die Nacht — schlafen konnte ich nicht — in St. Michael, und am Morgen, es war Sonnabend, machte ich mich, Thomas Auld's Befehl gemäß, auf den Weg, mit dem Bewußtsein, daß ich keinen Freund auf der Welt hatte. Ich erreichte Covey's Haus ungefähr um neun Uhr, und gerade als ich in's Feld trat, ehe ich am Hause anlangte, stürzte Covey, seiner schlangenartigen Gewohnheit gemäß, aus einer Ecke hinter einem Zaun, wo er sich versteckt hatte, auf mich los um sich meiner

zu versichern. Er war mit einer Peitsche und einem Strick versehen und beabsichtigte augenscheinlich, mich zu binden und seiner Rache an mir freien Lauf zu lassen. Ich wäre eine leichte Beute für ihn gewesen, wenn es ihm gelungen wäre, mich zu ergreifen, denn seit Freitag Mittag hatte ich nichts gegessen, und dieser Mangel, verbunden mit den Mißhandlungen, der Aufregung und dem Blutverlust hatte meine Kraft sehr vermindert. Ich stürzte jedoch in den Wald zurück, ehe der Bluthund sich meiner bemächtigen konnte, und begrub mich im Dickicht, wo er mich aus den Augen verlor. Das Maisfeld gewährte mir Schutz bis ich den Wald erreicht hatte, und nur dem hohen Korn hatte ich es zu verdanken, daß Covey mich nicht einholte und zu seinem Gefangenen machte. Er schien sehr ärgerlich, mich nicht gefangen zu haben und gab die Jagd nur mit Widerstreben auf, wie ich aus seinen heftigen Bewegungen abnehmen konnte, als er sich wieder dem Hause zuwendete.

Für den Augenblick war ich also Covey und seiner blutdürstigen Peitsche entronnen. Da war ich inmitten der Finsterniß und des Schweigens der Wälder, allein mit der Natur, allen menschlichen Augen verborgen. Das Leben war mir fast zur Last geworden. Alles schien sich gegen mich verschworen zu haben; entweder mußte ich hier bleiben und verhungern, (hungrig war ich schon) oder zu Covey zurückkehren, um von seiner Peitsche zerfleischt und erniedrigt zu werden; das war die schwere Wahl die mir übrig blieb. Der Tag war lang und qualvoll; mein körperlicher Zustand war zum Erbarmen. Ich war von der Anstrengung des vorigen Tages, so wie von dem Mangel an Nahrung und Ruhe erschöpft, und so wenig hatte mir an meiner Erscheinung gelegen,

daß ich mir noch nicht einmal das Blut von den Kleidern gewaschen hatte. Ich war mir selbst ein Gegenstand des Abscheus. Das Leben in Baltimore, so drückend es mir auch oft wurde, war ein Paradies gegen meinen gegenwärtigen Zustand. Was hatte ich gethan, was hatten meine Eltern gethan, daß mir ein solches Loos zufallen sollte? An jenem Tage, in den Wäldern, hätte ich gern meine Menschheit für die Thierheit des Ochsen hergegeben.

Die Nacht brach an. Ich war noch immer im Walde, unentschlossen was ich thun sollte. Der Hunger hatte an mir noch nicht in einem Grade genagt, der mich hätte vermögen können, nach Hause zu gehen, und ich legte mich jetzt im Laub zur Ruhe nieder, denn den ganzen Tag war ich vor den Nachsuchenden auf der Hut gewesen, die ich erwarten durfte, allein da der Tag ruhig verflossen war, erwartete ich auch während der Nacht keine Störung. Außerdem war ich zu dem Schluß gekommen, daß Covey sich darauf verließ, der Hunger würde mich nach Hause treiben, und hierin täuschte ich mich auch nicht, denn die Folge zeigte, daß er seit dem Morgen keinen Versuch gemacht hatte, mich einzufangen.

In der Nacht hörte ich Fußtritte im Walde. Ein Mensch, welcher still liegt, hat schon bei Tage einen Vortheil vor Demjenigen voraus, welcher durch den Wald geht, und bei Nacht ist dieser Vortheil noch weit größer. Ich war nicht fähig, mich in einen Kampf einzulassen, und griff deshalb zu dem gewöhnlichen Hülfsmittel der Schwachen: ich versteckte mich im Laub, um der Entdeckung vorzubeugen. Als indessen der nächtliche Wanderer näher kam, erkannte ich in ihm keinen Feind, sondern einen Freund; es war ein Sclave von William

Groomer in Easton, ein gutmüthiger Mensch, Namens Sandy. Sandy lebte dieses Jahr bei Herrn Kemp, ungefähr vier Meilen von St. Michael. Er war gleich mir auf ein Jahr vermiethet, aber nicht gleich mir, um abgerichtet zu werden. Sandy war mit einer freien Frau verheirathet, welche in dem untern Theile von Potpie-heck wohnte, und er war jetzt unterwegs um sie zu besuchen und den Sonntag bei ihr zuzubringen.

Sobald ich mich überzeugt hatte, daß Der, welcher meine Einsamkeit störte, der gute Sandy war, ein Mann, welcher von den Sclaven der Umgegend sowohl wegen seiner Gutmüthigkeit als wegen seiner Einsicht hoch geschätzt wurde, kam ich aus meinem Versteck hervor und gab mich ihm kund. Ich theilte ihm die Ereignisse der letzten Tage mit, die mich in die Wälder getrieben hatten, und von Herzen bedauerte er mein Unglück. Es war ein Wagestück für ihn, mir ein Obdach zu gewähren, und ich würde ihn nicht darum gebeten haben; denn hätte man mich in seiner Hütte gefunden, so hätte er zur Strafe neun und dreißig Peitschenhiebe auf den bloßen Rücken, wenn nicht noch etwas Schlimmeres zu erwarten gehabt. Sandy war jedoch zu gutmüthig, um sich durch die Furcht vor der Strafe abhalten zu lassen, einen hungrigen, obdachlosen, geknechteten Bruder bei sich aufzunehmen, und er nahm mich demnach mit sich in sein Haus, oder vielmehr in das Haus seiner Frau, denn ihr gehörte das Haus und das Land auf dem es stand. Die Frau wurde geweckt, denn es war inzwischen Mitternacht geworden, ein Feuer wurde angemacht, bald war das Welschkornmehl mit Salz und Wasser angerührt, und schnell wurde ein Aschenkuchen gebacken, um meinen Hunger zu stillen. Sandy's Frau war nicht weniger

freundlich und zuvorkommend als ihr Mann, und sie schienen sich eine Ehre daraus zu machen, mir Schutz zu gewähren, denn wenn auch Covey und mein Herr mich haßten, so liebten mich dagegen die Farbigen, weil sie glaubten, daß ich wegen meines Wissens gehaßt würde, und daß man mich verfolgte, weil man mich fürchtete. Ich war jetzt der einzige Sclave in dieser Gegend, der lesen und schreiben konnte. Früher hatte es hier noch einen andern gegeben, Namens Jim, der Herrn Hugh Hamilton gehörte, welcher lesen konnte, aber der arme Schelm war bald nachdem ich in diese Gegend kam, fort, nach dem fernen Süden verkauft worden. Ich sah Jim in Eisen gefesselt, gleich dem Jährling, der zur Schlachtbank geführt wird, auf dem Karren, auf dem er nach Easton zum Verkauf geschleppt wurde. Mein Wissen war jetzt der Stolz der übrigen Sclaven, und gewiß empfand auch Sandy etwas von dem regen Antheil, welchen Alle deshalb an mir nahmen. Das Abendessen war bald bereit, und obgleich ich seitdem jenseits des Oceans den glänzendsten Gastmählern beigewohnt habe, so kam doch für meinen Geschmack keins jenem Abendessen aus Aschenkuchen und kaltem Wasser bei Sandy gleich, welches sich meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt hat.

Nach dem Abendessen überlegten Sandy und ich, was unter den Gefahren und Beschwerden, die meinen Pfad verdunkelten, für mich wohl am rathsamsten wäre. Die Frage war: sollte ich zu Covey zurückkehren oder sollte ich zu entkommen versuchen? Nach genauer Erwägung zeigte sich, daß letzteres unmöglich war, denn ich befand mich auf einer schmalen Landenge, von der es keinen Ausweg gab, auf dem meine Verfolger meiner nicht ansichtig geworden wären. Rechts lag die Chesa-

peake-Bay und links der Pot-pie, während St. Michael und seine Umgebung den ganzen Raum einnahmen, durch den ich meine Flucht hätte bewerkstelligen müssen.

In Sandy fand ich einen erfahrenen Rathgeber. Er war ein ächter Afrikaner, und hatte einige der sogenannten magischen Künste ererbt, die den afrikanischen und orientalischen Völkerstämmen zugeschrieben werden. Er sagte, daß er mir helfen würde; daß in diesem Walde ein Kraut wüchse, das er morgen suchen wolle und welches die Kraft besäße, mich zu schützen (ich übersetze seine Ausdrücke in meine eigene Sprache), und wenn ich seinem Rath folgen wollte, so würde er mir die Wurzel des Krautes schaffen, von dem er sprach. Er sagte mir ferner, daß Covey nicht im Stande sein würde, mir einen einzigen Hieb zu versetzen, sobald ich jene Wurzel auf der rechten Seite trüge, und daß mich alsdann überhaupt kein Weißer mehr schlagen könne. Er hatte sie, wie er sagte, jahrelang bei sich getragen und ihre Kraft vollständig erprobt. Er hatte seitdem keinen Hieb von irgend einem Sclavenhalter erhalten, und würde auch niemals einen erhalten, da er fortwährend jene Wurzel zum Schutz bei sich tragen würde. Er kannte Covey wohl, denn dessen Frau war Kemp's Tochter, er hatte von der barbarischen Behandlung gehört, der ich preisgegeben war, und wünschte Etwas für mich zu thun.

Dies ganze Geschwätz über die Wurzel erschien mir indessen sehr albern und lächerlich, wenn nicht geradezu sündhaft. Zuerst verwarf ich ganz die Idee, daß das bloße Tragen einer Wurzel auf der rechten Seite, und zwar einer Wurzel, über die ich hinschritt, so oft ich in den Wald ging, die magische Kraft besitzen sollte, die er ihr zuschrieb, und ich weigerte mich deshalb, meine Tasche

damit zu beschweren. Außerdem hegte ich eine entschiedene Abneigung gegen Alles, was mit Wahrsagerei oder andern übernatürlichen Künsten zusammenhing; es lag unter meiner Würde, mich in solche Verträge mit dem Teufel einzulassen, auf welche diese Kraft sich gründen mußte. Allein trotz alles meines Wissens — es war wirklich bitterwenig — war Sandy mir mehr als gewachsen. „Alle meine Büchergelehrsamkeit,“ sagte er, „hätte mich nicht gegen Covey zu schützen vermocht,“ und mit leuchtenden Augen beschwor er mich, jetzt dieses Mittel zu versuchen. Wenn es mir nichts nützte, so könnte es doch wenigstens nicht schaden, und keinenfalls würde es mich ja etwas kosten. Sandy sprach mit so viel Ernst und Zuversichtlichkeit von den guten Eigenschaften seines Krautes, daß ich, mehr um ihm den Gefallen zu thun, als weil ich wirklich an seine Vortrefflichkeit glaubte, mich endlich überreden ließ, es zu nehmen. Er hatte mir beigestanden und war mir hülfreich entgegengekommen, als ich unfähig war, mir selbst zu helfen, wie konnte ich wissen, ob Alles dies nicht eine besondere Schickung war? Von derartigen Gedanken erfüllt, nahm ich die Wurzeln von Sandy und steckte sie in meine rechte Tasche. Es war jetzt Sonntag Morgen. Sandy trieb mich zum Fortgehen und rieth mir, muthig, als wenn nichts vorgefallen wäre, auf das Haus loszugehen. Ich entdeckte in Sandy bei allem seinem Aberglauben eine zu tiefe Kenntniß der menschlichen Natur, um nicht seinem Rath zu folgen; vielleicht auch war ein leichter Schein oder vielmehr ein Schatten seines Aberglaubens auf mich übergegangen. Jedenfalls trat ich, Sandy's Rath gemäß, den Rückweg an. Da ich am vorhergehenden Tage mein Unglück Sandy mitgetheilt und in ihm und seiner

Frau theilnehmende Freunde gefunden hatte, und mich außerdem auch durch Schlaf und Nahrung sehr erfrischt fühlte, ging ich ganz keck auf das Haus des vielgefürchteten Covey los. Seltsam genug! gerade als ich in den Hof trat, begegneten mir Covey und seine Frau im Sonntagsstaat, lächelnd gleich Engeln, im Begriff zur Kirche zu gehen. Covey's Benehmen setzte mich in Erstaunen; seine Züge trugen in Wahrheit einen wohlwollenden Ausdruck. Er redete mich an wie nie zuvor, sagte mir, daß die Schweine durch den Zaun auf das Land gekommen wären und befahl mir, sie hinauszujagen; er fragte, wie es mir ginge, und schien ein anderer Mensch. Dies ungewöhnliche Benehmen Covey's veranlaßte mich, in Wahrheit zu glauben, daß Sandy's Kraut mehr Kraft besäße, als ich in meinem Stolz hatte einräumen wollen, und wäre es ein anderer Tag als Sonntag gewesen, so hätte ich Covey's verändertes Wesen einzig der magischen Kraft der Wurzel zugeschrieben. Ich hegte indessen Verdacht, daß der Sonntag und nicht die Wurzel der Grund von Covey's Betragen wäre. Seine Religion verbot ihm, den Sonntag zu brechen, nicht aber meinen Körper zu zerfleischen. Er achtete den Tag höher als den Menschen, dem er gehört; denn obgleich er mich die ganze Woche hindurch schlug und schindete, zögerte er am Sonntag nicht, mich den Werth meiner Seele kennen zu lehren, oder mir den Weg des Lebens und Heiles durch Jesus Christus zu zeigen.

Alles ging gut bis zum Montag Morgen, als — sei es, daß die Wurzel ihre Kraft verloren hatte, oder daß mein Peiniger es, wie man manchmal von ihm sagte, in der schwarzen Kunst weiter gebracht hatte als ich, oder sei es, daß er für seine gewissenhafte Beob-

achtung des Sonntags einen besonderen Ablaß erhalten hatte — das fromme und wohlwollende Lächeln, von dem Covey's Gesicht am Sonntag strahlte, verschwand. Lange vor Tagesanbruch wurde ich geweckt, um die Pferde zu füttern, zu reiben und zu striegeln. Ich gehorchte dem Befehl und würde gehorcht haben, wenn es noch früher gewesen wäre, denn während des Sonntags war ich zu dem festen Entschluß gekommen, jedem Befehl, so unbillig er auch sein mußte, Folge zu leisten wenn es möglich wäre, mich aber nach Kräften zu vertheidigen, wenn Covey mich dennoch zu schlagen versuchen sollte. Meine religiösen Ansichten über das Unrecht, meinem Herrn Widerstand zu leisten, hatten durch die rohe Mißhandlung, die mir zu Theil geworden, eine bedeutende Erschütterung erlitten, und meine Hände waren nicht länger durch meinen Glauben gefesselt. Thomas Auld's Gleichgültigkeit hatte das letzte Band zerrissen. Bis zu diesem Grade war ich der Glaubenslehre der Sclaven abtrünnig geworden, und bald fand ich Gelegenheit, meinen sonntagsfrommen Bruder Covey mit meinem gesunkenen Zustand bekannt zu machen.

Während ich seinem Befehl nachkam, die Pferde zu füttern und für die Feldarbeit bereit zu machen und eben auf den Stallboden hinauf ging, um Futter herunterzuwerfen, schlich Covey in seiner eigenthümlichen, schlangenähnlichen Art in den Stall, und indem er mich plötzlich am Bein packte, warf er mich auf den Fußboden des Stalles, wodurch mein erst eben halb geheilter Körper eine schreckliche Erschütterung erlitt. Jetzt vergaß ich der Wurzel und gedachte nur meines mir gegebenen Wortes, selbst zu meiner Vertheidigung aufzustehen. Der Unmensch suchte mir geschickt eine Schlinge um die

Füße zu werfen, ehe ich sie herauf ziehen konnte. Sobald ich sah, was er vorhatte, machte ich einen plötzlichen Sprung (die zweitägige Ruhe hatte mir überaus wohl gethan), wodurch es ihm ohne Zweifel gelang, mich mit solcher Gewalt zu Boden zu werfen. Seine Absicht, mich zu binden, sollte jedoch vereitelt werden. Als ich auf der Erde lag, dachte er wahrscheinlich, daß er mich jetzt sicher in seiner Gewalt hätte; er ließ sich nicht einfallen, daß er sich in einen harten, erbitterten Kampf eingelassen hätte, allein dies war der Fall. Ich weiß nicht, woher mir der Muth kam, mit einem Manne zu kämpfen, vor dessen bloßem Wort ich achtundvierzig Stunden zuvor gezittert hatte wie ein Blatt im Sturm; jedenfalls war ich zum Kampf entschlossen, und noch mehr, ich war eifrig und ausdauernd darin. Die Wuth des Kampfes war über mich gekommen, und mit starker Hand hielt ich meinen feigen Peiniger am Hals, so unbekümmert um die Folgen, als wenn wir vor dem Gesetz gleich gewesen wären. Die Farbe des Mannes war rein vergessen. Ich fühlte mich geschmeidig wie eine Katze und war für jeden Ausfall der schlangenartigen Creatur bereit. Ich parirte jeden seiner Schläge, obgleich ich selbst keine Schläge austheilte. Ich beschränkte mich ausschließlich auf die Defensive, und wehrte ihn ab, ohne zu suchen ihn zu verletzen. Ich schleuderte ihn mehrmals zu Boden, wenn er mich niederzuwerfen hoffte. Ich hielt ihn so fest am Halse gepackt, daß sein Blut meinen Nägeln folgte. Er hielt mich und ich hielt ihn.

Bis dahin war der Kampf soweit gleichmäßig gewesen. Mein Widerstand war ganz unerwartet und Covey war davon so überrascht, daß er an allen Gliedern zitterte. „Willst Du mir widerstehen, Du Spitzbube?“ fragte er,

worauf ich sehr höflich „ja Herr" erwiederte und fortfuhr, meinen Gegner fest im Auge zu halten, um den ersten Schlag sogleich zu pariren, den meine Antwort, wie ich erwartete, hervorrufen würde. Der Kampf blieb jedoch nicht lange gleich; Covey rief laut um Hülfe, nicht etwa, daß ich irgend einen besonderen Vortheil über ihn gewonnen oder ihn beschädigt hätte, sondern weil er keinen über mich gewann und nicht fähig war, mich allein zu überwältigen. Er rief seinen Vetter Hughes zu Hülfe und jetzt änderte sich die Scene; ich war genöthigt, sowohl Schläge auszutheilen, als zu pariren, und da ich wußte, daß ich doch jedenfalls für meinen Widerstand zu leiden haben würde, dachte ich, daß ich, wie das alte Sprichwort sagt, ebensowohl „für ein altes Schaf als für ein Lamm gehängt werden könnte." Ich verhielt mich noch immer abwehrend gegen Covey, aber angreifend gegen Hughes, und bei seiner ersten Annäherung versetzte ich ihm, auf's Aeußerste getrieben, einen Schlag, welcher ihn vollständig überwältigte. Gebückt vor Schmerz schlich er davon und zeigte nicht die mindeste Neigung, mir abermals nahe zu kommen. Der arme Schelm versuchte eben meine rechte Hand zu ergreifen und zu binden, und als er sich schon mit dem Gelingen schmeichelte, gab ich ihm den Schlag, während ich Covey noch immer fest gepackt hielt.

Mein Widerstand war Covey so unerwartet gekommen, daß er vor Verwunderung seine gewöhnliche Kraft und Kaltblütigkeit verloren zu haben schien. Er war erschrocken und stand jetzt schnaufend und keuchend da, anscheinend unfähig, ein Wort hervorzubringen oder Schläge auszutheilen. Als der feige Tyrann den armen Hughes vor Schmerz gekrümmt und gänzlich entmuthigt dastehen

sah, fragte er, ob ich in meinem Widerstand zu beharren gedächte? Ich erwiederte ihm, daß ich ihm widerstehen würde, käme danach, was da wolle; daß ich sechs Monate lang wie ein Vieh behandelt worden wäre, und es nicht länger ertragen würde. Er schüttelte mich heftig und versuchte mich zu einem hölzernen Knittel zu zerren, der gerade vor der Stallthür lag. Er gedachte mich damit zu Boden zu werfen, aber als er sich eben bückte, um den Knittel zu ergreifen, packte ich ihn mit beiden Händen am Kragen und warf ihn mit einem unerwarteten kräftigen Griff harmlos so lang er war auf den nicht eben übermäßig reinen Boden — wir befanden uns jetzt nämlich im Kuhhof. Er hatte den Kampfplatz gewählt, und es war nicht mehr als billig, daß er alle Vortheile seiner eigenen Wahl genoß.

Inzwischen kam Bill, der gemiethete Sclave, nach Hause. Er war bei Herrn Hemsley gewesen, um dort den Sonntag mit seiner sogenannten Frau zuzubringen, und kam jetzt am Montag Morgen zur Arbeit nach Hause. Covey und ich hatten vom Grauen des Morgens bis jetzt gekämpft, da die Sonne ihre Strahlen fast schon auf die Wälder im Osten warf, und noch dauerte das Gefecht fort. Ich sah nicht ab, wie die Sache enden würde; er scheute sich augenscheinlich, mich loszulassen, weil er dachte, daß ich mich wieder in den Wald flüchten würde, sonst würde er sich wahrscheinlich Waffen aus dem Hause geholt haben, um mich einzuschüchtern. Indem er mich noch immer festhielt, rief er Bill um Beistand an, und die Scene erhielt jetzt einen komischen Anstrich. Bill, welcher sehr wohl wußte, was Covey von ihm verlangte, spielte den Unwissenden und that, als verstände er nicht, was er sollte. „Was soll ich

thun, Herr Covey?“ fragte er. „Pack ihn! pack ihn!“ rief Covey. „Wirklich, Herr Covey, ich will arbeiten,“ erwiederte Bill mit einem ihm eigenen Kopfschütteln. „Das ist Deine Arbeit,“ sagte Covey, „faß ihn!“ „Mein Herr hat mich Ihnen zur Arbeit vermiethet, aber nicht, um Ihnen Frederick schlagen zu helfen,“ war Bill's entschlossene Antwort. Jetzt war die Reihe zu sprechen an mir. „Bill,“ sagte ich, „lege nicht Hand an mich!“ worauf er erwiederte: „Um's Himmels willen, Frederick, mir fällt es nicht ein, Dich anzurühren!“ Und damit ging Bill davon und überließ es Covey und mir, so gut miteinander fertig zu werden, als wir konnten.

Ich sah mich jedoch von Neuem bedroht, als Caroline, Covey's Sclavin, zum Melken in den Hof kam, denn sie war eine kräftige Frau, und erschöpft wie ich jetzt war, würde sie mich leicht überwältigt haben. Sobald Covey sie erblickte, rief er sie ebenfalls zu Hülfe, aber seltsam genug war Caroline glücklicherweise nicht aufgelegt, an einem solchen Kampfe Theil zu nehmen. Wir waren an jenem Morgen Alle in offenbarer Empörung; Caroline erwiederte ihres Herrn Befehl „mich zu fassen“ eben so, wie Bill ihn erwiedert hatte, wobei sie jedoch viel mehr wagte, da sie Covey's Sclavin war und er mit ihr verfahren konnte wie ihm beliebte. Anders verhielt es sich mit Bill, und Bill wußte dies. Samuel Harris, welchem er gehörte, gestattete nicht, daß seine Sclaven geschlagen wurden, es wäre denn, daß sie sich irgend eines Verbrechens schuldig gemacht hätten, welches das Gesetz bestrafte. Die arme Caroline hingegen war gleich mir der Barmherzigkeit des unbarmherzigen Covey anheimgegeben, und sie entging auch nicht

den Folgen ihrer Weigerung, denn er versetzte ihr mehrere heftige Schläge.

Endlich, nach Verlauf von zwei Stunden, gab Covey den Kampf auf. Er ließ mich los und sagte, heftig schnaufend und keuchend: „Jetzt geh an Deine Arbeit, Du Spitzbube! ich würde Dich nicht halb so viel geschlagen haben, wenn Du Dich nicht zur Wehr gesetzt hättest.“ Die Wahrheit war, daß er mich ganz und gar nicht geschlagen hatte. Während des ganzen Kampfes hatte ich keinen Tropfen Blut verloren; ihn hatte ich dagegen blutig gezeichnet, und selbst ohne diese Genugthuung wäre ich der Sieger gewesen, da es nicht meine Absicht gewesen war, ihn zu verletzen, sondern ihn nur abzuhalten, mich zu verletzen.

Während der sechs Monate, die ich nach diesem Vorgang noch bei Covey zubrachte, getraute er sich nicht, auch nur einen Finger im Zorn an mich zu legen. Er pflegte gelegentlich zu sagen, daß er nicht wünsche noch einmal genöthigt zu sein, Hand an mich zu legen, eine Erklärung, deren Wahrheit ich nicht bezweifelte, und ein geheimes Gefühl in mir antwortete darauf: „Du solltest nicht wünschen, noch einmal mir zu nahe zu treten, denn wahrscheinlich würdest Du in einem zweiten Gefecht schlimmer wegkommen als im ersten.“

Wohl, lieber Leser, diese Schlacht mit Covey — unwürdig wie sie war und wie, fürchte ich, auch meine Beschreibung derselben ist, bildete den Wendepunkt in meinem „Leben als Sclave.“ Sie entzündete von Neuem in meinem Herzen die rauchende Asche der Freiheit; sie erweckte wieder meine Träume von Baltimore und belebte aufs Neue in mir das Bewußtsein meiner Menschlichkeit. Zuvor war ich ein Nichts gewesen,

jetzt war ich ein Mensch. Meine vernichtete Selbstachtung und mein Selbstvertrauen lebten wieder auf und erweckten abermals in mir den Entschluß, ein freier Mann zu werden. Ein Mensch ohne Kraft entbehrt der hauptsächlichsten Menschenwürde. Die menschliche Natur kann ihrer Beschaffenheit nach einen hülflosen Menschen nicht achten, wenn sie ihn auch bemitleiden mag, und selbst dies wird nicht von Dauer sein, wenn sich keine Zeichen von Kraft kundgeben.

Nur Derjenige kann die Wirkung, welche jener Kampf auf mich übte, vollkommen begreifen, welcher es selber gewagt hat, die ungerechten, grausamen Angriffe eines Tyrannen abzuwehren. Covey war ein Tyrann, und zwar ein feiger. Nachdem ich ihm widerstanden hatte, war mir wie nie zuvor. Es war eine Auferstehung aus dem finstern, verpesteten Grab der Sclaverei zu dem Himmel verhältnißmäßiger Freiheit. Ich war nicht länger der knechtische Feigling, der vor dem Stirnrunzeln eines andern staubgeborenen Wurmes zitterte, mein lange niedergedrückter Geist erhob sich zu männlicher Unabhängigkeit. Ich war zu dem Punkt gelangt, auf dem ich den Tod nicht mehr fürchtete. Dieser innere Geist machte mich der That nach frei, während ich der Form nach ein Sclave blieb. Sobald ein Sclave sich nicht schlagen läßt, ist er mehr als zur Hälfte frei; er hat ein Gebiet, so weit wie sein eigenes männliches Herz zu vertheidigen, und ist in der That eine Macht. So lange es Sclaven giebt, welche ein Leben mit Schlägen einem augenblicklichen Tod vorziehen, werden sie immer genug Christen gleich Covey bereit finden, diese Vorliebe zu befriedigen. Von diesem Augenblick an bis zu meiner Flucht aus der Sclaverei konnte man mich nicht mehr schlagen. Mehrere

Versuche wurden gemacht, aber ohne Erfolg. Beulen erhielt ich zwar, wie der Leser später erfahren wird, allein jener Vorfall machte dem thierischen Zustand ein Ende, zu welchem die Sclaverei mich herabgewürdigt hatte.

Der Leser wird zu wissen verlangen, weshalb Covey, nachdem ich ihn so schwer beleidigt hatte, mich nicht den Behörden überlieferte, warum in der That nicht das Gesetz von Maryland gegen mich in Anwendung gebracht wurde, welches die Strafe des Hängens für den Sclaven festsetzt, der seinem Herrn Widerstand leistet; warum ich nicht wenigstens ins Gefängniß gesetzt und, wie es in solchen Fällen üblich ist, öffentlich ausgepeitscht wurde, sowohl zum warnenden Beispiel für andere Sclaven, als um mich abzuhalten, mich desselben Vergehens abermals schuldig zu machen. Ich gestehe, daß ich selbst lange Zeit nicht begriff, weshalb ich so leichten Kaufs davon kam, und sogar jetzt kann ich den Grund kaum genügend erklären.

Die einzige Erklärung, welche ich aufzufinden vermag, ist die, daß Covey sich wahrscheinlich schämte einzugestehen, daß ein Knabe von sechszehn Jahren ihn bezwungen hatte. Er stand in dem unbedingten und für ihn sehr werthvollen Ruf, ein Aufseher und Negerabrichter erster Classe zu sein. Vermöge dieses Rufes konnte er sich immer leicht und mit sehr geringen Kosten Arbeiter verschaffen. Sowohl sein Vortheil, als sein Stolz veranlaßten ihn, die Sache mit Stillschweigen zu übergehen. Die Geschichte, daß er einen Knaben hatte schlagen wollen und dieser sich zur Wehr gesetzt hatte, war an sich schon hinreichend, ihm zu schaden, denn nach der Meinung der Sclavenhalter sollte sein Wesen allein

zu imponirend sein, um einen solchen Vorfall nur möglich zu machen. Aus diesen Umständen schließe ich, daß Covey es rathsam fand, mich frei ausgehen zu lassen. Es gereicht mir vielleicht nicht zum Ruhme, daß ich nach dieser Begegnung Covey mitunter absichtlich zu einem neuen Angriff zu reizen suchte, indem ich mich weigerte, so lange als die anderen Arbeiter auf dem Felde zu bleiben, aber niemals konnte ich ihn wieder zum Kampf veranlassen. Ich war entschlossen, ihn ernstlich zu verletzen, wenn er es je wieder wagen sollte, Hand an mich zu legen.

„Gebor'ne Knechte, wißt ihr nicht,
Wollt frei ihr sein, müßt selbst den Streich ihr führen!"

Achtzehntes Kapitel.

Neue Beziehungen und Pflichten.

Meine Dienstzeit bei Edward Covey endete am Weihnachtstage 1834. Mit Freude verließ ich den schlangenartigen Covey, wiewohl er jetzt sanft wie ein Lamm war. Mein Aufenthaltsort für das Jahr 1835 war schon festgesetzt, mein neuer Herr gewählt. Ein solcher Wechsel ist gewöhnlich mit größerer oder geringerer Aufregung verknüpft; ich war jedoch ziemlich sorglos und fragte wenig darnach, in wessen Hände ich fiel, denn ich war entschlossen, meinen Weg zu erkämpfen. Trotz Covey's Schweigen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ich mich nicht peitschen ließ, daß ich wieder schlug, und, obgleich im Ganzen ein gutmüthiger Neger, doch manchmal „den Teufel in mir hätte.“ Diese Gerüchte verbreiteten sich in Talbot County und unterschieden mich von meinen knechtischen Gefährten. Die Sclaven pflegen zwar untereinander zu kämpfen, ja sich wohl gar zu tödten, aber man findet nur Wenige, welche nicht Scheu vor dem Weißen tragen. Von der Wiege an gewöhnt zu denken und zu fühlen, daß ihre Herren ihnen überlegen und von einer Art Weihe umgeben sind, können sie sich selten über die Furcht erheben, welche dieses Gefühl erzeugt. Ich hatte dasselbe überwunden und man wußte dies. Ein räudiges Schaf steckt eine ganze Heerde

an, und unter den Sclaven war ich ein solches. Ich haßte die Sclaverei, die Sclavenhalter und Alles, was damit zusammenhing, und verfehlte nicht, Andern dieselben Empfindungen einzuflößen, wo und wann sich nur die Gelegenheit darbot. Die Kunde, daß ich lesen und schreiben konnte, hatte sich außerdem ziemlich weit verbreitet und trug das ihrige dazu bei, mich gefürchtet zu machen.

Die Tage zwischen Weihnachten und Neujahr sind den Sclaven als Feiertage freigegeben. Während dieser Zeit wurde die gewöhnliche Arbeit ganz eingestellt und es gab nichts zu thun, als das Feuer zu unterhalten und das Vieh zu besorgen. Diese Zeit betrachteten wir als die unsrige, durch die Gnade unserer Herren, und benutzten oder mißbrauchten sie demnach nach Belieben. Diejenigen, welche ihre Familien an einem andern Ort hatten, besuchten sie und brachten die ganze Woche bei ihnen zu, während die jüngern und unverheiratheten Sclaven inzwischen nach dem Vieh sahen und vorkommende Arbeiten im Hause besorgten.

Die Feiertage wurden in verschiedener Weise zugebracht. Die Mäßigen, Denkenden, Fleißigen unter uns waren geschäftig, Besen, Matten, Pferdekummete und Körbe zu verfertigen, wovon manche sehr gut gearbeitet waren. Andere brachten die Zeit damit zu, daß sie Opossums, Racoons, Kaninchen und anderes Wild jagten. Die Meisten hingegen unterhielten sich mit Ballspiel, Balgen, Boxen, Wettlaufen, Tanz und Whiskytrinken, und dies letztere war ihren Herren gewöhnlich am angenehmsten. Ein Sclave, welcher während der Feiertage arbeitete, verdiente nach der Meinung seines Herrn keine Feiertage; er hatte die Gnade seines Herrn verschmäht.

Fortgesetzte Arbeit war ein Gegenstand des Vorwurfs, denn der Sclave konnte nicht umhin zu denken, daß wenn er während der Feiertage drei Dollars verdient hatte, er im Lauf des Jahres leicht dreihundert hätte verdienen können. Es war eine Schande, während der Feiertage nicht betrunken zu sein, und Derjenige, welcher sich nicht um Weihnachten seinen Whisky gestatten konnte, galt für einen sehr faulen, unvorsorglichen Menschen.

Ueberall wurde getanzt, gefidelt und die Juba geschlagen. Dies letzt.: Instrument gehört ausschließlich dem Süden an. Es nimmt die Stelle der Violine, so wie anderer Instrumente ein, und ist so leicht zu spielen, daß fast jede Farm ihren Jubaschläger hat. Derselbe improvisirt seine munteren Lieder während er schlägt, wobei die Worte immer mit der Bewegung der Hände zusammenfallen. Unter einer Masse Unsinn und den Ausbrüchen wilder Lustigkeit läuft mitunter auch ein scharfer Ausfall gegen die Gemeinheit der Sclavenhalter unter, wie zum Beispiel:

„Wir ziehen den Weizen,
Sie geben uns Mais;
Wir backen das Brod,
Sie geben uns die Krust';
Wir sieben das Mehl,
Sie geben uns die Klei';
Wir ziehen das Fleisch ab,
Sie geben uns die Haut;
Und das ist die Art,
Wie mit uns man verfährt!
Wir schäumen den Topf,
Sie geben uns Wasser,
Und sagen: gut genug für die Nigger!)
Hinüber, hinüber!

Die Butter und 's Fett;
Arme Nigger, ihr kommt darüber nicht!
Hinüber!"

Dies ist keine schlechte Aufzählung der handgreiflichen Ungerechtigkeit der Sclaverei, indem den Trägen und Müßigen Alles gegeben wird, was eigentlich nur dem fleißigen Arbeiter gebührt. Doch zurück zu den Feiertagen!

Nach meinen eigenen Erfahrungen und Beobachtungen zu schließen, rechne ich diese Feiertage zu den wirksamsten Mitteln, welche die Sclavenhalter anwenden, um in den Sclaven den Geist des Aufruhrs zu unterdrücken.

Um Menschen sicher und mit Erfolg zu Sclaven zu machen, muß man ihre Gedanken und Bestrebungen auf etwas Anderes als die Freiheit richten, deren sie beraubt sind. Sie müssen einen gewissen Grad erreichbaren Wohles vor sich sehen. Diese Feiertage dienen dazu, die Sclaven mit der Aussicht auf mannigfaches Vergnügen innerhalb der Grenzen der Sclaverei zu beschäftigen. Die jungen Männer können werben gehen; der verheirathete Mann kann seine Frau besuchen; Vater und Mutter sehen ihre Kinder; die Fleißigen, welche Etwas erwerben wollen, können ein paar Dollars verdienen; der gewandte Ringer kann Lorbeern ernten; die jungen Leute sehen sich und erfreuen sich der Geselligkeit; der Unmäßige kann Whisky nach Herzenslust haben und der Fromme kann Betversammlungen halten, predigen und ermahnen. Vor den Feiertagen sind dies alles Freuden in der Erwartung, nach den Feiertagen Freuden in der Erinnerung, welche dazu dienen, Gedanken und Wünsche gefährlicherer Art fern zu halten. Wollten die Sclavenhalter auf einmal den Gebrauch aufgeben, den Sclaven

gelegentlich diese Freiheiten zu gestatten und sie statt dessen das ganze Jahr hindurch auf den engen Kreis des täglichen häuslichen Lebens beschränken, so zweifle ich nicht, würden im Süden bald Empörungen entstehen. Jene Feiertage sind die Sicherheitsleiter, welche den Zündstoff ableiten, der sich in der menschlichen Natur nothwendig ansammelt, sobald sie geknechtet wird. Ohne sie würde die Härte der Knechtschaft bald unerträglich werden und die Sclaven würden sich aus Verzweiflung erheben. Wehe dem Sclavenhalter, der es wagen sollte, der Wirksamkeit dieser Blitzableiter Hindernisse in den Weg zu legen! Eine Reihe von Erdbeben würde weniger zerstörend wirken, als das Feuer des Aufruhrs, welches in Folge davon sicher im Süden ausbrechen würde.

Auf diese Weise werden die Feiertage ein mitwirkender Theil der Betrügereien, der Unrechtlichkeit und Unmenschlichkeit der Sclaverei. Dem Anschein nach in der wohlwollenden Absicht gewährt, die Härte des Sclavenlebens zu mildern, sind sie thatsächlich nur ein Betrug mehr, den die Selbstsucht anwendet, um desto sicherer den Zweck der Ungerechtigkeit und Tyrannei zu erreichen. Nicht das Glück des Sclaven, sondern die Sicherheit des Herrn ist das Ziel, und was wie freigebige Sorglosigkeit hinsichtlich der Arbeit des Sclaven erscheint, ist nur die kluge Fürsorge für die Aufrechthaltung des Systems der Sclaverei. In dieser Meinung bestärkt mich die Erfahrung, daß die meisten Sclavenhalter es gern sehen, wenn die Sclaven die Feiertage in einer Weise hinbringen, die ihnen keinen wahren Nutzen bringen kann. Jede vernünftige Vergnügung wird mit unfreundlichen Blicken betrachtet, und nur die wilden, niedrigen Lustbarkeiten, welche halbcivilisirten Menschen eigen sind, werden begünstigt.

Alle Ungebundenheit, welche den Sclaven gestattet wird, scheint keinen andern Zweck zu haben, als den, ihnen ihre vorübergehende Freiheit zu verleiden und ihnen die Rückkehr zur Arbeit so erwünscht zu machen, als ihnen zuvor die Unterbrechung war, und diese Wirkung wird fast unfehlbar herbeigeführt, indem man die Sclaven zur zügellosen Ausschweifung und Trunkenheit verleitet. Ich habe gesehen, daß Sclavenhalter ihre Zuflucht zu allerlei listigen Streichen nahmen, um ihre Sclaven auf Tod und Leben betrunken zu machen. Es ist ein gewöhnliches Mittel, Wetten einzugehen, daß irgend ein Sclave mehr Whisky trinken könne, als jeder andere, und dadurch einen Wettkampf um den Preis in dieser Herabwürdigung hervorzurufen. Die Auftritte, welche auf diese Weise herbeigeführt wurden, waren oft im höchsten Grade anstößig und ekelhaft. Ganze Massen von Sclaven konnte man auf einmal viehisch betrunken und hülflos neben einander ausgestreckt finden. Wenn demnach der Sclave nach einigen Stunden vernünftiger Freiheit verlangt, benutzt sein listiger Herr seine Unwissenheit, um ihn zu lasterhafter, empörender Ausschweifung, fälschlich „Freiheit" genannt, zu verleiten. Wir Alle wurden zum Trinken veranlaßt, ich unter den Uebrigen, und als die Feiertage vorüber waren, holten wir tief Athem und taumelten von unserer Schwelgerei wieder an die Arbeit, im Grunde froh, von dem was unsere Herren hinterlistig für Freiheit ausgaben, wieder in die Arme der Sclaverei zurückzukehren. Es war nicht, was wir erwartet hatten, noch was es hätte sein können, wenn wir es nicht mißbraucht hätten. Es war eben so gut, der Sclave eines Herrn, als der Sclave des Rum und Whisky zu sein.

Ich bin um so mehr geneigt, das Verfahren der Sclavenhalter, hinsichtlich der Feiertage, aus diesem Gesichtspunkt zu betrachten, da es mit ihrer Behandlung der Sclaven in andern Dingen übereinstimmt. Nichts gewöhnlicher, als daß sie den Sclaven Dinge zu verleiden suchen, die sie sie nicht haben oder genießen lassen wollen. Ein Sclave hat z. B. eine Vorliebe für Molasses,*) er stiehlt demnach welchen. Um ihn von dem Geschmack dafür zu curiren, wird sein Herr in vielen Fällen nach der Stadt gehen, dort eine große Masse von der schlechtesten Sorte kaufen, ihn dem Sclaven vorsetzen, und ihn, mit der Peitsche in der Hand, zwingen, davon zu essen, bis dem armen Schelm bei dem bloßen Gedanken an Molasses unwohl wird. Dasselbe Verfahren wird oft angewendet, um Sclaven von der unangenehmen, lästigen Gewohnheit zu befreien, mehr Essen zu fordern, wenn die Ration nicht zureicht. Derselbe ekelhafte Prozeß ist noch bei andern Dingen wirksam, die ich nicht anzuführen brauche. Wenn der Sclave betrunken ist, braucht der Sclavenhalter weder zu fürchten, daß er mit einem Aufstand umgeht, noch daß er nach dem Norden entkommen wird. Nur der mäßige, nachdenkende Sclave ist gefährlich und erfordert die Wachsamkeit des Herrn, um ihn als Sclaven zu erhalten. Doch zu meiner Erzählung zurück.

Am ersten Januar 1835 begab ich mich von St. Michael zu Herrn William Freeland, der nur drei Meilen von dort entfernt auf einer alten ausgebeuteten Farm wohnte, die nur vermittelst harter Arbeit einen halbwegs verhältnißmäßigen Ertrag lieferte.

---

*) Der Syrup, welcher aus den Maplebäumen gewonnen wird.

Ich fand bald, daß Freeland sehr verschieden von Covey war. Obgleich nicht reich, war Freeland der ächte, südliche Gentleman und Covey so unähnlich, wie der Repräsentant einer der ersten Familien des Südens nur einem geriebenen, verhärteten Negerabrichter sein kann. Trotzdem Freeland ein Sclavenhalter war und viele der Laster seines Standes theilte, schien er doch ein gewisses Ehrgefühl zu besitzen. Er hatte einen Begriff von Gerechtigkeit und war der Menschlichkeit nicht unzugänglich. Er war mürrisch, launenhaft und heftig, aber ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bemerken, daß er gänzlich frei von der kleinlichen Gemeinheit des Wichtes war, dem ich endlich glücklich entkommen war. Er war offen, geradezu, gebieterisch, und aller Verstecktheit abgeneigt, verschmähte er es den Spion zu spielen. In allem diesem war er das Gegentheil des hinterlistigen Covey.

Einer der vielen Vortheile bei diesem Wechsel war auch — so seltsam dies klingen mag, der Umstand, daß Freeland nichts nach der Religion fragte. Ich behaupte mit größter Entschiedenheit, daß, wie ich beobachtet und bewiesen habe, die Religion des Südens der bloße Deckmantel der schändlichsten Verbrechen ist; daß sie die furchtbarste Barbarei rechtfertigt, den hassenswerthesten Betrug heiligt; daß sie der sichere Versteck ist, hinter dem die finstersten, niederträchtigsten, gröbsten und teuflischsten Schändlichkeiten um sich greifen und gedeihen. Wäre ich noch einmal verurtheilt, ein Sclave zu sein, so würde ich nach diesem Unglück das, in die Hände eines frommen Sclavenhalters zu fallen, für das größte halten, welches mich treffen könnte. Es mag Ausnahmen geben, aber im Allgemeinen habe ich stets gefunden, daß die

frommen Sclavenhalter die gemeinsten, niederträchtigsten und entwürdigtsten von allen waren. Ich beschränke mich darauf, diese Thatsache mitzutheilen, und überlasse Andern die theologische und psychologische Prüfung und Erklärung. Die religiösen Sclavenhalter gehen, gleich den religiösen Verfolgern, in ihrer Bosheit und Gewaltthätigkeit immer bis zum Aeußersten. Nahe bei meinem neuen Aufenthalt lebte auf einer benachbarten Farm Reverend Daniel Weeden, welcher ganz in Covey's Art fromm und grausam war. Weeden war ein methodistischer Localprediger, der eifrigste Vertreter aller Vorschriften der Religion. Er besaß eine Sclavin, Ceal genannt, welche der fortwährende Beweis seiner Unbarmherzigkeit war. Der immer nur dürftig bedeckte Rücken der armen Ceal wurde von der Peitsche dieses frommen Mannes und Verkündigers des Evangeliums stets offen gehalten. Der verrufenste Heide, so genannt zur Unterscheidung von den Mitgliedern der Kirche, konnte leichter Arbeiter finden, als dies Ungethüm. Kein Sclave, der ein Unterkommen suchte, überschritt jemals die Schwelle des Predigers Weeden, so lang noch irgend ein sündiger Sünder Arbeiter brauchte. Gleichviel, ob man sich gut oder schlecht betrug; es war Weeden's Grundsatz, daß es die Pflicht des Herrn sei, die Peitsche zu brauchen, wenn aus keinem andern Grunde, als, um den Sclaven an seine Stellung und die Gewalt des Herrn zu erinnern. Der gute Sclave mußte nach ihm gepeitscht werden, um gut zu bleiben, und der schlechte, um gut zu werden.

Indem ich einzelne Fälle anführe, will ich noch einen andern meiner Nachbaren unsterblich machen und seinen Namen veröffentlichen. Er dachte nicht, daß ein halber Knabe in der Nähe war, um Notizen zu sammeln, und

wird gewiß sehr aufgebracht sein, sich von der rohen Feder eines Sclaven gezeichnet zu finden. Ich stelle dem Leser Reverend Rigby Hopkins vor. Herr Hopkins wohnt zwischen Easton und St. Michael, in Talbot County, Maryland. Die Strenge dieses Mannes machte ihn zum Schrecken aller Sclaven in der Umgegend. Die Eigenthümlichkeit seiner Behandlung der Sclaven bestand, wie er sagte, darin, daß er sie schlug, ehe sie es verdienten. Er richtete es immer so ein, daß er am Montag Morgen ein paar Sclaven zu peitschen hatte, um ihnen den Beweis zu geben, daß seine Predigten am Sonntag über Güte, Barmherzigkeit, brüderliche Liebe und dergleichen mehr, ihn nicht abhielten, seine Gewalt durch die Peitsche zu behaupten. Er schien sie versichern zu wollen, daß seine Thränen über die armen, verlorenen, zu Grunde gerichteten Sünder, und sein Mitleid mit ihnen, nicht bis zu den Schwarzen reichten, die seine Felder bearbeiteten. Dieser fromme Hopkins pflegte sich zu rühmen, daß niemand in der ganzen County mit den Negern so gut umzuspringen wüßte, als er. Er schlug für die geringsten Vergehen, um größere dadurch zu verhüten.

Der Leser könnte glauben, daß es schwer sei, immer Anlaß für so häufige Schläge zu finden; aber man hat keine Vorstellung, wie leicht es ist, einem Menschen Anstoß zu geben, der beständig nach einem solchen sucht. Ein Mensch, welcher nicht gewohnt ist Sclaven zu halten, würde erstaunen, wie viele der Peitsche würdige Vergehen sich in dem langen Verbrechensverzeichniß des Sclavenhalters befinden, und wie leicht der Sclave ein solches begehen kann, wenn er es am wenigsten beabsichtigt. Ein Sclavenhalter, der darauf ausgeht, Fehler aufzu-

suchen, wird täglich zwölf finden, für welche Schläge gehören. Ein bloßer Blick, ein Wort, eine Bewegung, ein Irrthum oder Mangel an Kraft sind alles Dinge, für welche ein Sclave jederzeit gepeitscht werden kann. Sieht er unzufrieden aus, so hat er den Teufel in sich, der herausgepeitscht werden muß. Antwortet er seinem Herrn nur laut und mit einem gewissen Selbstbewußtsein, so muß ihm seine Stellung durch die Peitsche begreiflich gemacht werden. Vergißt oder unterläßt er den Hut abzunehmen, wenn er sich einem Weißen naht, so muß oder kann er für seine schlechten Manieren gepeitscht werden. Wagt er jemals sich zu rechtfertigen, wenn er barsch und ungerecht beschuldigt wird, so macht er sich der Frechheit schuldig, eines der größten Verbrechen im Verzeichniß der südlichen Gesellschaft. Derjenige läßt sich selbst große Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen, der einen Sclaven ohne Strafe entkommen läßt, welcher so frech war, sich gegen die ungerechten Beschuldigungen irgend eines Weißen rechtfertigen zu wollen. Erlaubt ein Sclave sich jemals einen Vorschlag zu machen, wie irgend etwas besser gemacht werden könnte, so ist er viel zu vorlaut, überweise, und verdient wenigstens Schläge für seinen Vorwitz, wenn er sie auch nicht erhält. Zerbricht er etwa beim Pflügen den Pflug, beim Graben den Spaten, oder beim Holzspalten die Axt, gleichviel, wie mangelhaft oder zerbrechlich das Werkzeug war, der Sclave kann wegen Nachlässigkeit gepeitscht werden. Der ehrwürdige Sclavenhalter wußte immer etwas derartiges aufzufinden, um die Peitsche mehrmals die Woche zu brauchen. Hopkins wurde gleich Covey und Weeden von allen Sclaven gemieden, welche das Vorrecht genossen, sich alle Jahre selbst Herren zu suchen, und dennoch gab es in jener

Gegend keinen Menschen, der grösseres Aufheben von der Religion machte, als Herr Rigby Hopkins.

Um den Faden meiner Geschichte wieder aufzunehmen, kehre ich zu meinem Aufenthalt bei William Freeland zurück.

Mein armes, dem Wetter preisgegebenes Schiff erreichte jetzt ruhigeres Wasser und sanftere Lüfte. Die bittern Erfahrungen bei Covey hatten mir genügt. Dinge, welche mir schwer zu ertragen geschienen hätten, wenn ich von Thomas Auld sogleich zu Freeland gekommen wäre, erschienen mir nach den Mühseligkeiten bei Covey federleicht. Ich blieb zwar Feldarbeiter, doch zog ich jetzt die harte Arbeit eines solchen den entnervenden Pflichten des Haussclaven vor. Ich war groß und stark geworden und setzte meinen Stolz darein, daß ich es in der Arbeit manchen ältern Männern gleich thun konnte. Mitunter findet unter den Sclaven großer Wetteifer bei der Arbeit statt, und die Herren suchen denselben gewöhnlich nach Kräften zu befördern; Einige von uns waren jedoch zu einsichtig, um ihn lange fortzusetzen. Wir waren gescheut genug, einzusehen, daß ein solcher Wettkampf uns nicht ersprießlich sein würde. Zu Zeiten pflegten wir wohl unsere Kräfte gegen einander zu messen, aber wir hüteten uns wohl, damit so lang fortzufahren, daß ein außergewöhnliches Tagewerk vollbracht worden wäre. Wir wußten, daß, wenn wir durch ausnahmsweise Anstrengung an einem Tage sehr viel vollbrachten, der Herr sich dadurch vielleicht veranlaßt fühlen würde, uns täglich dieselbe Arbeit zuzumuthen. Dieser Gedanken war hinreichend, einen plötzlichen Stillstand im eifrigsten Wettkampf zu verursachen.

Meine Lage war in jeder Beziehung eine bessere. Ich

war nicht mehr der arme Sündenbock, wie bei Covey, wo jedes Unrecht mir aufgeladen wurde, und andere Sclaven Schläge auf meine Schultern erhielten. Herr Freeland war zu gerecht, um mich oder irgend einen Andern auf diese Weise zu mißbrauchen.

Es ist sehr gewöhnlich, einen Sclaven zum Gegenstand besonderer Mißhandlung zu machen und ihn oft zu schlagen, und zwar nicht sowohl in der Absicht ihn zu bessern, als der Wirkung auf die andern Sclaven wegen; allein der Mann, bei dem ich jetzt war, konnte nicht zu solcher Gemeinheit und Schlechtigkeit herabstürzen Ein Jeder war hier für sich selbst verantwortlich.

Dies war eine große Verbesserung. Bei Covey war ich es, dem alles zur Last gelegt wurde. Bill Smith war durch das entschiedene Verbot seines reichen Herrn geschützt, und der Befehl des reichen Sclavenhalters ist das Gesetz des armen; Hughes wurde wegen seiner Verwandtschaft mit Covey bevorzugt, und die für den Augenblick gemietheten Arbeiter konnten die Peitsche nur auf meine Schultern erhalten. Natürlich gilt dies nur von der Zeit, in der Covey mich schlagen konnte.

Freeland gab, gleich Covey, seinen Arbeitern genug zu essen, aber von diesem verschieden, gewährte er ihnen Zeit zum Essen. Er strengte uns den Tag über hart an, allein er schenkte uns die Nacht zum Ausruhen, ein anderer Vorzug des Sünders vor dem Heiligen! Nur selten waren wir vor Sonnenaufgang oder nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Feld. Unsere Arbeitsgeräthschaften waren von der besten Art, und denen weit überlegen, die bei Covey gebraucht wurden.

Trotz meiner verbesserten Lage und der vielen Vortheile, deren ich durch die Veränderung theilhaftig ge-

worden war, blieb ich doch ruhelos und unbefriedigt. Ich war so schwer durch einen Herrn zu befriedigen, als ein Herr es durch einen Sclaven ist. Die Befreiung von körperlicher Qual und unausgesetzter Arbeit hatte die Empfänglichkeit meines Geistes erhöht und ihm größere Thätigkeit mitgetheilt. So lang ich bei Covey von Finsterniß und physischem Elend gefesselt war, war körperliches Wohlsein mein einziger Wunsch; aber sobald derselbe erfüllt war, machte der Geist wieder seine Ansprüche geltend. Man schlage und trete einen Sclaven, lasse ihn hungern, drücke ihn geistig nieder, und er wird sich wie ein Hund an der Kette leiten lassen, doch man ernähre und kleide ihn wohl, man lasse ihn mäßig arbeiten, umgebe ihn mit körperlichem Behagen, und Freiheitsträume werden in ihm rege werden. Man gebe ihm einen schlechten Herrn, so wird er nach einem guten verlangen; man gebe ihm einen guten, so wird er wünschen, sein eigener Herr zu werden. Dies ist in der menschlichen Natur begründet; man mag einen Menschen so tief unter seinesgleichen herabwürdigen, daß er jeden richtigen Begriff seiner natürlichen Stellung verliert; doch sobald man ihn nur um ein weniges erhebt, wird auch das klare Bewußtsein seiner Rechte Leben und Kraft in ihm gewinnen. Sobald ich mich demnach bei Freeland etwas emporgehoben fühlte, suchten mich auch wieder die Träume heim, welche der gute Vater Lawson in mir hervorgerufen hatte. Schößlinge des Freiheitsbaumes setzten zarte Knospen an; und unbestimmte Hoffnungen auf die Zukunft begannen zu dämmern.

Ich traf bei Freeland gleichgestimmte Gefährten in Henry und John Harris, Henry Caldwell und Sandy Jenkins, derselbe, welcher mir die Wurzel gegeben hatte,

welche Covey verhindern sollte, mich zu schlagen. Henry und John waren Brüder und gehörten Herrn Freeland. Beide waren ungewöhnlich intelligent und aufgeklärt, obgleich keiner von ihnen lesen und schreiben konnte. Der Frieden dauerte indessen nur kurze Zeit; ich war noch nicht lang bei Freeland gewesen, als ich wieder auf meine alten Streiche verfiel. Bald fing ich an, mit meinen Gefährten über die Wohlthaten der Erziehung zu sprechen, und ihnen die Vorzüge des Wissens vor der Unwissenheit auseinanderzusetzen, und so weit ich es wagen durfte, suchte ich ihnen begreiflich zu machen, daß die letztere dazu beitrüge, die Sclaverei aufrecht zu erhalten. Webster's Buchstabirbuch und der columbische Redner wurden wieder vorgenommen. Als der Sommer kam, konnte ich die langen, müßigen Sonntage nicht länger ertragen, und wünschte mir wieder eine Sonntagsschule, um meine Fähigkeiten darin zu üben und meinen Gefährten das geringe Wissen mitzutheilen, das ich selbst besaß. Während des Sommers bedurfte es dazu kaum eines Hauses; der Schatten einer alten Eiche leistete dieselben Dienste. Die Hauptsache war, Schüler zu finden, und ihnen den nöthigen Wissensdurst einzuflößen. Zwei solche fand ich bald in Henry und John, und durch sie pflanzte die Lernbegier sich weiter fort. Bald versammelten sich zwanzig bis dreißig junge Männer um mich, die bereit waren, regelmäßig unter den Bäumen, oder wo es sonst sein mochte, zusammenzukommen, um lesen zu lernen. Es war überraschend, wie schnell sie sich mit Buchstabirbüchern versahen, größtentheils die weggeworfenen Bücher ihrer jungen Herren und Herrinnen. Ich fing den Unterricht zuerst auf unserer eigenen Farm an. Alle waren von der Nothwendigkeit überzeugt, die Sache so verbor-

gen als möglich zu halten, denn das Schicksal unserer Schule in St. Michael war bekannt geworden, und noch frisch in dem Gedächtniß Aller. Hätten unsere frommen Herren in St. Michael gewußt, daß einige ihrer dunkeln Brüder die Bibel lesen lernten, so würden sie uns wieder mit der Kette und der Peitsche in der Hand überfallen haben. Würden wir hingegen zusammengekommen sein, um Whisky zu trinken, zu kämpfen, uns zu balgen und andern Unsinn zu treiben, so hätten wir nicht zu fürchten brauchen, von den Heiligen und Sündern von St. Michael gestört zu werden.

Nachdem ich die Schule zum zweiten Mal in Gang gebracht und einige Zeit lang im Schatten der Bäume hinter der Scheune gehalten hatte, gelang es mir, einen freien Farbigen, der einige Meilen entfernt wohnte, zu veranlassen, mir ein Zimmer in seinem Hause dazu einzuräumen. Er willigte ein, ungeachtet der Gefahr, welche er dabei lief, da die Versammlung eine ungesetzliche war, und noch jetzt wage ich seinen Namen nicht zu erwähnen, denn obgleich seitdem mehr als zwanzig Jahre verflossen sind, könnten ihm gegenwärtig noch Verfolgungen daraus erwachsen. Einige Zeit lang hatte ich über vierzig Schüler auf einmal, von denen viele geläufig lesen lernten. Es sind mir später mehrere Sclaven aus Maryland begegnet, die einst zu meinen Schülern gehörten, und ihre Freiheit ohne Zweifel theilweise in Folge der Ideen erlangten, welche ich zuerst in ihnen erregte. Ich habe in meinem Leben schon manchen Beruf gehabt, aber auf keinen blicke ich mit solcher Befriedigung zurück, als auf jene Sonntagsschule. Zwischen mir und meinen verfolgten Schülern entstand eine tiefe und dauernde Zuneigung, welche mir die Trennung von ihnen überaus schmerzlich

machte, und wenn ich denke, daß die meisten dieser theuren Freunde noch jetzt das Joch der Knechtschaft tragen, so erfüllt mich bitterer Schmerz.

Noch außer der Schule widmete ich meinen Gefährten während des Winters wöchentlich drei Abende. Der Leser möge die Thatsache erwägen, daß sich in diesem christlichen Lande Männer und Frauen vor den eifrigsten Anhängern der Religion in Scheunen und Wäldern verbargen, um die Bibel lesen zu lernen, daß sie auf die Gefahr hin kamen, dafür vierzig Hiebe auf den bloßen Rücken zu erhalten, und daß ich diese Gefahr mit ihnen theilte. Die Grausamkeit ihrer Herren hatte ihren Geist unterdrückt und ihm jede Nahrung versagt; das Licht des Unterrichts war gänzlich ausgeschlossen gewesen, und der Ertrag ihrer harten Arbeit hatte dazu gedient, die Kinder ihrer Herren zu erziehen. Ich war glücklich, daß ich die Tyrannen überlisten und ihren Opfern eine Wohlthat erweisen konnte.

Das Jahr bei Herrn Freeland verfloß dem äußern Anschein nach überaus ruhig. Während der ganzen Zeit erhielt ich nicht einen einzigen Schlag, und ich muß Freeland zum Ruhm nachsagen, daß — so irreligiös wie er war — ich niemals einen bessern Herrn hatte, bis ich mein eigener Herr wurde, und, wie ich berechtigt war, selbst die Verantwortlichkeit für meine Existenz und die Ausübung meiner Fähigkeiten übernahm. Für das Glück oder vielmehr die Abwesenheit des Elends, worin ich jenes Jahr verlebte, bin ich großentheils der warmen Freundschaft meiner Gefährten verpflichtet. Alle miteinander waren sie männlich, edel und tapfer; ja, mit voller Ueberzeugung sage ich tapfer, und außerdem füge ich noch

hinzu, daß sie schön waren. Selten ist es das Schicksal der Sterblichen wahrere und treuere Freunde zu finden, als die Sclaven auf dieser Farm waren. Man pflegt oft die Sclaven des gegenseitigen Verraths zu beschuldigen, und sie für unfähig zu halten sich untereinander zu trauen; allein ich kann sagen, daß ich niemals Menschen mehr geliebt, geschätzt oder ihnen mehr vertraut habe. Sie waren alle treu wie Eisen, und Brüder hätten sich nicht herzlicher lieben können. Keiner suchte aus dem Andern Nutzen zu ziehen, wie es zuweilen unter Sclaven geschieht; keine Klatschereien und Angebereien fielen vor, und Keiner suchte sich je auf Kosten des Andern in ein günstiges Licht zu stellen. Niemals wurde irgend etwas von Wichtigkeit ohne gemeinschaftliche Berathung vorgenommen; fast immer waren wir einig und handelten zusammen. Oft wurden Gedanken und Gefühle zwischen uns ausgetauscht, welche Tyrannen und Unterdrücker brandstifterisch nennen würden, und vielleicht ist es selbst jetzt noch nicht an der Zeit, die vorübergehenden Gedanken und Eingebungen zu enthüllen, welche oft in dem Geist denkender Sclaven entstehen. Mehrere meiner Freunde befinden sich — wenn sie noch leben — noch gegenwärtig in der Knechtschaft, und die argwöhnische Bosheit der Sclaverei könnten sie selbst jetzt noch dafür bestrafen, daß sie einst meinen Worten lauschten.

Der Sclavenhalter, gleichviel ob gütig oder grausam, bleibt immer Sclavenhalter, der fortwährende Verletzer der unveräußerlichen Menschenrechte, und wetzt deshalb im Stillen in jeder Stunde selbst das Messer der Vergeltung für seinen eigenen Hals. Niemals spricht er ein Wort zum Lob der Gründer dieser Republik, oder der Anklage gegen irgend einen Versuch zur Unterdrückung

seiner selbst aus, ohne das Messer gegen sich herauszufordern, und seinen eigenen Sclaven das Recht zur Empörung zuzugestehen.

Das Jahr ist zu Ende und wir befinden uns in den Weihnachts-Feiertagen, welche in diesem Jahr wie im vorigen in der schon geschilderten Weise gefeiert werden.

Neunzehntes Kapitel.

Die Verschwörung zur Flucht.

Ich stehe jetzt im Anfang des Jahres 1836, eine Zeit, welche ernstes Nachdenken hervorzurufen geeignet ist. Der Geist ist geneigt sich in die Geheimnisse des Lebens in allen seinen Phasen, der idealen, der wirklichen und der gegenwärtigen zu vertiefen. Besonnene Menschen blicken auf die Irrthümer des verflossenen Jahres zurück, um sie im künftigen zu vermeiden. Auch ich war in solche Gedanken vertieft. Der Rückblick konnte mir wenig Freude gewähren, und die Aussicht in die Zukunft war nicht glänzend. „Ungeachtet aller Entschlüsse und Pläne, welche ich faßte, um meine Freiheit zu erlangen,“ dachte ich, „bin ich am ersten Tage des Jahres 1836 noch immer ein Sclave, noch immer in dem Abgrund geisttödtender Knechtschaft eingeschlossen. Meine körperlichen und geistigen Kräfte und Fähigkeiten gehören nicht mir, sondern einem andern Sterblichen, der mir in keiner Beziehung überlegen ist, ausgenommen, daß er die materielle Macht besitzt, mich zu zwingen, ihm zu gehören und zu gehorchen. Durch die vereinte materielle Gewalt der Gesellschaft bin ich sein Sclave — ein Sclave auf Lebenszeit!“ Derartige Gedanken peinigten und erregten mich unendlich, und meine Qual ging über alle Beschreibung.

Am Schluß des Jahres 1835 hatte Freeland, mein

gegenwärtiger Herr, mich von Thomas Auld für das Jahr 1836 gekauft. Sein Eifer, sich meiner Dienste zu versichern, hätte meiner Eitelkeit schmeicheln können, wenn ich überhaupt danach gestrebt hätte, den Ruf eines werthvollen Sclaven zu erlangen, und selbst so wie die Sachen standen, empfand ich einige Befriedigung zu sehen, daß er mich als Sclave eben so schätzte, wie ich ihn als Herrn. Ich wiederhole hier, daß Freeland viele vortreffliche Eigenschaften besaß, und daß ich ihn jedem Herrn vorzog, den ich jemals hatte.

Die Güte des Sclavenhalters vergoldet jedoch nur die Kette der Sclaverei, ohne ihr Gewicht und ihre Stärke zu verringern. Der Gedanken, daß die Menschen für etwas Besseres als die Sclaverei gemacht sind, wächst am üppigsten unter der freundlichen Behandlung eines guten Herrn. Die finstern Züge der Sclaverei können kein Lächeln heucheln, das den einigermaßen aufgeklärten Sclaven bis zum Vergessen seiner Knechtschaft oder des Werthes der Freiheit zu verblenden vermöchte.

Der erste Monat dieses Jahres war noch nicht verflossen, als ich ernstlich anfing, Pläne zur Erlangung jener Freiheit zu entwerfen, welche ich schon als Kind als das natürliche, angeborene Recht eines jeden Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft erkannt hatte. Covey's geisttödtende Herrschaft hatte dieses Sehnen nach Freiheit in mir gelähmt; während des Jahres 1835, das ich bei Freeland zubrachte, hatten die in der That lohnenden Obliegenheiten meiner Sonntagsschule es einigermaßen zurückgedrängt und unwirksam gemacht. Niemals war es jedoch ganz in mir erstorben; stets haßte ich die Sclaverei, und das Verlangen nach Freiheit bedurfte nur eines günstigen Lufthauchs, um es jeden Augenblick wieder

auf's Neue anzufachen. Der Gedanken, nur ein Geschöpf der Gegenwart und Vergangenheit zu sein, quälte und verfolgte mich; ich verlangte nach einer Zukunft, einer Zukunft und einer Hoffnung. Jene Beschränkung auf die Vergangenheit und Gegenwart ist dem Geist des Menschen unerträglich; sie ist der Seele, deren Leben endloser Fortschritt ist, ein giftiger Mehlthau, eine Hölle mit allen ihren Schrecken. Der Anbruch dieses Jahres erweckte mich aus meinem augenblicklichen Schlummer, und entzündete wieder mein lang gehegtes, geheimes Sehnen nach Freiheit. Ich schämte mich jetzt nicht allein in der Sclaverei zufrieden zu sein, sondern selbst es nur zu scheinen; ich verbannte jeden Gedanken der Aussöhnung mit meinem Schicksal, und dachte nur, wie der Knechtschaft entfliehen. Dieser unbezwingliche Wunsch nach Freiheit, durch meine gegenwärtigen günstigen Verhältnisse zur Reife gebracht, rief in mir den Entschluß hervor, nicht allein zu denken und zu sprechen, sondern auch zu handeln. Demnach gab ich mir selbst das feierliche Versprechen, daß ich das eben begonnene Jahr nicht verstreichen lassen wollte, ohne einen ernstlichen Versuch zur Erlangung meiner Freiheit zu machen. Dies Gelübde verpflichtete nur mich selbst zur Flucht, aber durch das Jahr, welches ich bei Freeland verlebt hatte, war meine Zuneigung zu meinen Gefährten eisenfest geworden. Die wärmste unbedingteste Freundschaft bestand zwischen uns, und ich fühlte mich verpflichtet, ihnen offen meine Pläne und Absichten zu enthüllen, um ihnen Gelegenheit zu geben, meinen Entschluß zu theilen. Die Freundschaft, welche ich für Henry und John Harris empfand, war so stark, wie ein Mensch sie nur für den andern zu fühlen fähig ist, denn ich hätte mit ihnen und für sie in den

Tod gehen können. Ich fing demgemäß damit an, ihnen meine Gefühle und Absichten mit der nöthigen Vorsicht mitzutheilen, und ihre Ansicht hinsichtlich eines Fluchtversuchs zu ergründen, vorausgesetzt, daß sich die Gelegenheit zu einem solchen darböte. Ich brauche wohl nicht hinzuzufügen, daß ich mein Mögliches that, um meinen theuren Freunden meine eigenen Ansichten und Empfindungen einzuflößen. Alles was ich jemals über die Menschenrechte gelesen, kam mir dabei zu statten; jenes für mich unschätzbare Buch, der „columbische Redner,“ mit seinen glänzenden Reden, seinen gewürzten Gesprächen gegen Unterdrückung und Sclaverei, welche alles erzählten was Menschen zur Erlangung des unschätzbaren Gutes, der Freiheit, gethan, gewagt und erduldet haben, waren noch frisch in meinem Gedächtniß und kamen mir im Lauf meiner Rede gleich wohlgeübten Soldaten zu Hülfe. Dies war in der That mein Anfang im öffentlichen Reden. Gegen Henry und John zergliederte ich das Wesen der Sclaverei und schleuderte gegen sie den Feuerbrand der ewigen Gerechtigkeit, welche sie in jedem Augenblick verletzt, und meine Gefährten waren weder unempfängliche noch gleichgültige Zuhörer. Sie stimmten mehr in den Gefühlen als in den Ansichten mit mir überein; jedoch waren sie Alle bereit zu handeln, sobald ihnen nur ein ausführbarer Plan vorgeschlagen würde. „Zeig' uns wie die Sache sich machen läßt,“ sagten sie, „und alles Uebrige ist klar!“

Sandy ausgenommen, waren wir Alle dem Betrug einer sclavenhaltenden Priesterschaft ganz unzugänglich. Vergeblich hatte man uns von der Kanzel zu St. Michael die Pflicht des Gehorsams gegen unsere Herren eingeprägt, uns gelehrt, Gott als den Urheber unserer Knecht-

schaft, und Davonlaufen als ein Vergehen gegen Gott und Menschen zu betrachten, unsere Knechtschaft als eine barmherzige und wohlthätige Einrichtung und unsern Zustand in diesem Lande als einen wahrhaft paradiesischen gegen den zu halten, aus welchem wir in Afrika gerissen worden waren, unsere harten Hände und unsere dunkle Farbe als Zeichen von Gottes Mißfallen anzusehen, durch welche wir für die Sclaverei gestempelt wären; vergeblich hatte man uns zu beweisen versucht, daß das Verhältniß des Herrn und Sclaven beiden zum Wohle gereiche, und unsere Arbeit unsern Herrn nicht ersprießlicher wäre, als uns ihre Fürsorge und ihr Denken für uns ersprießlich sei. Vergeblich hatte man uns diese einleuchtenden Lehren beständig eingeprägt; das natürliche Gefühl verlachte sie. Ich selbst war allen solchen Fesseln gänzlich entwachsen; ich reifte jetzt schnell zum Mann heran und die Prophezeihungen meiner Kindheit waren noch unerfüllt. Der Gedanken, daß Jahr auf Jahr verflossen war, ohne daß ich meinen Entschluß zu fliehen ausgeführt hatte, daß ich noch immer ein Sclave war, und zwar mit geringerer Aussicht, meine Freiheit zu erlangen, als früher, war eben nicht geeignet mich einzuschläfern, und in der That ließ er mir auch keine Ruhe mehr.

Jetzt entstand indessen eine neue Schwierigkeit. Ich konnte nicht lange solche brandstifterische Gedanken und Absichten hegen, wie die, welche mich jetzt bewegten, ohne Gefahr zu laufen, mich prüfenden und feindlichen Blicken zu verrathen. Oft fürchtete ich, daß mein dunkles Gesicht viel zu durchsichtig wäre, um meinen gewagten Vorsatz sicher zu verbergen. Inhaltschwere Pläne sind durch steinerne Wände gedrungen und haben ihre Urheber verrathen, und ich war keine steinerne Mauer, wenn es galt

meinen Entschluß zu verbergen. Gern hätte ich mein armes verrätherisches Gesicht für die unbeweglichen Züge des Indianers hergegeben, denn es erwies sich durchaus nicht stichhaltig gegen die forschenden Blicke, denen ich täglich begegnete.

Die Sclavenhalter werden durch ihren Vortheil veranlaßt, die menschliche Natur zu studiren, und viele verstehen mit überraschendem Scharfblick die Gedanken und Empfindungen der Sclaven zu errathen. Sie haben nicht mit Erde, Holz oder Steinen, sondern mit Menschen zu thun, und die Rücksicht für ihre eigene Sicherheit und ihr Gedeihen nöthigt sie, das Material kennen zu lernen, mit dem sie arbeiten. Die Intelligenz, welche den Sclavenhalter umgiebt, erfordert beständige Ueberwachung, und seine Sicherheit hängt von seiner Wachsamkeit ab. Im Bewußtsein des Unrechts und der Ungerechtigkeiten, welche er stündlich begeht, und wohl wissend, was er selbst thun würde, wenn er das Opfer solcher Mißhandlungen wäre, sucht er die ersten Anzeichen der gefürchteten Vergeltung zu erspähen. Er wacht daher mit scharfem, geübtem Auge, und versteht es, mit großem Scharfblick aus dem schwarzen Gesicht des Sclaven auf sein Inneres zu schließen. Ungewöhnliche Mäßigkeit, anscheinende Zerstreutheit, schlechte Laune, Gleichgültigkeit, kurz, das geringste Außergewöhnliche in dem Betragen des Sclaven giebt Anlaß zum Verdacht und zum Nachforschen. Oft ängstigen und foltern die Herren ihre Sclaven zum Geständniß, indem sie sich stellen, als hätten sie die Beweise ihrer Schuld. „Du hast den Teufel im Leibe,“ pflegen sie zu sagen, „und ich will ihn aus Dir herauspeitschen.“ Ich bin auf diese Weise oft auf einen bloßen Verdacht hin mißhandelt worden. Mitunter wird der Sclave auch

zum Geständniß von Vergehen gefoltert, welche er gar nicht begangen hat. Der Leser ersieht daraus, daß die gute alte Regel, welcher gemäß ein Mensch für unschuldig gehalten werden soll, bis seine Schuld erwiesen ist, auf der Sclavenpflanzung nicht gilt. Hier herrschen nur Mißtrauen und Argwohn, und durch Mißhandlungen sucht man hinter die Wahrheit zu kommen. Ich mußte demnach fortwährend auf meiner Hut sein um mich dem Feind nicht zu verrathen.

Trotz aller unserer Vorsicht und Zurückhaltung bin ich indessen keineswegs sicher, daß Herr Freeland nicht etwas argwöhnte. Seitdem wir den Plan zur Flucht gefaßt und besprochen hatten, schien er uns genauer zu überwachen. Menschen sehen sich selten selbst so, wie sie von Andern gesehen werden, und während wir selbst glaubten, daß unsere beabsichtigte Flucht ins tiefste Geheimniß gehüllt sei, mag Herr Freeland mit dem eigenthümlichen Scharfblick des Sclavenhalters wohl durchschaut haben, was unsere Ruhe störte.

Ich bin um so mehr geneigt zu glauben, daß er Argwohn gegen uns hegte, als ich, wenn ich zurückblicke, finde, daß wir trotz aller unserer Vorsicht viele dumme Streiche begingen, die sehr geeignet waren, Verdacht zu erwecken. Zuweilen waren wir überaus munter, sangen Hymnen und ergingen uns in Ausrufungen, die so freudig und triumphirend klangen, als ob wir das Land der Freiheit schon erreicht hätten. Ein aufmerksamer Beobachter hätte aus unserm wiederholten Singen:

„O Canaan, schönes Canaan,
Ich gehe in's Land Canaan"

wohl etwas mehr als die Hoffnung heraushören können, den Himmel zu erreichen. Wir hofften den Norden zu

erreichen, und er war unser Canaan. Ein anderer Lieblingsgesang von uns lautete:

„Ich hab' sie hören sagen,
Daß Löwen nah uns lagen;
Ich hoffe zu enteilen,
Nicht länger hier zu weilen.

Eil' zu Jesus, flieh' das Unheil!
Ich hoffe zu enteilen,
Nicht länger hier zu weilen."

Auch dieser hatte eine zweifache Bedeutung; in dem Munde Mancher drückte er die Erwartung einer baldigen Abberufung in eine andere Welt aus, in dem unsrigen hingegen die einer baldigen Flucht nach einem freien Staat und Erlösung von allen Uebeln und Qualen der Sclaverei.

Es war mir gelungen, für meinen in den Augen der Sclavenhalter nichtswürdigen Plan fünf junge Männer, die besten in der ganzen Umgegend zu gewinnen, von denen jeder auf dem einheimischen Markt wenigstens tausend Dollars eingebracht haben würde. In New-Orleans hingegen würde man sie mit fünfzehnhundert Dollars, ja noch höher bezahlt haben. Es waren Henry und John Harris, Sandy Jenkins, der Wurzelmann, Charles Roberts und Henry Bailey. Mit Ausnahme eines Einzigen war ich der jüngste in der Gesellschaft, doch war ich Allen an Erfahrung und Wissen überlegen. Dies verschaffte mir großen Einfluß über sie; vielleicht würde nicht einer unter ihnen, wenn er nur sich selbst überlassen gewesen wäre, jemals die Flucht für möglich gehalten haben. Keiner von ihnen handelte aus eigenem Antrieb; Alle wünschten frei zu sein, allein niemals hatten sie im Ernst an's Davonlaufen gedacht, bis ich sie dazu

aufgestachelt hatte. Alle waren sie für Sclaven leidlich wohl daran, und hegten eine unbestimmte Hoffnung einst von ihren Herren freigegeben zu werden. Wenn auf irgend Jemand die Schuld fällt, die Ruhe der Sclaven und Sclavenhalter in der Umgegend von St. Michael gestört zu haben, so bin ich es allein. Ich rühme mich, der Anstifter dieses großen Verbrechens zu sein und das Feuer geschürt zu haben, so lang es zu schüren war.

Bis zu der Zeit unseres beabsichtigten Auszugs aus unserm Egypten versammelten wir uns häufig bei Nacht und außerdem jeden Sonntag. Bei diesen Zusammenkünften besprachen wir den Gegenstand, theilten uns unsere Hoffnungen, Befürchtungen und die eingebildeten und wirklichen Schwierigkeiten mit, die sich uns in den Weg stellten und berechneten, gleich verständigen Leuten, die Kosten des Unternehmens, das wir beabsichtigten.

Diese Zusammenkünfte müssen im Kleinen den Versammlungen revolutionärer Verschwörer in ihren ersten Anfängen geglichen haben. Wir verschworen uns gegen unsere sogenannten rechtmäßigen Beherrscher, mit dem Unterschied, daß wir unser eigenes Wohl, nicht aber das Verderben unserer Feinde erstrebten. Wir wollten sie nicht stürzen, sondern ihnen nur entfliehen. Wir Alle waren Herrn Freeland zugethan und würden gern als freie Arbeiter bei ihm geblieben sein. Freiheit war unser einziges Ziel, und wir waren jetzt so weit gekommen, daß wir uns berechtigt glaubten, sie um jeden Preis zu erringen, koste es selbst das Leben Derjenigen, welche uns in der Knechtschaft hielten.

Wir hatten verschiedene Wörter, denen wir eine bestimmte Bedeutung beigelegt hatten, durch welche wir uns verständigten, die aber dem Uneingeweihten nichts ver-

rathen konnten, selbst wenn er sie deutlich gehört hätte. Der Leser wird errathen, weshalb ich diese Losungsworte nicht wiedergebe. Ich haßte die Heimlichkeit, allein da, wo die Sclaverei mächtig und die Freiheit schwach ist, hat diese nur zwischen dem Geheimniß und der Vernichtung zu wählen.

Unsere Aussichten waren keineswegs glänzend. Manchmal waren wir fast geneigt das Unternehmen aufzugeben und zu jenem Zustand verhältnißmäßiger Ruhe zurückzukehren, welche selbst ein Mensch am Fuße des Galgens empfinden mag, wenn alle Hoffnung auf Rettung geschwunden ist. Ruhige Knechtschaft schien erträglicher als die Ungewißheit, die Zweifel und Befürchtungen, welche uns jetzt quälten und beunruhigten.

Die menschlichen Schwächen im Allgemeinen spiegelten sich in unserm kleinen Kreis wieder. Zu Zeiten waren wir kühn, entschlossen und vertrauensvoll, und dann wieder zweifelhaft, ängstlich und schwankend, pfiffen wir gleich dem Knaben auf dem Kirchhof, um die Geister fern zu halten.

Wenn der Leser einen Blick auf die Landkarte wirft, so wird es ihm bei der geringen Entfernung zwischen dem östlichen Ufer von Maryland und Delaware und Pennsylvanien, lächerlich erscheinen, daß wir unsere beabsichtigte Flucht als ein so großes Wagstück betrachteten. Die wahre Entfernung war schon groß genug, aber unsere Unwissenheit machte sie in unserer Einbildung noch viel größer. Jeder Sclavenhalter sucht seinen Sclaven von der Unermeßlichkeit der Sclavenstaaten und seiner eigenen, fast schrankenlosen Macht zu überzeugen, und wir Alle hatten nur sehr dunkle und unbestimmte Vorstellungen von der Geographie des Landes.

Die Entfernung ist indessen nicht die hauptsächlichste Schwierigkeit. Je näher die Gränzen eines freien Staates, um so größer die Gefahr. Bezahlte Sclavenjäger machen diese Gränzen unsicher; außerdem wußten wir auch, daß wir nicht sicher waren, wenn wir auch einen freien Staat erreichten, und wenn eingefangen, sei es wo es wolle, wir wieder ausgeliefert werden würden. Diesseits des Oceans sahen wir keinen Ort, an dem wir frei und sicher waren. Canada, das wahre Canaan des amerikanischen Sclaven, hatten wir wohl erwähnen hören, aber nur als ein Land, nach welchem die wilde Gans und der Schwan am Ende des Winters ziehen, um der Hitze des Sommers zu entgehen, nicht aber als einen Wohnort von Menschen. Ich verstand etwas von der Theologie, aber nichts von der Geographie; ich wußte damals in der That weder, daß es einen Staat New-York noch einen Staat Massachusetts gäbe. Ich hatte von Pennsylvanien, Delaware, New-Jersey und allen südlichen Staaten gehört, allein über die freien Staaten war ich ganz im Dunklen. Die Stadt New-York war unsere nördliche Gränze, und der Gedanke, dorthin zu gehen und beständig der Gefahr ausgesetzt zu sein, eingefangen und ausgeliefert zu werden, mit der Gewißheit dann zehnfach schlimmer behandelt zu werden, als je zuvor, war keineswegs ermuthigend und konnte uns schon in unserm Entschluß schwankend machen. In unserer erregten Einbildung sahen wir an jedem Thor, durch welches wir mußten, einen Wächter, bei jeder Fähre einen Aufpasser, auf jeder Brücke eine Schildwache, in jedem Wald eine Schaar Sclavenjäger. Auf allen Seiten sahen wir uns eingeschlossen. Das Gute, welches wir suchten, und das Uebel das wir fliehen wollten, wurden zusammen in

die Wagschale geworfen und gegen einander abgewogen. Da grinste uns auf der einen Seite die Sclaverei entgegen, eine furchtbare Wirklichkeit, mit dem Blute von Millionen Menschen befleckt, grauenvoll anzusehen, um gierig den Ertrag unsrer Arbeit zu verschlingen und sich von unserm Fleisch zu mästen. Dies war das Uebel, dem wir entfliehen wollten. Auf der andern Seite stand weit weg, in nebliger Ferne, wo die Gestalten nur noch als Schatten erscheinen, unter dem flimmernden Schein des Nordsterns, hinter einem schroffen Hügel oder schneebedeckten Berg eine zweifelhafte Freiheit, halb erfroren, und winkte uns in ihr eisiges Gebiet. Dies war das Gut, das wir erringen wollten. Die Verschiedenheit war so groß, als die zwischen Gewißheit und Ungewißheit. Dies allein war hinreichend, uns schwankend zu machen, doch wenn wir an den unwegsamen Pfad und die vielen möglichen Schwierigkeiten dachten, sank uns ganz der Muth, und zuweilen standen wir, wie gesagt, auf dem Punkt, den Kampf ganz aufzugeben.

Der Leser kann sich nur eine schwache Vorstellung von allen den Phantomen machen, welche unter solchen Verhältnissen die Phantasie des ungebildeten Sclaven erfüllen. Auf jeder Seite sahen wir einen grauenvollen Tod uns in jeder möglichen gräßlichen Gestalt auflauern. Bald war es der Hunger, welcher uns in einem fremden, unwirthbaren Lande zwang, unser eigenes Fleisch zu verzehren; bald hatten wir mit den Wogen zu kämpfen (unser Weg ging theilweise über Wasser) und ertranken dabei; dann wurden wir mit Hunden gehetzt, eingeholt und in Stücke zerrissen. Wir wurden von Scorpionen gestochen, von wilden Thieren angefallen, von Schlangen gebissen, und schlimmer als Alles — nachdem wir durch

Flüsse geschwommen, wilde Thiere abgewehrt, in den Wäldern geschlafen, Hunger, Kälte, Hitze und Blöße gelitten, sahen wir uns von Sclavenjägern eingeholt, welche im Namen des Gesetzes für ihre dreimal verfluchte Belohnung vielleicht auf uns schossen, Einige tödteten, Andere verwundeten und Alle einfingen. Dies dunkele, von Unwissenheit und Furcht hervorgerufene Bild erschütterte oft unsern Entschluß nicht wenig und machte uns oft geneigt, lieber das gegenwärtige Uebel zu ertragen, als zu einem andern zu fliehen, das wir noch nicht kannten. Es mag dem Leser vorkommen, als wenn ich übertriebe; dies ist indessen keineswegs der Fall. Niemand kann sich eine Vorstellung von der Beklemmung des Sclaven machen, wenn er mit dem Plan zur Flucht umgeht; Alles was er besitzt und selbst das was er nicht besitzt steht auf dem Spiel. Das Leben, welches er besitzt, kann er verlieren und vielleicht nicht die Freiheit erringen, die er sucht.

Patrick Henry konnte zu dem Senat, welcher, von der Macht seiner hinreißenden Beredtsamkeit ergriffen, bereit war, seinem höchsten, kühnsten Schwung zu folgen, sagen: „gebt mir Freiheit oder gebt mir den Tod“, und diese Sprache war selbst für einen freien Mann großartig, aber wie viel größer ist es nicht, wenn Menschen, welche nur die Peitsche und Kette gewohnt sind, Menschen, deren Empfänglichkeit durch die Knechtschaft mehr oder weniger abgestumpft sein muß, dasselbe Gefühl durch die That beweisen. Die Freiheit, welche wir erstrebten, war mindestens zweifelhaft, und ein langsamer Tod in den Reis- und Baumwollenfeldern im Fall des Mißlingens gewiß. Menschen von gesundem Sinn pflegen das Leben nicht gering zu achten; es ist dem Bettler und dem Fürsten,

dem Sclaven und seinem Herrn gleich kostbar, dennoch war, glaube ich, nicht Einer unter uns, der sich nicht lieber hätte niederschießen lassen, als sein Leben in hoffnungsloser Knechtschaft zuzubringen.

Während wir mit unseren Vorbereitungen beschäftigt waren, wurde Sandy, der Wurzelmann, unruhig; er hatte Träume, welche in Wahrheit oft sehr niederschlagend waren. Einer derselben, den er an einem Freitag hatte, schien ihm sehr bedeutungsvoll, und ich gestehe, daß auch ich mich dadurch etwas entmuthigt fühlte. „Ich träumte diese Nacht," sagte er, „daß ich durch seltsame Töne, gleich den Stimmen gereizter Vögel, aus dem Schlaf erweckt wurde, die mein Ohr trafen wie der über die Gipfel der Bäume herannahende Sturm. Als ich darnach aufsah, erblickte ich Dich, Frederick, in den Klauen eines ungeheuern Vogels, von einer Schaar anderer Vögel jeder Farbe und Größe umgeben. Alle hackten nach Dir, und Du suchtest Deine Augen mit den Händen zu schützen. Die Vögel flogen in südwestlicher Richtung über mir hin, und ich verfolgte sie, bis sie mir aus dem Gesicht waren. Alles dies sah ich so deutlich, als ich Dich jetzt vor mir sehe; achte auf den Freitagstraum! Das bedeutet Etwas, so sicher als Du lebst! Das hat Etwas zu bedeuten!"

Ich gestehe, daß dieser Traum mir keineswegs gefiel, jedoch schüttelte ich die Besorgniß darüber ab, indem ich ihn der Aufregung und Unruhe zuschrieb, welche unser Plan zur Flucht in uns Allen hervorgerufen hatte. Trotzdem konnte ich seine Wirkung nicht sogleich los werden, ich fühlte, daß er nichts Gutes verkündigte. Sandy sprach ungewöhnlich nachdrücklich und orakelmäßig und

erhöhte dadurch den Eindruck, welchen sein Traum auf mich machte.

Der Plan, welchen ich empfohlen hatte und dem meine Gefährten beistimmten, bestand darin, ein großes, Herrn Hamilton gehöriges, Canoe zu nehmen, es am Sonnabend Abend vor den Osterfeiertagen in die Chesapeake-Bay zu ziehen und mit aller Kraft deren oberem Ende zuzurudern. Wenn wir diesen Punkt erreicht hatten, wollten wir unser Canoe treiben lassen und dem Nordstern folgen, bis wir einen freien Staat erreichten.

Es ließen sich manche Einwendungen gegen diesen Plan machen. Die gefährlichen Stürme auf der Bay waren eine derselben. Bei unruhigem Wetter ist das Wasser sehr bewegt, und wir liefen Gefahr, in unserem Canoe von den Wogen verschlungen zu werden. Eine andere Einwendung bestand darin, daß man das Canoe bald vermissen, sogleich Verdacht gegen die Abwesenden fassen und uns in einem der schnellsegelnden Bayfahrzeuge von St. Michael verfolgen würde. Ferner, wenn wir das Ende der Bay erreichten und das Canoe treiben ließen, konnte es auf unsere Spur führen und die Sclavenjäger auf uns hetzen.

Diese und ähnliche Einwendungen wurden durch die noch größeren überwunden, welche sich gegen jeden andern Plan erhoben. Auf dem Wasser hatten wir die Möglichkeit für uns, für Fischer im Dienste eines Herrn gehalten zu werden; auf dem Landweg durch die an Delaware grenzenden Counties hingegen waren wir allen möglichen Schwierigkeiten und widerwärtigen Fragen ausgesetzt, die ernstliche Unannehmlichkeiten nach sich ziehen konnten. Jeder Weiße ist berechtigt, einen Neger auf der Landstraße anzuhalten, ihn zu befragen und wenn

es ihm beliebt, zu verhaften. Diese Einrichtung veranlaßt viele Mißbräuche, welche selbst die Sclavenhalter für solche erklären. Es haben sich Fälle ereignet, daß Freie von einer Bande Taugenichtsen aufgefordert wurden, ihren Freiheitsschein zu zeigen, daß die Schufte dieselben zerrissen, ihr Opfer ergriffen und in ewige Knechtschaft verkauften.

Acht Tage vor unserm beabsichtigten Aufbruch schrieb ich jedem meiner Gefährten einen Paß, durch den ihnen Erlaubniß ertheilt wurde, die Osterfeiertage in Baltimore zuzubringen. Er lautete wie folgt:

„Der Unterzeichnete bescheinigt hiermit, daß er seinem Diener John Erlaubniß gegeben hat, nach Baltimore zu gehen und dort die Osterfeiertage zuzubringen.

W. H.

Bei St. Michael, Talbot County, Maryland.“

Obgleich wir nicht nach Baltimore gingen, sondern beabsichtigten, östlich von North Point in der Gegend zu landen, nach welcher ich die Dampfschiffe von Philadelphia hatte gehen sehen, konnten diese Pässe uns doch auf dem unteren Theil der Bay, während wir auf Baltimore zusteuerten, von Nutzen sein. Wir wollten sie jedoch nur vorzeigen, falls alle andern Antworten die Fragenden nicht befriedigen sollten. Wir Alle wußten vollkommen, wie viel an unserer Ruhe und Selbstbeherrschung lag, wenn wir etwa angehalten werden sollten, und oft überhörten wir uns gegenseitig, um für die Stunde der Gefahr gefaßt zu sein.

Es waren lange und langweilige Tage und Nächte für uns; die Ungewißheit war überaus qualvoll. Es erfordert starke Nerven, Wahrscheinlichkeiten zu erwägen, von deren Ausgang Leben und Freiheit abhängen. Ich

sehnte mich, thätig zu sein und war froh, als endlich der Tag anbrach, an dessen Schluß wir aufbrechen wollten. Von Schlaf konnte in der vorhergehenden Nacht nicht die Rede sein. Wahrscheinlich war ich erregter, als irgend einer meiner Gefährten, weil ich der Urheber des Planes war. Die Verantwortlichkeit des ganzen Unternehmens lag auf mir; der Ruhm des Erfolgs wie die Schande des Mißlingens konnte mir nicht gleichgültig sein. Lebensmittel waren vorräthig, unsere Kleider gepackt; wir Alle waren zum Fortgehen bereit und erwarteten mit Ungeduld den Sonnabend Morgen, welchen wir als den letzten unserer Knechtschaft betrachteten.

Ich vermag nicht den Sturm und Tumult zu schildern, welche an jenem Morgen in meinem Innern tobten. In den Sclavenstaaten wird der eingefangene Flüchtling nicht nur grausamen Mißhandlungen unterworfen und nach dem fernen Süden verkauft, sondern er wird außerdem auch von den übrigen Sclaven verabscheut. Man beschuldigt ihn, ihre Lage noch verschlimmert zu haben, indem er den Argwohn des Herrn erregte und dadurch strengere Ueberwachung und Beschränkung ihrer Vorrechte veranlaßte. Ich befürchtete Anschuldigungen von dieser Seite. Wenn Sclaven entkommen, glaubt der Sclavenhalter immer, daß einer ihrer Gefährten ihnen beigestanden haben müsse, und sobald ein Sclave fehlt, haben alle übrigen ein strenges Verhör wegen ihrer Mitwissenschaft zu bestehen, ja sie werden mitunter sogar mißhandelt, um sie zum Geständniß derselben zu zwingen.

Unsere Beklemmung stieg, je näher die Zeit unseres beabsichtigten Aufbruchs nach dem Norden heranrückte. Wir Alle fühlten, daß es sich um Leben und Tod handelte, und waren entschlossen, im Nothfall sowohl zu

kämpfen als zu fliehen. Der entscheidende Augenblick war indessen noch nicht gekommen, und es war leichter, Entschlüsse zu fassen, als sie auszuführen. Ich fürchtete, daß Einige noch im letzten Augenblick zurücktreten möchten, es schien natürlich, daß es so wäre, und während der noch übrigen Zeit versäumte ich deshalb keine Gelegenheit, Schwierigkeiten fort zu erklären, Zweifel zu beseitigen, Befürchtungen zu zerstreuen und Allen Festigkeit einzuflößen. Es war zu spät, rückwärts zu blicken, und jetzt war es Zeit, vorwärts zu gehen. Wie die meisten Menschen hatten wir unser Unternehmen lange und ausführlich besprochen, und jetzt galt es zu zeigen, daß es uns Ernst war, unsere Reden durch die That zu beweisen. Ich vergaß nicht, mich an den Stolz meiner Gefährten zu wenden und ihnen zu sagen, daß, nachdem sie so feierlich versprochen hatten zu fliehen, sie den Versuch jetzt nicht mehr unterlassen könnten, ohne die Schande der Feigheit auf sich zu laden, und daß sie sich ebensowohl niedersetzen, die Arme über einander schlagen und sich selbst als nur zu Sclaven tauglich bekennen könnten. Diese Schmach wollte Keiner auf sich nehmen; Jeder, Sandy ausgenommen, der zu unserm großen Bedauern zurücktrat, blieb fest, und bei unserer letzten Zusammenkunft gelobten wir uns aufs Neue feierlich, zu der festgesetzten Zeit unter allen Umständen die lange Reise nach einem freien Land anzutreten. Diese Zusammenkunft fand in der Mitte der Woche statt, an deren Schluß wir aufbrechen wollten.

Früh an jenem Morgen gingen wir wie gewöhnlich ins Feld. Allen schlug das Herz ungestüm und beklommen und Jeder, der uns genauer kannte, hätte uns ansehen können, daß irgend etwas in uns vorging und die

Wucht eines beklemmenden Gedankens auf uns lag. Unsere Arbeit an jenem Morgen, dieselbe wie an mehreren vorhergehenden Tagen, bestand in Auffahren und Vertheilen des Düngers. Während ich auf diese Weise beschäftigt war, hatte ich ein plötzliches Vorgefühl, gleich dem Blitzstrahl in einer finstern Nacht, welcher dem einsamen Wanderer den Abgrund vor sich und den Feind in seinem Rücken enthüllt. Augenblicklich wendete ich mich zu Sandy Jenkins, der sich in der Nähe befand, und sagte: „Sandy, wir sind verrathen; ein Etwas hat es mir eben gesagt.“ Ich war dessen so gewiß, als wenn die Häscher schon sichtbar gewesen wären. Sandy erwiederte: „Das ist seltsam, mir ist gerade ebenso!“ Wenn meine Mutter, die damals schon lange im Grabe lag, mir erschienen wäre und mir gesagt hätte, daß wir verrathen seien, ich hätte in jenem Augenblick meiner Sache nicht sicherer sein können.

Einige Augenblicke darauf riefen uns die langen, leisen, fernen Töne des Horns vom Feld zum Frühstück. Mir war, wie es einem Menschen sein mag, der für ein großes Verbrechen zum Richtplatz geführt wird. Ich verlangte nach keinem Frühstück, doch ging ich mit den andern Sclaven des Scheins wegen nach Hause. Meine Ueberzeugung von unserm Recht zur Flucht stand so fest als zuvor; in diesem Punkt war ich unerschütterlich. Meine Beklemmung rührte nur von dem Bewußtsein der Folgen des Mißlingens her.

Eine halbe Stunde nach jenem lebhaften Vorgefühl erfolgte der entscheidende Schlag. Als ich das Haus erreicht hatte und einen Blick auf das Einfahrtsthor warf, war das Aergste mir auf einmal klar. Dieses Thor war fast eine halbe Meile vom Hause entfernt und von dem

dichten Gehölz beschattet, welches die Landstraße einfaßte; trotzdem konnte ich vier Weiße und zwei Farbige unterscheiden, die sich näherten. Die Weißen waren zu Pferde, die Farbigen gingen zu Fuß hinterdrein und schienen gebunden. „Alles ist vorbei", dachte ich, „wir sind sicher verrathen!" Ich sammelte mich jetzt und erwartete verhältnißmäßig gefaßt den Ausgang. Ich beobachtete den unheilverkündenden Trupp bis ich ihn hereinkommen sah. Eine glückliche Flucht war unmöglich und ich beschloß, Stand zu halten und dem Unheil zu begegnen, sei es wie es wolle, denn ich hegte jetzt eine schwache Hoffnung, daß die Dinge eine andere Wendung nehmen könnten, als ich zuerst befürchtete. Nach wenig Augenblicken kam Herr William Hamilton, augenscheinlich äußerst erregt, rasch hereingesprengt. Er pflegte gewöhnlich sehr langsam zu reiten und sein Pferd nur selten galoppiren zu lassen; diesmal war es in vollem Lauf und ließ dichte Staubwolken hinter sich zurück. Herr Hamilton, obgleich einer der entschlossensten Männer in der Umgegend, hatte eine überaus sanfte und milde Sprachweise, und selbst in der größten Aufregung sprach er ruhig und vorsichtig. Er kam an die Thür und fragte mich, ob Herr Freeland zu Hause wäre; ich antwortete, daß er in der Scheune sei, und mit ungewöhnlicher Eile sprengte der alte Herr davon und nach der Scheune. Mary, die Köchin, begriff nicht, was vorging, und ich machte keinen Versuch, sie aufzuklären. Ich wußte, daß sie eine der Ersten gewesen wäre, mich zu verwünschen, weil ich Störungen in die Familie brachte; deshalb schwieg ich und überließ es den Dingen selbst, sich ohne meine Hülfe zu entwickeln. Nach wenig Augenblicken kamen Hamilton und Freeland von der Scheune auf das Haus zu, und gerade als sie in

den Vorderhof eintraten, sprengten drei Männer zu Pferde (wie sich nachher zeigte, Constabler) wie auf ein gegebenes Zeichen herein. Nach ein paar Secunden waren sie in dem Vorderhof, wo sie eilig abstiegen und ihre Pferde anbanden. Nachdem dies geschehen war, traten sie zu Freeland und Hamilton, die nicht weit von der Küche standen. Einige Augenblicke verstrichen, während deren sie sich zu berathen schienen, und darauf kamen Alle auf die Küchenthüre zu. Außer mir und John Harris war jetzt Niemand in der Küche; Henry und Sandy waren noch in der Scheune. Freeland trat in die Küche, rief mich mit bewegter Stimme und befahl mir, hinauszugehen, weil einige Herren da wären, die mich sehen wollten. Ich ging auf sie zu und fragte, was sie wünschten, als die Constabler mich packten und mir sagten, daß Widerstand umsonst sei, daß ich in einen bösen Handel verwickelt wäre oder darin verwickelt sein sollte, und daß sie mich nur nach St. Michael zu meinem Herrn führen würden, wo die Sache untersucht werden sollte. Sie fügten hinzu, daß ich freigesprochen werden würde, wenn die Aussage gegen mich sich grundlos erwiese. Ich war jetzt fest gebunden und gänzlich in der Gewalt der Häscher. Widerstand war unmöglich; sie waren fünf an der Zahl und bis an die Zähne bewaffnet. Als sie sich meiner versichert hatten, machten sie sich an John Harris und banden ihn in wenig Augenblicken so fest, als sie mich schon gebunden hatten. Darauf wendeten sie sich gegen Henry Harris, der inzwischen aus der Scheune zurückgekommen war. „Kreuz' die Hände!“ sagten die Constabler zu Henry. „Ich will nicht,“ erwiederte Henry mit fester, klarer Stimme und mit so viel Entschiedenheit, daß Alle einen Augenblick innehielten.

„Willst Du die Hände nicht kreuzen?“ fragte Tom Graham, einer der Constabler. „Nein, ich will nicht!“ rief Henry mit erhöhtem Nachdruck. Hamilton, Freeland und die Constabler umringten jetzt Henry; zwei derselben zogen ihre Pistolen und schwuren, daß sie ihn bei Gott niederschießen würden, wenn er nicht die Hände kreuze. Jeder dieser bezahlten Schufte spannte jetzt den Hahn, und mit dem Finger darauf richteten sie die tödtliche Waffe auf die Brust des unbewaffneten Sclaven, und wiederholten, „daß sie den verdammten Nigger niederschießen würden, wenn er nicht die Hände kreuzen wolle.“

„Schießt! erschießt mich!“ rief Henry, „Ihr könnt mich nur einmal tödten. Schießt, schießt und seid verdammt! Ich will mich nicht binden lassen!“ Sein Ton war dabei so kühn und herausfordernd als die Worte selbst, und in demselben Augenblick ergriff er mit einer raschen Bewegung die Pistolen und schlug sie aus den schwachen Händen seiner Mörder, daß sie nach allen Richtungen flogen. Jetzt folgte ein Kampf; Alle stürzten sich auf den tapferen Henry, und nachdem sie eine Weile auf ihn losgeschlagen hatten, gelang es ihnen, ihn zu überwältigen und zu binden. Henry beschämte mich; er kämpfte, und kämpfte tapfer; John und ich hatten keinen Widerstand geleistet. Im Grunde sehe ich nicht ein, wozu der Kampf nützt, sobald man keine Aussicht hat, ihn siegreich zu bestehen; trotzdem konnte man Henry's tapfern Widerstand als eine glückliche Fügung betrachten. Einen Augenblick zuvor sagte nämlich Hamilton ganz mild — und dies gab mir unzweifelhaften Aufschluß über die Ursache unserer Verhaftung — „Sollten wir jetzt nicht nach jenen Pässen suchen, welche Frederick, wie ich höre, für sich und die Uebrigen geschrieben hat?“ Hätte

man diese Pässe gefunden, so würden sie den klarsten Beweis gegen uns geliefert und alle Angaben des Verräthers bestätigt haben. Dank Henry's Widerstand zog die durch das Handgemenge verursachte Aufregung alle Aufmerksamkeit auf sich, und es glückte mir, meinen Paß unbemerkt ins Feuer zu werfen. Die Verwirrung, welche der Kampf hervorgerufen, und vielleicht die Befürchtung fernerer Störungen ließ unsere Häscher einstweilen von dem Suchen „nach jenen Pässen, die Frederick für sich und seine Gefährten geschrieben haben sollte", abstehen. Wir waren demnach noch nicht der Absicht zu entfliehen überführt, und es war augenscheinlich, daß Alle noch einen Zweifel hegten, ob wir eines solchen Planes wirklich schuldig waren.

Als wir eben Alle gebunden und im Begriff waren, den Weg nach St. Michael und von dort ins Gefängniß anzutreten, trat Madame Betsey Freeland, William's Mutter, welche in ihrer südlichen Art sehr an Henry und John hing, die in ihrem Hause aufgewachsen waren, an die Küchenthüre, beide Hände voll Weißbrod — wir hatten an jenem Morgen keine Zeit zum Frühstück gefunden — welches sie zwischen Henry und John vertheilte. Nachdem dies geschehen war, richtete die Dame die folgende Abschiedsanrede an mich, indem sie mich ansah und ihre knöchernen Finger gegen mich ausstreckte: „Du Teufel! Du gelber Teufel! Du hast Henry und John zum Davonlaufen verleitet. Ohne Dich, Du langbeiniger gelber Teufel, hätten Henry und John niemals daran gedacht, davonzulaufen." Ich warf ihr einen Blick zu, der ihr einen Schrei des Zorns und Schreckens entriß; sie schlug die Küchenthür zu, ging hinein und ließ mich

und die Uebrigen in Händen, so rauh wie ihre eigene zerbrochene Stimme, zurück.

Wäre der Leser an jenem Morgen etwa die Landstraße nach Easton entlang geritten, so wäre er eines schmerzlichen Anblicks theilhaftig geworden. Er hätte fünf junge Männer, deren ganzes Verbrechen darin bestand, die Freiheit der Knechtschaft vorzuziehen, auf der Landstraße, fest aneinander gebunden, barfuß und in bloßem Kopf, durch Staub und Hitze, an drei starke Pferde befestigt, deren Reiter bis an die Zähne mit Pistolen und Dolchen bewaffnet waren, gleich Verbrechern auf ihrem Weg ins Gefängniß einherziehen sehen können, verfolgt und beleidigt von Schaaren müßigen, gemeinen Volkes, das ihr Mißlingen zum Gegenstand seiner rohen, herzlosen Scherze machte. Als ich einen Blick auf dies verworfene Gesindel warf und mich und meine Freunde dergestalt von ihnen angefeindet und verfolgt sah, konnte ich mich nicht enthalten, darin die Erfüllung von Sandy's Traum zu erblicken. Ich befand mich in der Gewalt moralischer Geier, die mich fest in ihren Klauen hielten, und wurde unter dem Gespött anderer Vögel desselben Gefieders, deren in jedem Ort, durch den unser Weg ging, neue hinzukamen, in südwestlicher Richtung nach Easton geschleppt. Es schien mir (und dies zeigt das gute Einvernehmen zwischen den Sclavenhaltern und ihren Verbündeten), als wenn Jeder, dem wir begegneten, schon die Ursache unserer Verhaftung wüßte, und daß Alle herbeigeströmt waren und unser Vorbeikommen erwartet hatten, um ihre Augen an unserm Elend zu weiden und sich unseres Unglücks zu freuen. Einige sagten, daß ich gehängt, Andere, daß ich verbrannt werden müßte, noch Andere, daß man mir „das Fell“

vom Rücken ziehen sollte, während nicht Einer mir ein freundliches Wort oder einen mitfühlenden Blick schenkte, die armen Sclaven ausgenommen, welche ihre schweren Spaten erhoben und vorsichtig zwischen den Plankenzäunen, hinter denen sie arbeiteten, hindurch nach uns hinsahen. Unsere Leiden an jenem Morgen kann man sich leichter denken, als sie sich beschreiben lassen. Alle unsere Hoffnungen waren mit einem Schlag vernichtet. Diese furchtbare Ungerechtigkeit, dieser Sieg des Verbrechens und diese Hülflosigkeit der Unschuld riefen in mir die Frage hervor: „Wo ist jetzt jener Gott der Gerechtigkeit und des Erbarmens, und warum haben diese Nichtswürdigen die Macht, unsere Rechte mit Füßen zu treten und unser Gefühl auf diese Weise zu verletzen?“ Doch in demselben Augenblick durchdrang mich auch der tröstliche Gedanke: „der Tag des Unterdrückers wird auch endlich anbrechen!“ Inmitten aller Leiden erfreute es mich, daß nicht einer meiner theuern Freunde, welche ich in dieses Unglück gestürzt hatte, mir durch Worte oder Blicke den leisesten Vorwurf machte. Wir waren eine Verbindung von Brüdern und einander nie theurer gewesen als jetzt. Den größten Schmerz verursachte uns der Gedanke der bevorstehenden Trennung, falls wir, wie es sehr wahrscheinlich war, nach dem fernen Süden verkauft wurden. Während die Constabler vorwärts blickten, konnten Henry und ich, da wir einer an den andern gebunden waren, gelegentlich ein paar Worte mit einander wechseln, ohne von den Häschern beobachtet zu werden. „Was soll ich mit meinem Paß machen?“ fragte Henry. „Verzehre ihn mit Deinem Brod,“ antwortete ich, „es würde nichts helfen, ihn zu zerreißen.“ Wir waren jetzt in der Nähe von St. Michael. Die Anweisung hinsichtlich der Pässe

ging von Einem zum Andern und wurde ausgeführt. „Habt nichts!“ sagte ich und „habt nichts“ ging es im Kreise herum, und sogleich wurde Folge geleistet. Unser Vertrauen in einander war unerschüttert, und wir waren nach dem Unheil, welches uns betroffen hatte, noch eben so entschlossen, miteinander zu stehen und zu fallen, als zuvor.

Als wir St. Michael erreichten, hatten wir in dem Laden meines Herrn eine Art Verhör zu bestehen, aus dem es mir klar wurde, daß Thomas die Wahrheit der Aussage bezweifelte, auf welche hin man uns verhaftet hatte, und daß die Bestimmtheit, mit der er unsere Schuld behauptete, nur eine gemachte war. Keiner von uns hatte das Mindeste gesprochen, was unserer Sache hätte schaden können, und es blieb demnach noch Hoffnung, daß man uns würde nach Hause zurückkehren lassen, wenn auch zu keinem andern Zweck, als um den Schuldigen auszufinden, der uns verrathen hatte.

Wir leugneten demnach Alle, daß wir die Absicht gehabt hätten, zu entfliehen. Thomas Auld sagte, daß der Beweis unserer beabsichtigten Flucht hinreichend wäre, um uns, als wenn es sich um einen Mord handelte, an den Galgen zu bringen. „Aber,“ sagte ich, „der Fall ist nicht derselbe. Wenn ein Mord verübt worden ist, so muß irgend Jemand ihn begangen haben, die That ist geschehen! In unserm Fall ist nichts geschehen; wir sind nicht davongelaufen. Wo ist der Beweis gegen uns? Wir waren ruhig an unserer Arbeit.“ Ich sprach in dieser Weise mit ungewöhnlicher Freiheit, um den Beweis gegen uns ans Tageslicht zu bringen, denn vor allen Dingen wollten wir wissen, wer der Nichtswürdige war, welcher uns verrathen hatte, um einen wirklichen

Gegenstand unserer Verwünschungen zu haben. Aus einigen Andeutungen ergab sich im Laufe des Gesprächs, daß nur ein Zeuge gegen uns sei, und daß dieser uns nicht gegenüber gestellt werden könne. Thomas wollte uns nicht sagen, wer ihn von unserm Vorhaben unterrichtet hatte, aber wir Alle hegten unsern Argwohn, und hegten ihn nur gegen einen Menschen. Verschiedene Umstände schienen Sandy als den Verräther zu bezeichnen. Seine vollständige Kenntniß unseres Planes, seine Theilnahme daran, sein späteres Zurücktreten, sein Traum und sein gleichzeitiges Vorgefühl, daß wir verrathen wären, unsere Verhaftung ferner, während er frei blieb, Alles dies war sehr geeignet, den Verdacht auf ihn zu lenken, und dennoch konnten wir keinen Verdacht gegen ihn fassen. Wir Alle liebten ihn zu sehr, um es nur für möglich zu halten, daß er uns verrathen haben könnte, und legten die Schuld demnach einem Andern zur Last.

Wir wurden an jenem Morgen im buchstäblichen Sinn fünfzehn Meilen weit von den Pferden fortgeschleppt und dann in Easton ins Gefängniß gesperrt. Wir waren froh, das Ziel unserer Reise zu erreichen, denn während des ganzen Weges hatte es Kränkungen und Beleidigungen auf uns geregnet. So groß ist die Macht der öffentlichen Meinung, daß selbst das Bewußtsein der Unschuld sich kaum als stichhaltiger Trost gegen ihren Fluch erweist. Wie konnten wir noch an unser Recht glauben, wenn Alles um uns herum uns für Verbrecher erklärte und die Macht und den Willen hatte, uns als solche zu behandeln.

Im Gefängniß wurden wir unter die Obhut von Joseph Graham, dem Sheriff der County, gestellt. Henry, John und ich wurden in ein Zimmer gesperrt,

Henry Baily und John Roberts in ein anderes. Diese Trennung sollte Störungen im Gefängniß verhüten und uns verhindern, uns miteinander zu verständigen. Sobald wir eingeschlossen waren, überfiel uns eine andere Art von Peinigern. Ein Schwarm von Teufeln in menschlicher Gestalt, die Sclavenhändler, die Abgesandten und Agenten der Sclavenhändler, welche in jeder Landstadt des Staates zusammenströmen und auf die Gelegenheit, Menschenfleisch zu kaufen, so gierig lauern, wie der Buppard auf Aas, kamen herbei, um sich zu erkundigen, ob unsere Herren uns ins Gefängniß gesetzt hätten, um uns zu verkaufen. Niemals zuvor sah ich eine so niederträchtige, verworfene Bande und hoffe, sie nie wieder zu sehen. Es war mir, als wenn ein Schwarm Teufel, frisch aus der Verdammniß, mich umringte. Sie lachten, grinsten und höhnten, indem sie sagten: „Ah, Jungen, da haben wir Euch also! Ihr wolltet also davonlaufen? Wohin wolltet Ihr denn gehen?“ Nachdem sie uns gezerrt und gehöhnt hatten, so lange es ihnen gefiel, untersuchte uns Einer nach dem Andern, um unseren Werth zu bestimmen. Sie fühlten unsere Arme und Beine, schüttelten uns an den Schultern um zu sehen, ob wir gesund und kräftig wären, und fragten frech, „ob wir sie nicht zu Herren haben möchten?“ Auf dergleichen Fragen blieben wir zu ihrem Verdruß stumm, da wir sie keiner Antwort werth hielten. Ich haßte und verabscheute diese branntweinbefleckten Mäkler in Menschenfleisch über alle Beschreibung, und ich glaube, daß sie mich nicht weniger haßten. Einer dieser Kerle sagte mir, „wenn er mich nur hätte, würde er mir den Teufel schon bald ausschneiden.“

Diese Negerkäufer sind der vornehmen christlichen

südlichen Gesellschaft höchst anstößig. Sie werden als eine nothwendige, aber verabscheuenswerthe Classe von Menschen betrachtet. Natur wie Beschäftigung haben aus ihnen im Allgemeinen verhärtete Bösewichte gemacht. Ihr Ohr ist mit dem durchdringenden Schrei mißhandelter, getretener Menschheit vertraut, ihr Auge an den Anblick menschlichen Elends gewöhnt. Sie verfolgen ihren Pfad inmitten entweihter Zuneigungen, beleidigter Tugend und zertrümmerter Hoffnungen. Sie sind mit Blut und Laster vertraut; sie kokettiren mit den scheußlichsten Illustrationen ihres seelenverdammenden, erdbefleckenden Gewerbes und sind eine moralische Pest. Ja, sie sind die rechtmäßige Frucht der Sclaverei, und es hält schwer zu entscheiden, wer größer in der Verworfenheit ist, sie oder die Sclavenhalter, welche eine solche Menschenclasse möglich machen. Sie sind nur die Wiederverkäufer des überflüssigen Sclavenertrags von Maryland und Virginien, rohe, grausame und prahlerische Raufbolde, welche Lästerung und Blut athmen.

Abgesehen von diesen Sclavenkäufern, welche von Zeit zu Zeit das Gefängniß überzogen, waren wir viel besser einquartiert, als wir irgendwie erwarten konnten. Das Essen war schlecht und knapp, aber unser Zimmer war das beste im Gefängniß, reinlich und geräumig, und außer den schweren Schlössern und Riegeln und den schwarzen eisernen Gittern an den Fenstern erinnerte nichts ans Gefängniß. Wir waren Staatsgefangene im Vergleich zu den meisten Sclaven, welche in Easton ins Gefängniß kommen. Riegel, Stangen und vergitterte Fenster sind indessen freiheitsliebenden Menschen, gleichviel von welcher Farbe, niemals angenehm. Außerdem war die Ungewißheit, in der wir uns befanden, höchst

peinigend. Wir horchten auf jeden Schritt, der sich auf der Treppe hören ließ, in der Hoffnung, daß der Kommende einen hellen Strahl auf unser Schicksal werfen würde. Wir hätten Alles dafür gegeben, nur ein paar Worte mit einem der Aufwärter in Sol-Lowe's Hotel wechseln zu können, da diese bei Tisch gewöhnlich den wahrscheinlichen Lauf solcher Dinge erfuhren. Wir sahen sie in ihren weißen Jacken vor dem Hotel umhereilen, aber wir konnten mit keinem sprechen.

Bald nachdem die Feiertage vorüber waren, kamen gegen alle unsere Erwartungen Hamilton und Freeland nach Easton, nicht etwa, um einen Handel mit den „Georgia-Sclavenhändlern“ zu machen oder uns zu Austin Woldfolk zu schicken, wie es häufig mit davongelaufenen Sclaven geschieht, sondern um Charles, Henry Harris, Henry Baily und John Harris aus dem Gefängniß zu befreien, und zwar ohne ihnen nur einen einzigen Hieb geben zu lassen. Jetzt war ich im Gefängniß ganz allein. Die Unschuldigen wurden erlöst und der Schuldige blieb zurück. Meine Freunde waren jetzt allem Anschein nach für immer von mir getrennt, und dies verursachte mir größeren Schmerz, als irgend ein anderer Umstand, der mit unserer Gefangennehmung und Einkerkerung zusammenhing. Mit Vergnügen würde ich neununddreißig Hiebe auf meinen entblößten, blutigen Rücken hingenommen haben, wenn ich dadurch der Trennung von diesen meinen Jugendfreunden hätte entgehen können, und bei alledem war mir doch, als wenn ich das Opfer einer Art Gerechtigkeit wäre. Warum sollten diese jungen Männer, die ich zu diesem Unternehmen veranlaßt hatte, so viel leiden als der Anstifter? Ich freute mich, daß sie aus dem Gefängniß und von der

schrecklichen Aussicht auf ein Leben — oder vielmehr Tod — in den Reisfeldern erlöst waren. Der edle Henry schien übrigens das Gefängniß, in dem ich zurückblieb, fast so widerstrebend zu verlassen, als er sich hatte binden und hineinschleppen lassen. Er und die Uebrigen wußten indessen, daß wir, im Fall man uns verkaufte, aller Wahrscheinlichkeit nach ohnehin getrennt werden würden, und da wir uns gänzlich in der Gewalt unserer Herren befanden, kamen wir Alle überein, daß wir nichts Besseres thun könnten, als ruhig nach Hause zu gehen.

Bis zu dieser letzten Trennung hatte ich noch nicht jene tiefern Abgründe der Verzweiflung kennen lernen, bis zu welchen zu gelangen so oft das Loos der Sclaven ist. Ich war allein auf der Welt, und allein innerhalb der Steinwände eines Gefängnisses zu lebenslänglichem Elend zurückgelassen. Monatelang hatte ich große Hoffnungen und Erwartungen gehegt, die jetzt alle auf einmal zerstört und vernichtet waren. Das stets gefürchtete Sclavenleben in Georgia, Louisiana und Alabama, wovon es fast kein Entkommen giebt, starrte mir jetzt entgegen. Die Möglichkeit, jemals etwas anderes als ein verworfener Sclave, ein bloßes Werkzeug in den Händen seines Besitzers zu werden, war dahin, allem Anschein nach auf immer dahin. Ein Leben, vergiftet von den unzähligen Schrecken des Baumwollenfeldes und der Zuckerpflanzung, schien jetzt mein Loos. Die Teufel, welche uns zuerst im Gefängniß überfallen hatten, fuhren fort, mich heimzusuchen und mit ihren Fragen und Bemerkungen zu quälen. Ich wurde beschimpft und sah mich hülflos, und bei dem klaren Bewußtsein aller Ansprüche der Gerechtigkeit und Freiheit besaß ich nicht die Macht,

dieselben zu behaupten. Mit diesen Unholden von Gerechtigkeit und Erbarmen zu sprechen, wäre gerade so lächerlich gewesen, als wenn man mit Bären und Tigern unterhandeln wollte. Blei und Stahl sind die einzigen Beweisgründe, welche sie verstehen.

Nachdem ich in Elend und Verzweiflung etwa acht Tage zugebracht hatte, die mir wie vier Wochen erschienen, kam zu meinem Erstaunen Thomas Auld ins Gefängniß und nahm mich mit sich, um mich, wie er sagte, zu einem Freund in Alabama zu schicken, der mich nach Verlauf von acht Jahren emancipiren würde. Ich war froh, aus dem Gefängniß zu kommen, aber ich glaubte nicht, daß dieser Freund mich nach der angegebenen Zeit emancipiren würde. Außerdem hatte ich nie zuvor von diesem Freund in Alabama gehört, und hielt diese Ankündigung nur für eine leichte, bequeme Methode, um mich nach dem Süden zu verschiffen. Dazu erschien es doch etwas anstößig, daß ein Christ den andern an die Georgia-Sclavenhändler verkaufte, wenn es auch für vollkommen schicklich galt, daß sie an Andere verkauften. Ich hielt diesen Freund in Alabama für eine Erfindung, durch welche jener Anstoß beseitigt werden sollte, denn Thomas war sehr eifersüchtig auf seinen christlichen Ruf, so unbekümmert er auch hinsichtlich seines Charakters sein mochte. In diesen Bemerkungen thue ich Thomas Auld indessen vielleicht Unrecht. Jedenfalls übte er bei dieser Gelegenheit nicht seine volle Gewalt aus, sondern handelte vielmehr sehr großmüthig. Er hatte Macht und Veranlassung, mich ohne weiteres, ohne mir die entfernteste Aussicht auf Emancipation zu lassen, mitten in die Wildnisse von Florida zu schicken, und seine Weigerung, diese Macht auszuüben, gereicht ihm zum Lob.

Nachdem wir mehrere Tage in St. Michael gewartet hatten, ohne daß sich ein Freund aus Alabama zeigte, beschloß Thomas, mich wieder nach Baltimore zu seinem Bruder Hugh zu schicken, mit dem er jetzt — vielleicht in Folge seiner Bekehrung bei dem Camp-Meeting — ausgesöhnt war. Er sagte mir, daß ich nach Baltimore gehen und dort ein Handwerk lernen sollte, und wenn ich mich gut betrüge, er mich emancipiren wollte, wenn ich fünfundzwanzig Jahre alt wäre! Dank für diesen Hoffnungsstrahl! Das Versprechen hatte nur einen Fehler; es schien zu gut, um wahr zu sein.

Zwanzigstes Kapitel.

Lehrlingszeit.

Wohl, lieber Leser! im Ganzen hatte ich durch den im vorhergehenden Kapitel geschilderten Aufruhr nichts verloren. Die kleine häusliche Umwälzung endigte, ungeachtet des unerwarteten Ausgangs, den sie durch die Verrätherei irgend eines Menschen — ich wage weder auszusprechen, noch zu denken wessen — erhielt, nicht so unglücklich, als ich in dem eisernen Käfig in Easton befürchtete. Von jenem Punkt aus waren die Aussichten so finster, als irgend welche, die jemals ihren Schatten über den Horizont des unruhigen, spähenden Menschengeistes warfen. „Ende gut, Alles gut!“ Meine treuen Gefährten Henry und John sind noch bei Herrn William Freeland, Charles Roberts und Henry Baily sind ruhig zu Hause, und ich habe somit ihrethalben nichts zu bereuen. Ihre Herren haben ihnen gütig vergeben, wahrscheinlich aus dem Grund, dessen Madame Freeland in ihrer feurigen kleinen Anrede an mich erwähnte, nämlich, daß ich sie zu dem nichtswürdigen Anschlag verleitet hatte, und sie ohne mich niemals an eine solche Abscheulichkeit gedacht haben würden. Meine Freunde hatten ebenfalls nichts verloren, denn wenn sie auch nach dem Vorgegangenen genauer bewacht wurden, so wurden sie dafür auch ohne Zweifel gütiger behandelt, und erhielten

neue Zusicherungen, daß sie einst gesetzlich emancipirt werden sollten, vorausgesetzt, daß sie sich dessen durch ihr künftiges Betragen würdig machen würden. Keiner von ihnen erhielt, wie ich erfuhr, nur einen einzigen Streich. Gut und arglos wie Herr Freeland war, glaubte er gar nicht, daß wir überall die Absicht hatten davonzulaufen. Da er nach seiner Meinung seinen Sclaven keine Ursache gegeben hatte, ihn zu verlassen, hielt er es nicht für wahrscheinlich, daß sie einen so nichtsnutzigen Plan hegen sollten. „Mas' Billy," wie wir den sanftredenden, aber verschlagenen und entschlossenen William Hamilton nannten, war jedoch anderer Ansicht. Er zweifelte nicht, daß das Verbrechen wirklich beabsichtigt wurde, und da er mich als den Anstifter betrachtete, sagte er Thomas geradezu, daß er mich aus der Nachbarschaft entfernen müsse, oder daß er mich niederschießen würde. „Er würde nicht dulden, daß ein so gefährlicher Mensch als Frederick seine Sclaven verführte," sagte er, und William Hamilton war nicht der Mann, mit dessen Drohungen sich spaßen ließ. Ich zweifle nicht, daß er sein Wort gehalten haben würde, wäre seine Warnung unberücksichtigt geblieben. Er war wüthend über den frechen Diebstahl, den wir zu begehen im Begriff waren; uns selbst, Körper und Seele hatten wir ja stehlen wollen! Die Ausführbarkeit des Planes war vollkommen einleuchtend, sobald nur der erste Schritt gethan war. Außerdem war dies Benutzen der Bay ein ganz neuer Gedanken; bis jetzt hatten die Sclaven, welche davonliefen, sich in die Wälder geflüchtet, ohne sich jemals träumen zu lassen, das Wasser der edlen Chesapeakebay zu entweihen, und zur Straße von der Sclaverei zur Freiheit zu mißbrauchen. Hier war der Zerstörung der

Sclaverei ein breiter Pfad eröffnet, den die Sclavenhalter bisher als eine Schutzmauer betrachtet hatten. Indessen vermochte Mas' Billy doch weder Freeland zu bestimmen, die Sache gerade so wie er zu betrachten, noch konnte er Thomas so aufreizen, als er selbst gereizt war. Dieser letztere — ich muß es ihm zum Ruhm nachsagen — zeigte bei dieser Gelegenheit überhaupt viel menschliches Gefühl, und machte dadurch manche Härte, Grausamkeit und Ungerechtigkeit gut, welche er sich früher gegen mich und Andere hatte zu Schulden kommen lassen. „Vetter Tom“ erzählte mir, daß, so lang ich im Gefängniß saß, Thomas sehr unglücklich war, und ehe er kam und mich befreite, die ganze Nacht sehr aufgeregt im Zimmer auf und nieder gegangen wäre; daß die Sclavenhändler ihm sehr verlockende Anerbietungen gemacht hatten, die er aber verwarf, indem er sagte, daß Geld ihn nicht versuchen könne, mich nach dem Süden zu verkaufen. Ich bin um so mehr geneigt, dies zu glauben, da er mich überall nur mit Widerstreben fortzuschicken schien. Er sagte mir, daß er nur der gereizten Stimmung wegen einwillige, die in der Umgegend gegen mich herrschte, und daß er für meine Sicherheit fürchtete, wenn ich dort bliebe.

So war es mir nach drei Jahren, die ich auf dem Lande, bei der Feldarbeit, unter allen möglichen Beschwerlichkeiten zugebracht hatte, wieder gestattet, nach Baltimore zurückzukehren, dem Ort, welchen ich, die freien Staaten ausgenommen, jedem andern vorzog. Die drei Jahre, welche ich auf dem Lande verlebte, hatten in mir, wie in Hugh Auld's Haushalt, manche Veränderung hervorgebracht. „Der kleine Tommy“ war nicht mehr der kleine Tommy, und ebenso wenig war ich noch der

aufgeschossene Junge, welcher gerade vor drei Jahren von hier an das östliche Ufer gegangen war. Die freundschaftliche Beziehung zwischen mir und Tommy war abgebrochen. Er bedurfte nicht länger meines Schutzes, sondern fühlte sich selbst als Mann, und hatte andere und geeignetere Gefährten gefunden. Als Kind hielt er mich kaum für geringer, als sich selbst, und wenigstens für eben so gut, als jeden andern Knaben, mit dem er spielte, allein die Zeit war gekommen, in der sein Freund sein Sclave werden mußte. Wir waren demnach kalt und schieden von einander. Es war trostlos genug für mich, daß, so wie wir uns einst geliebt hatten, wir jetzt verschiedene Richtungen einschlagen mußten. Ihm standen tausend Wege offen. Erziehung hatte ihn mit allen Schätzen der Welt bekannt gemacht, und Freiheit ihm deren Thore geöffnet, während ich, der ich ihn sieben Jahre lang mit der Sorgfalt eines ältern Bruders überwacht, der ich seine Streitigkeiten auf der Straße ausgefochten, und ihn vor jedem Schaden so treulich bewahrt hatte, daß seine Mutter oftmals sagte: „O, Tommy ist immer sicher, wenn Freddy bei ihm ist," auf eine einzige Stellung beschränkt war. Er konnte zum Mann heranwachsen; ich konnte zwar auch wachsen, aber ich konnte kein Mann werden, sondern mußte zeitlebens ein Unmündiger, ein Knabe bleiben. Thomas Auld der jüngere erhielt eine Stelle an Bord der Brig Tweed, und ging zur See. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist, aber jedenfalls sind meine besten Wünsche für sein Glück und Wohlergehen mit ihm. Es gab wenig Menschen auf der Welt, an denen ich mit solcher Liebe hing, und es sind nur wenige, denen ich mich so freuen würde, zu begegnen.

Bald nach meiner Ankunft in Baltimore vermiethete Hugh mich an William Gardiner, einen angesehenen Schiffsbaumeister auf Fells Point. Ich sollte hier das Kalfatern lernen, ein Handwerk, von dem ich auf Hugh Auld's Werft, als er selbst noch Schiffe baute, schon einige Kenntniß gewonnen hatte. Gardiner's Werft erwies sich jedoch als ein für diesen Zweck sehr ungünstiger Ort. Herr Gardiner war zu jener Zeit mit dem Bau zweier großer, angeblich für die mexicanische Regierung bestimmter Kriegsschiffe beschäftigt. Dieselben sollten im Juli desselben Jahres vom Stapel laufen, und falls sie bis dahin nicht fertig waren, büßte Gardiner eine bedeutende Summe Geldes ein. Als ich in den Werft eintrat, war deshalb alles in Hatze und Eile. Es befanden sich dort etwa hundert Mann, von denen wohl siebzig bis achtzig regelmäßige Zimmerleute waren. Vor Jahren beschrieb ich meine Stellung dort, wie folgt:

„Es war dort keine Zeit, irgend etwas zu lernen; Jeder hatte das zu thun, was er verstand. Als ich in den Werft eintrat, befahl Herr Gardiner mir, alles zu thun, was die Zimmerleute mir auftragen würden. Dies stellte mich unter den Befehl von ungefähr fünf und siebzig Mann, die ich alle als meine Herren betrachten sollte, und deren Wort mein Gesetz war. Meine Stellung war überaus beschwerlich, und manchmal hätte ich zwölf Paar Hände haben müssen, denn zwölfmal in einer Minute wurde ich gerufen. Drei bis vier Stimmen ließen sich auf einmal hören: „Fred, komm und hilf mir diesen Balken umkehren!“ „Fred, komm und trag diese Planke dorthin!“ „Fred, komm und bring mir jene Walze!“ „Fred, geh und hole noch einen Krug Wasser!“ „Fred, komm und hilf mir das Ende von dieser Planke ab-

sägen!“ „Fred, lauf und hole das Brecheisen!“ „Fred, halt mal diesen Balken!“ „Fred, geh zum Schmied und hol einen neuen Bohrer!“ „Holla Fred, lauf und bring mir einen kalten Meißel!“ „Fred, ich sage greif zu, und mach schnell wie der Blitz Feuer unter den Dampfkessel!“ „Holla Nigger, komm und dreh den Schleifstein!“ „Komm, komm! rühr Dich und hilf mir diese Planke taljen!“ „Sei verflucht, Darkey! warum machst Du kein Pech heiß?“ Holla! holla! holla!“ (Drei Stimmen zugleich.) „Komm hierher! Geh dorthin! Bleib wo Du bist! Sei verdammt, wenn Du Dich vom Fleck rührst! ich schlag Dir den Schädel ein!“

Dies, lieber Leser, ist ein Bild der Schule, welche ich während der ersten acht Monate meines Aufenthalts in Baltimore durchzumachen hatte. Nach Verlauf dieser Zeit wollte Hugh mich nicht länger dort lassen. Eine brutale Mißhandlung, welche die weißen Lehrlinge des Werfts an mir verübten, bewog ihn, mich fortzunehmen. Es war ein verzweifelter Kampf, und ich wurde schrecklich zugerichtet, ich war mit Schnitten und Beulen bedeckt, und mein liebes Auge war fast ausgeschlagen. Der Anlaß zu diesem barbarischen Anfall beleuchtet eine Phase der Sclaverei, welche bestimmt ist, ein wichtiges Element beim Umsturz des Sclavensystems abzugeben, und verdient deshalb mit einiger Ausführlichkeit behandelt zu werden. Jene Phase ist der Conflict der Sclaverei mit den Interessen der weißen Handwerker und Arbeiter im Süden. Auf dem Lande ist dieser Conflict nicht so sichtbar, aber in Städten wie Baltimore, Richmond, New-Orleans und Mobile tritt er deutlich genug hervor. Indem die Sclavenhalter mit der ihnen eigenen List die Feindseligkeit des armen, weißen

Arbeit..s gegen die Schwarzen befördern, machen sie ihn selbst ebenso zum Sclaven, wie den schwarzen Sclaven selbst. Der Unterschied zwischen dem weißen und dem schwarzen Sclaven liegt darin, daß dieser einem Sclavenhalter, und jener allen Sclavenhaltern zusammen gehört. Dem weißen Sclaven wird mittelbar das entzogen, was dem schwarzen unmittelbar und ohne Umstände entzogen wird; beide werden von demselben Räuber ausgeplündert. Der Sclave wird von seinem Herrn seines ganzen Verdienstes beraubt, mit Ausnahme dessen, was er zu seinem nothdürftigsten Unterhalt bedarf, und der Weiße wird durch das Sclavensystem des rechtmäßigen Ertrags seiner Arbeit beraubt, weil er mit einer Classe von Arbeitern concurriren muß, die ohne Lohn arbeiten. Diese Concurrenz und ihre verderblichen Folgen werden noch einst die nichtsclavenhaltenden, weißen Einwohner der Sclavenstaaten nöthigen, sich gegen das Sclavensystem zu erheben, und aus ihnen die wirksamsten Gegner des großen Uebels machen. Gegenwärtig verblenden die Sclavenhalter sie über diese Concurrenz, indem sie sie in ihren Vorurtheilen gegen die Schwarzen als Menschen, nicht aber als Sclaven bestärken. Sie stacheln ihren Stolz auf, indem sie häufig behaupten, daß das Ziel der Emancipation kein anderes sei, als die weißen Arbeiter den Negern gleich zu stellen, und lenken dadurch die armen Weißen von der Thatsache ab, daß sie von den reichen Sclavenhaltern schon jetzt als nur eine Stufe über den Sclaven stehend betrachtet werden. Man macht ihnen sehr listig einleuchtend, daß die Sclaverei die einzige Macht sei, welche den weißen Arbeiter davor schützen könne, zu der Armuth und Erniedrigung des Sclaven herabzusinken. Um diese Feindschaft zwischen dem Scla-

ven und dem armen Weißen zu vermehren, gestattet man diesem, den andern ungestraft zu beleidigen und zu mißhandeln. Doch, wie ich bereits erwähnte, besteht dieser Zustand größtentheils auf dem Lande. In der Stadt Baltimore äußert sich nicht selten die Besorgniß, daß die Sclavenhalter, indem sie ihre Sclaven zu Handwerkern erzögen, bald der Dienste der armen Weißen ganz würden entbehren können. So weit geht indessen die Scheu, die Sclavenhalter zu beleidigen, daß jene armen, weißen Handwerker auf Gardiner's Schiffswerft, anstatt das natürliche, ehrliche Mittel gegen das gefürchtete Uebel anzuwenden, und sich gleich zu weigern, dort in Gemeinschaft mit den Sclaven zu arbeiten, einen feigen Angriff auf die freien, farbigen Handwerker machten, indem sie sagten, daß diese das Brod äßen, welches den freien Amerikanern zukäme, und schworen, daß sie nicht mit ihnen arbeiten würden. Die Wahrheit war, daß sie überhaupt nicht mit Negern concurriren wollten, um aber nicht unmittelbar dem Vortheil des Sclavenhalters in den Weg zu treten, richteten sie ihre Hiebe servil und feige gegen den armen, freien Farbigen, und suchten ihn zu verhindern, sich am Abend seines Lebens mit dem Handwerk fortzuhelfen, dessen Ertrag in seinen kräftigern Tagen seinem Herrn zu Nutze gekommen war. Wäre es ihnen gelungen, die freien Schwarzen von dem Schiffswerft zu vertreiben, so würden sie gewiß versucht haben, auch die schwarzen Sclaven zu entfernen. Es herrschte zu jener Zeit (im Jahr 1836) in Baltimore große Feindseligkeit gegen die Schwarzen, und alle, Sclaven wie Freie, waren allen möglichen Beleidigungen und Mißhandlungen ausgesetzt.

Kurze Zeit, ehe ich dorthin kam, arbeiteten weiße und

schwarze Schiffszimmerleute nebeneinander auf Gardiner's, Duncan's, Walter Price's und Robb's Werften. Niemand sah darin etwas Ungehöriges, und dem Anschein nach waren alle Arbeiter damit zufrieden. Einige der Schwarzen waren vorzügliche Arbeiter, und oft wurden ihnen Arbeiten anvertraut, welche die größte Geschicklichkeit erforderten. Plötzlich empörten sich jedoch die weißen Zimmerleute, und schworen, daß sie nicht länger mit den freien Negern auf einem Werft arbeiten würden. Auf Gardiner's Contract, kraft dessen die Kriegsschiffe für Mexico im Juli fertig sein mußten, so wie auf die Schwierigkeit, in dieser Jahreszeit andere Arbeiter zu finden, gestützt, erklärten sie, daß sie keinen Schlag mehr für ihn führen würden, wenn er nicht seine freien, schwarzen Arbeiter entließe.

Obgleich diese Bewegung sich der Form nach freilich nicht auf mich erstreckte, so berührte sie mich doch der That nach. Der Geist der Bitterkeit und des Uebelwollens gegen die Schwarzen im Ganzen war einmal geweckt, und ich litt schwer mit den Uebrigen davon. Bald hielten die andern Lehrlinge es für eine Erniedrigung, mit mir zu arbeiten; sie fingen an, ein hochfahrendes Wesen anzunehmen, verächtlich und boshaft von den „Niggers“ zu sprechen und zu sagen, daß diese „das Land für sich haben wollten“, und „todtgeschlagen werden sollten.“ Von den feigen Arbeitern ermuthigt, welche, da ich ein Sclave war, meine Entlassung Herrn Gardiner nicht zur Bedingung gemacht hatten, thaten diese jungen Leute ihr Aeußerstes, um mir das Bleiben unmöglich zu machen. Selten riefen sie mich, wenn sie etwas von mir wollten, ohne einen Fluch hinzuzufügen, und Edward North, der Größte von ihnen, besonders in der

Nichtswürdigkeit, wagte mich zu schlagen, worauf ich ihn ergriff und in den Dock warf. Sobald einer von ihnen mich schlug, schlug ich wieder, unbekümmert um die Folgen. Ich konnte sehr gut mit Jedem einzeln fertig werden, und solang ich sie verhindern konnte, sich zu vereinigen, kam ich sehr wohl fort. Bei dem Kampf, welcher meinem Aufenthalt bei Gardiner ein Ende machte, wurde ich von Vieren auf einmal angefallen, Ned North, Ned Hays, Bill Stewart und Tom Humphreys. Zwei von ihnen waren so groß als ich, und wenig fehlte, so hätten sie mich am hellen Tage getödtet. Der Angriff geschah plötzlich und gleichzeitig. Einer kam von vorn mit einem Ziegelstein bewaffnet, einer von jeder Seite, ein anderer von hinten, und Alle fielen über mich her. Von allen Seiten wurde ich geschlagen, und während ich die abwehrte, welche von vorn auf mich eindrangen, erhielt ich von hinten mit einem Hebebaum einen Schlag auf den Kopf. Ich war gänzlich betäubt, und fiel schwer zu Boden auf das Bauholz. Sie machten sich jetzt meinen Fall zu Nutze, fielen über mich her, und fingen an, mich mit ihren Fäusten zu bearbeiten. Ich ließ sie eine Weile gewähren, als ich wieder zu mir gekommen war, um inzwischen frische Kräfte zu sammeln. Sie thaten mir im Grunde nicht viel, aber da ich dieses Spiel doch endlich müde wurde, machte ich eine unerwartete Bewegung, und erhob mich trotz ihres Gewichts auf meine Arme und Kniee. Gerade in diesem Augenblick versetzte einer von ihnen mir mit dem Stiefelabsatz einen Tritt ins linke Auge, welcher mir fast den Augapfel zersprengte. Als sie mich mit geschlossenem Auge und blutbedecktem Gesicht unter ihren betäubenden Schlägen hintaumeln sahen, verließen sie mich. Sobald ich hinreichende Kraft

gesammelt hatte, ergriff ich den Hebebaum und wollte sie, toll genug! verfolgen, allein die Zimmerleute schritten ein und zwangen mich, von meiner rasenden Verfolgung abzustehen. Es war unmöglich, gegen so Viele Stand zu halten.

Der Leser wird es kaum glauben, daß nicht weniger als fünfzig Weiße dastanden, und diesem brutalen, schamlosen Ueberfall zusahen, ohne daß nur ein Einziger ein Wort des Erbarmens eingelegt hätte. Es waren Vier gegen Einen, das Gesicht dieses Einen war schrecklich zerschlagen, aber trotzdem sagte nicht Einer: „halt, es ist genug!“ vielmehr schrieen Einige: „schlagt ihn todt! schlagt ihn todt! schlagt den verdammten Nigger todt! schlagt ihm den Schädel ein! er hat einen Weißen geschlagen!“ Dieser unmenschliche Ausbruch charakterisirt die Stimmung der Menschen und der Zeit auf Gardiner's Werft und überhaupt in Baltimore im Jahre 1836. Wenn ich auf jene Zeit zurückblicke, bin ich fast erstaunt, daß ich nicht ohne Weiteres auf dem Werft ermordet wurde, so mordlustig war die Stimmung, welche dort herrschte. Bei zwei Veranlassungen war ich in der That nahe daran, mein Leben zu verlieren. Ich war mit Hays beschäftigt, Klammern durch die Kielschwinne in den Kiel zu schlagen. Während der Arbeit bog sich die Klammer. Hays fluchte und sagte, daß mein Schlag sie gebogen habe. Ich leugnete dies und legte ihm die Schuld bei. In einem Anfall von Wuth ergriff er eine Krummhaue und stürzte auf mich los. Ich begegnete ihm mit einem Hammer, und wenn ich nicht seinen Schlag parirt hätte, so wäre es um mich geschehen gewesen. Ein Sohn des alten Tom Lanman, dessen zweifachen Mordes ich schon früher erwähnt habe, machte ganz im Geist seines elenden Va-

ters einen Angriff auf mich, allein sein Schlag mit dem Hammer verfehlte mich. Nach dem vereinten Angriff von North, Stewart, Hays und Humphreys erkannte ich, daß die Zimmerleute ebenso feindselig gegen mich waren, als die Lehrlinge, daß sie diese wahrscheinlich aufgehetzt hatten, und daß mein einziges Heil in der Flucht lag. Es gelang mir, ohne neue Schläge zu entkommen. Einen weißen Mann zu schlagen, war ein Verbrechen, auf dem in Gardiner's Werft der Tod durch Lynchjustiz stand, und überhaupt gab es damals in keinem Theil von Maryland viele andere Gesetze für Schwarze. Die allgemeine Stimmung in Baltimore war mordlustig.

Nachdem ich von dem Werft entkommen war, ging ich sogleich nach Hause, und erzählte Hugh Auld, was mir begegnet war, und ich muß ihm nachrühmen, daß er sich bei diesem Anlaß in jeder Hinsicht menschlicher zeigte, als sein Bruder Thomas damals, als ich mich in ähnlichem Zustand von „Bruder Edward Covey" zu ihm flüchtete. Er hörte aufmerksam zu, als ich ihm die Einzelheiten des nichtswürdigen Ueberfalls erzählte, und äußerte wiederholt seine Empörung darüber. Hugh war roh, doch nicht gemein, und bei dieser Gelegenheit gab sich seine bessere Natur kund.

Das Herz meiner einst so gütigen Herrin Sophia wurde wieder von Mitleid mit mir bewegt. Mein fast ausgeschlagenes Auge und mein zerschlagenes, mit Blut bedecktes Gesicht rührten die gute Frau zu Thränen. Sie setzte sich freundlich zu mir, holte Wasser und wusch mir mit liebreichen, tröstenden Worten das Blut vom Gesicht. Die Hand einer Mutter hätte nicht sanfter sein können, als die ihrige. Sie verband mir den Kopf, und legte mir ein Stück frisches Fleisch auf das verwundete Auge.

Dieser neue Beweis der ursprünglichen Güte meiner Herrin war fast eine Entschädigung für den mörderischen Angriff und die Schmerzen. Ihr liebevolles Herz war noch nicht todt, obgleich sehr verhärtet durch Zeit und Umstände.

Hugh war, wie gesagt, wüthend, und machte seinem Zorn in den in jener Gegend üblichen Redensarten Luft. Er verfluchte die ganze Bande auf dem Schiffswerft, und schwor, daß er Genugthuung für die Mißhandlung haben müsse. Seine Empörung war wirklich heftig und natürlich, allein leider entsprang sie mehr aus dem Gedanken, daß sein Eigenthumsrecht in mir nicht geachtet worden war, als aus einem Gefühl des Unrechts, welches mir als Mensch widerfahren war. Ich schloß dies aus der Thatsache, daß er selbst schlagen und verletzen konnte, wenn es ihm gerade beliebte. Sobald ich mich einigermaßen von meinen Verletzungen erholt hatte, nahm Hugh mich, um, wie er sagte, Genugthuung zu erlangen, nach Esquire Watson's Büreau in Bond Street, Fell's Point, mit der Absicht, die Verhaftung der Schuldigen zu bewirken. Er theilte ihm die Umstände des Ueberfalls mit, wie ich sie ihm erzählt hatte, und schien zu erwarten, daß sogleich der Befehl zur Verhaftung der gesetzlosen Taugenichtse ausgefertigt werden würde.

Herr Watson hörte ihn an, und anstatt den Befehl auszufertigen, fragte er:

„Herr Auld, wer sah den Ueberfall, von dem Sie sprechen?“

„Er geschah auf dem Schiffswerft, in Gegenwart aller Arbeiter.“

„Es thut mir leid,“ sagte Watson, „ich kann in

dieser Sache nichts thun, ausgenommen auf den Eid weißer Zeugen."

"Aber hier steht der Junge," erwiederte Hugh aufgeregt, "sehen Sie ihn doch nur an, sein Kopf und Gesicht zeigen, was geschehen ist."

Watson bestand jedoch darauf, daß er nicht befugt sei, irgend etwas zu thun, wenn nicht weiße Zeugen des Vorgangs auftreten und ihn bestätigen würden. Auf mein Wort konnte er keinen Verhaftsbefehl gegen Weiße ausstellen, und wenn ich in der Gegenwart von tausend Schwarzen getödtet worden wäre, so würde ihre vereinte Aussage unzureichend gewesen sein, die Verhaftung eines einzigen Mörders zu bewirken. Hugh war gezwungen, zu gestehen, daß dieser Zustand der Dinge doch gar zu schlecht wäre, und verließ unzufrieden das Büreau des Magistrats.

Natürlich war es unmöglich, einen Weißen aufzufinden, der sich dazu verstanden hätte, gegen meine Angreifer zu zeugen. Die Zimmerleute hatten alles angesehen, aber sie hatten selbst die Thäter aufgehetzt und gebilligt, was jene thaten. Einstimmig hatten sie gerufen: "schlagt den Nigger todt! schlagt den Nigger todt!" Selbst Diejenigen, welche vielleicht Mitleid mit mir hatten — wenn es solche gab — ermangelten des moralischen Muthes, um aufzutreten, und freiwillig ihr Zeugniß abzulegen. Das geringste Zeichen von Sympathie oder Gerechtigkeit gegen einen Farbigen wurde als Abolitionismus verschrieen, und der Namen eines Abolitionisten setzte seinen Träger bedenklichen Folgen aus. "Verdammte Abolitionisten" und "schlagt die Nigger todt" waren damals die Sprichwörter aller gemeinen Taugenichtse. Nichts wurde gethan, und wahrscheinlich würde

auch nichts gethan worden sein, wäre ich in dem Streit getödtet worden. Die Moral und die Gesetze der christlichen Stadt Baltimore gewährten deren schwarzen Einwohnern keinen Schutz.

Als Hugh fand, daß er keine Genugthuung für jene grausame Mißhandlung erlangen konnte, nahm er mich aus Gardiner's Diensten, und behielt mich bei sich im Hause, wo seine Frau mich liebreich pflegte und meine Wunden verband, bis sie geheilt waren und ich wieder fähig war zu arbeiten.

Während ich am östlichen Ufer war, hatte Hugh Unglück in seinem Geschäft gehabt, in Folge dessen er den Schiffbau auf seinem eigenen Werft aufgegeben hatte, und jetzt als Vormann auf Walter Price's Werft angestellt war. Er konnte jetzt nichts Besseres für mich thun, als mich ebenfalls dorthin zu nehmen und mir Gelegenheit zu geben, mich in dem Handwerk zu vervollkommnen, das ich bei Gardiner zu lernen angefangen hatte. Hier lernte ich schnell alle Werkzeuge gebrauchen und nach Verlauf eines Jahres konnte ich den höchsten Lohn beanspruchen, den die Kalfaterer in Baltimore überhaupt erhalten.

Der Leser wird hieraus entnehmen, daß ich meinem Herrn jetzt von erheblichem Nutzen war. Während der geschäftigen Jahreszeit brachte ich ihm sechs bis sieben, ja manchmal sogar neun Dollars die Woche nach Hause, denn der Lohn betrug anderthalb Dollars den Tag.

Nachdem ich das Kalfatern gelernt hatte, suchte ich mir selbst Beschäftigung, schloß meine Contracte ab und nahm meinen Lohn in Empfang, ohne Hugh die mindeste Bemühung und Weitläufigkeit in diesen Angelegenheiten zu verursachen.

Dies waren endlich bessere Tage für den Sclaven vom östlichen Ufer. Ich war befreit von den feindseligen Angriffen der Lehrlinge bei Gardiner, befreit von den Beschwerlichkeiten des Lebens auf der Pflanzung und hatte wieder Gelegenheit, meinen kleinen Vorrath von Kenntnissen zu vermehren, in denen ich seit meiner Entfernung von Baltimore keine Fortschritte hatte machen können. Am östlichen Ufer war ich nur der Lehrer der andern Sclaven gewesen; hier hingegen fand ich Schwarze, welche mich unterrichten konnten. Viele der jungen Kalfaterer konnten lesen, schreiben und rechnen. Einige von ihnen trugen großes Verlangen nach geistiger Ausbildung, und die Freien auf Fell's Point errichteten eine sogenannte „Gesellschaft zur Beförderung geistigen Fortschritts." Obgleich eigentlich nur Freie dieser Gesellschaft beitreten sollten, wurde ich dennoch aufgenommen und nahm öfters an ihren Debatten Theil. Der Gesellschaft dieser jungen Männer verdanke ich viel.

Der Leser kennt schon hinreichend die schlechte Wirkung guter Behandlung auf den Sclaven, um zu errathen, was die Folge meiner verbesserten Lage war. Es währte nicht lang, so wurde ich wieder unzufrieden und sah mich nach Mitteln und Wegen um, der Sclaverei so bald als möglich zu entkommen. Ich lebte unter Freien und stand ihnen in jeder Hinsicht, von Natur sowohl als durch Ungeeignetes vollkommen gleich. Warum denn sollte ich ein Sclave, der Leibeigene eines andern Menschen sein?

Außerdem verdiente ich jetzt, wie bereits gesagt, anderthalb Dollars den Tag. Ich schloß selbst dafür ab, arbeitete dafür, verdiente das Geld und nahm es in Empfang; mir wurde es bezahlt und gehörte mir rechtmäßig,

und dennoch wurde mir dieses Geld, mein eigener, schwer erworbener Verdienst, jeden Sonnabend Abend von Hugh abgefordert und bis auf den letzten Cent abgenommen. Er hatte es nicht verdient, er hatte nicht dabei geholfen, warum denn sollte er es haben? Ich war ihm nichts schuldig; er hatte nichts für meine Erziehung gethan und ich hatte von ihm nichts als Nahrung und Kleidung erhalten; und dafür war er von Anfang an durch meine Dienste entschädigt worden. Das Recht, mir meinen Verdienst abzunehmen, war nur das Recht des Räubers. Er hatte die Gewalt, mich zu zwingen, ihm den Ertrag meiner Arbeit herauszugeben, und diese Gewalt war sein einziges Recht. Ich wurde täglich mißvergnügter über diesen Zustand der Dinge und legte dadurch nur dieselbe Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur an den Tag, deren jeder Leser dieses Kapitels meines Lebens, Sclavenhalter oder Nichtsclavenhalter sich ebenfalls bewußt ist.

Um einen zufriedenen Sclaven zu haben, muß man ihn gedankenlos machen. Sein moralisches Gefühl muß abgestumpft, seine Einsicht verfinstert und seine Fähigkeit zum Nachdenken so viel wie möglich vernichtet werden. Er darf nicht fähig sein, Widersprüche in der Sclaverei zu entdecken. Der Mann, welcher ihm seinen Verdienst abnimmt, muß im Stande sein, ihn zu überzeugen, daß er vollkommen das Recht dazu habe; dasselbe darf nicht einzig das Recht des Stärkern sein; der Sclave darf kein höheres Gesetz kennen, als den Willen seines Herrn. Die ganze Beziehung muß ihm nicht allein in ihrer Nothwendigkeit, sondern auch in ihrer Rechtmäßigkeit bewiesen sein. Bleibt nur eine Spalte offen, durch welche ein einziger Tropfen dringen kann, so wird die Kette des Sclaven sicher davon verrosten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Meine Flucht aus der Sclaverei.

Ich bin jetzt im Begriff, den freundlichen Leser mit den letzten Ereignissen meines „Sclavenlebens“ bekannt zu machen, da ich bereits den meinem „Leben als freier Mann“ angewiesenen Raum verkürzt habe. Ehe ich jedoch in meiner Erzählung fortschreite, gestehe ich offen, daß ich mehrere der mit meiner Flucht aus der Sclaverei verknüpften Umstände verschweigen werde. Ich habe für diese Zurückhaltung Gründe, welche der Leser, wie ich hoffe, als gültig anerkennen wird. Es ist einleuchtend, daß die vollständige Enthüllung aller mit der Flucht eines Sclaven verknüpften Thatsachen Diejenigen compromittiren würde, welche mir wissentlich oder unwissentlich beigestanden haben, und man kann nicht verlangen, daß ich irgend Jemand, der mir freundlich war, möglichen Unannehmlichkeiten aussetzen sollte.

Groß ist die Spürkraft des Sclavenhalters; sein Zorn ist ausdauernd, gleich dem Gift in den Zähnen der Klapperschlange, und obgleich seit meiner Flucht fast zwanzig Jahre verflossen sind, ist Vorsicht hinsichtlich ihrer Umstände noch immer rathsam. Wollte ich nur unbestimmte Andeutungen über die Mittel und Wege geben, welche ich einschlug, so würden die verschlagensten und böswilligsten unter den Sclavenhaltern mit dem

ihnen eigenen Scharfblick vielleicht auf die rechte Spur gerathen und gegen irgend Jemand Verdacht fassen, was in den Sclavenstaaten fast so schlimm als der entschiedene Beweis ist. Der Farbige muß deshalb dort den Schein des Unrechts wie das Unrecht selbst meiden, wenn er nicht als Verbrecher verurtheilt werden will. Eine sclavenhaltende Gemeine hegt eine besondere Liebhaberei dafür, Vergehen gegen das System der Sclaverei aufzufinden, und die Gerechtigkeit ist in diesem Punkt sorgsamer, als im Schutz irgendwelcher andern Interessen oder Institutionen. Wollte ich selbst nicht sehr deutlich sein, so möchte sich die Art meiner Flucht durch Verknüpfung der Ereignisse und Umstände herausfinden lassen und dadurch künftig den freiheitsuchenden Kindern der Knechtschaft, die ich zurückgelassen habe, verschlossen sein. Kein Gegner der Sclaverei kann wünschen, daß ich dazu beitragen sollte, ein solches Resultat herbeizuführen, und der sclavenhaltende Leser hat kein Recht, eine solche Mittheilung zu erwarten.

So viel Vergnügen es mir auch gewähren würde, eine Neugier zu befriedigen, welche, wie ich weiß, Viele hinsichtlich der Art meines Entkommens hegen, und so wesentlich dadurch vielleicht das Interesse meiner Geschichte erhöht würde, muß ich mich doch dieses Vergnügens und die Neugierigen der Befriedigung berauben, welche ihnen aus der Mittheilung der Thatsachen erwachsen würde. Ich würde lieber die böswilligsten Deutungen Uebelwollender auf mich nehmen, als mich durch eine Erklärung rechtfertigen auf die Gefahr hin, einem Leidensgefährten irgend einen Ausweg aus den Fesseln der Sclaverei zu verschließen.

Der Gebrauch, jedes neue Mittel bekannt zu machen,

durch welches ein Sclave seine Flucht bewerkstelligt hat, ist weder nöthig noch weise. Hätten Henry Box Brown und seine Freunde nicht die Aufmerksamkeit der Sclavenhalter auf die Art seiner Flucht gelenkt, so hätten wir jährlich vielleicht tausend Box Browns. Das seltsame Verfahren William und Ellen Crafts konnte nur einmal befolgt werden, weil jeder Sclavenhalter im Land davon unterrichtet wurde. Der Salzwassersclave, welcher in dem Radkasten eines Dampfschiffes hing und dort drei Tage und drei Nächte von den Wellen des Meeres bespült wurde, hat durch die Oeffentlichkeit, welche dieses Ereigniß erhielt, einen Spion auf die Radkasten eines jeden Dampfschiffes gezogen, welches die südlichen Häfen verläßt.

Ich habe niemals die Oeffentlichkeit gebilligt, mit welcher einige unserer Freunde im Westen die von ihnen so genannte „unterirdische Eisenbahn“ geleitet haben, welche durch ihre eigenen offenen Erklärungen und Mittheilungen durchaus nicht unterirdisch geblieben ist, und deren Stationen den Sclavenhaltern besser als den Sclaven bekannt sind. Ich erkenne den Muth an, mit welchem jene wohlwollenden Männer und Frauen sich durch das offene Geständniß ihres thätigen Antheils an dem Entkommen der Sclaven freiwillig der Verfolgung aussetzen; ob aber Gutes aus solchen Geständnissen entspringt, ist eine andere Frage. Eine wohlthuende Begeisterung mag dadurch entzündet werden, aber diese gereicht weder ihnen noch den Sclaven zum wirklichen Vortheil. Es ist augenscheinlich, daß dergleichen Enthüllungen den zurückbleibenden Sclaven entschieden schadenbringend sind. Indem der Gegner der Sclaverei derartige Erzählungen veröffentlicht, richtet er sie an den Sclaven-

halter, nicht aber an den Sclaven; er spornt erstern zu größerer Wachsamkeit und erleichtert es ihm, seines Sclaven wieder habhaft zu werden. Wir haben Verpflichtungen gegen die Sclaven sowohl südlich als nördlich von Mason's und Dixon's Linie, und indem wir Diesen auf ihrem Weg zur Freiheit beistehen, sollten wir sorgfältig Alles vermeiden, was Jenen möglicherweise die Flucht aus der Sclaverei erschweren könnte. Aus Haß gegen die Sclaverei möchte ich den grausamen Sclavenhalter gänzlich unwissend über die Mittel und Wege zur Flucht erhalten. Von Myriaden unsichtbarer Peiniger, bereit, die zitternde Beute seinen höllischen Klauen zu entreißen, sollte er sich umgeben glauben. Nur im Dunkeln sollte er sein Opfer verfolgen; Schatten der Finsterniß sollten jeden Lichtschimmer von seinem Pfad ausschließen, und bei jedem Schritt, den er mit dem Vorsatz thut, einen andern Menschen in Sclavenketten zu legen, sollte er fühlen, daß er Gefahr läuft, von unsichtbarer Hand eine Kugel in sein erhitztes Gehirn zu erhalten.

Doch genug hiervon! Ich schreite jetzt zur Mittheilung jener mit meiner Flucht verknüpften Thatsachen, für welche ich allein verantwortlich bin und für die kein Anderer zu leiden haben kann.

Im Jahre meiner Flucht (1838) war meine Stellung verhältnißmäßig eine freie und leichte, in so weit wenigstens, als es sich um die Bedürfnisse des äußern Menschen handelte; allein der Leser möge sich erinnern, daß meine Leiden von Anfang an weniger physischer, als geistiger Art waren, und nach dem bereits Mitgetheilten wird er nicht erstaunen zu erfahren, daß, je älter ich wurde und je besser ich das Sclavenleben kennen lernte, dasselbe mir um so unleidlicher wurde. Das abscheuliche Verfahren,

mich allwöchentlich offen meines Verdienstes zu berauben, hielt mir das Wesen der Sclaverei beständig vor Augen. Indirect hätte man mich vielleicht berauben können, aber dies geschah zu offen und schamlos, um sich ertragen zu lassen. Ich sah keinen Grund, weshalb ich meinen rechtlich erworbenen Lohn am Ende jeder Woche in den Beutel eines Andern schütten sollte. Der Gedanke selbst ärgerte mich, und die Art, in welcher Hugh meinen Lohn in Empfang nahm, ärgerte mich noch mehr als das Unrecht selbst. Wenn er das Geld sorgfältig gezählt und Dollar für Dollar vor sich ausgebreitet hatte, pflegte er mich anzusehen, als wenn er mein Herz eben so genau als meine Tasche durchsuchen wollte, und mich vorwurfsvoll zu fragen: „ist das Alles?“ gleichsam andeutend, daß ich vielleicht einen Theil meines Lohnes zurückbehalten hätte, oder um mich wenigstens fühlen zu lassen, daß ich bei alledem doch kein „nutzenbringender Dienstbote“ wäre. Indem er mir meinen schwer erworbenen Verdienst bis auf den letzten Cent abnahm, gab er mir gelegentlich, wenn ich ihm etwa eine ungewöhnlich große Summe brachte, sechs Cents oder einen Schilling, vielleicht um damit meine Dankbarkeit rege zu machen; aber dies Verfahren hatte die entgegengesetzte Wirkung; es lag darin die Anerkennung meines Rechts auf die ganze Summe. Der Umstand, daß er mir einen Theil meines Lohnes gab, war Beweis, daß er mein Recht auf das Ganze ahnte. Es war mir immer schlecht zu Sinn, wenn ich das Geringste in dieser Art erhalten hatte, denn ich fürchtete, daß die paar Cents, welche er mir gab, sein Gewissen beschwichtigen könnten und er sich bei alledem doch noch für einen anständigen Räuber halten möchte.

Bei der strengen Rechenschaft, die ich von jedem

Schritt zu geben hatte, und der engen Ueberwachung, unter der ich stand, da der alte Verdacht hinsichtlich meiner beabsichtigten Flucht noch immer nicht ganz beseitigt war, war das Entkommen selbst in Baltimore äußerst schwierig. Auf der Eisenbahn von Baltimore nach Philadelphia herrschten so strenge Verordnungen, daß selbst freie farbige Reisende fast davon ausgeschlossen waren. Sie mußten Freischeine haben und wurden genau geprüft, ehe man ihnen gestattete, in den Waggons Platz zu nehmen, und selbst dann durften sie nur bei Tage reisen. Nicht minder strenge Vorschriften herrschten auf den Dampfschiffen. Alle Landstraßen, welche nach Norden führten, waren von Sclavenfängern belagert, Menschen, welche die Anzeigen über davon gelaufene Sclaven in den Zeitungen überwachen und von dem verfluchten Lohn der Sclavenjägerei lebten.

Meine Unzufriedenheit lag schwer auf mir und ich sah mich nach einem Ausweg zur Flucht um. Mit Geld konnte ich die Sache leicht bewerkstelligen, und ich faßte demnach den Entschluß, um die Gunst anzuhalten, meine Zeit miethen zu dürfen. In Baltimore wie in New-Orleans wird den Sclaven häufig dieses Vorrecht eingeräumt. Ein Sclave, welcher für zuverlässig gilt, kann gegen eine bestimmte Summe, die er seinem Herrn regelmäßig am Ende jeder Woche zu zahlen hat, nach Belieben über seine Zeit verfügen. Nun stand ich freilich nicht im besten Rufe und war weit davon entfernt, für einen zuverlässigen Sclaven zu gelten, aber trotzdem nahm ich die Gelegenheit wahr, als Thomas Auld, dessen Eigenthum ich noch immer war, im Frühling 1838 nach Baltimore kam, um dort seine Waaren für das Frühjahr einzukaufen, und wandte mich geradezu mit dem Ansuchen

um jenes gewünschte Vorrecht an ihn. Thomas schlug mir dies rund ab und beschuldigte mich mit Härte, daß ich diese List nur ersonnen hätte, um meine Flucht zu bewerkstelligen. Er sagte mir, daß er mich einfangen könnte, wohin ich auch gehen möchte, und daß ich, falls ich davonliefe, versichert sein könnte, daß er nichts unterlassen würde, um meiner wieder habhaft zu werden. Er zählte mir mit großer Beredtsamkeit die vielen Beweise von Güte auf, die er mir gegeben hatte, und ermahnte mich, zufrieden und gehorsam zu sein. „Mach' keine Pläne für die Zukunft,“ sagte er, „wenn Du Dich gut beträgst, will ich für Dich sorgen.“ So gütig und vorsorglich dies Versprechen auch klang, verfehlte es doch, mich zu beruhigen. Thomas zum Trotz, und ich möchte sagen, mir selbst zum Trotz, fuhr ich fort, fast ausschließlich über die Ungerechtigkeit und Schändlichkeit der Sclaverei nachzudenken, und alle Anstrengungen seiner- oder meinerseits vermochten weder diesen störenden Gedanken zum Schweigen zu bringen, noch meinen Vorsatz zu fliehen wankend zu machen.

Ungefähr zwei Monate nachdem ich bei Thomas um das Vorrecht angehalten hatte, meine Zeit vermiethen zu dürfen, wandte ich mich mit demselben Gesuch an Hugh, in der Voraussetzung, daß er nicht wüßte, daß ich Thomas schon darum angegangen und von ihm abgewiesen worden war. Zuerst versetzte meine Kühnheit ihn in das höchste Erstaunen. Verwundert starrte er mich an; aber ich hatte viele triftige Gründe, die Sache zu beeilen, und nachdem er mich eine Weile angehört hatte, wies er mich nicht entschieden ab, sondern sagte, daß er darüber nachdenken wolle. Hier war also ein Hoffnungsschimmer! Ich war überzeugt, daß ich, einmal Herr meiner Zeit,

meine Verpflichtungen gegen ihn erfüllen und außerdem noch ein bis zwei Dollars wöchentlich erübrigen konnte. Manche Sclaven haben auf diese Weise soviel erarbeitet, daß sie ihre Freiheit damit erkaufen konnten. Der Fleiß wird dadurch scharf angespornt und mehrere der unternehmendsten Farbigen in Baltimore vermiethen sich auf diese Art. Nach reiflicher Ueberlegung gewährte Hugh mir das gewünschte Vorrecht unter den folgenden Bedingungen: ich sollte ganz über meine Zeit verfügen, selbst meine Arbeitscontracte abschließen, mir Beschäftigung suchen und meinen Lohn in Empfang nehmen. Für diese Freiheit war ich verpflichtet, ihm wöchentlich drei Dollars zu zahlen, selbst für meine Kleidung, Kost und Wohnung zu sorgen und meine Arbeitswerkzeuge zu kaufen. Jede Versäumniß meinerseits in der Erfüllung dieser Verpflichtungen sollte meinem Vorrecht ein Ende machen. Dies war ein harter Vertrag. Bei dem Abnutzen der Kleider, dem Verlieren und Zerbrechen der Werkzeuge mußte ich wenigstens sechs Dollars die Woche verdienen um auszukommen. Jeder, der etwas von dem Kalfatern versteht, weiß, welch ungewisse und unregelmäßige Beschäftigung es ist; denn es kann nur bei trockenem Wetter mit Erfolg vorgenommen werden und es ist vollkommen unnütz, nasses Tauwerk in die Nähte zu legen. Bei Regen und Sonnenschein jedoch, es mochte Arbeit geben oder nicht, mußte das Geld herbeigeschafft werden.

Hugh schien einige Zeit lang überaus zufrieden mit dieser Einrichtung; und er hatte wahrlich Grund dazu, denn er gewann entschieden dabei. Sie überhob ihn aller Weitläufigkeiten meinethalben; sein Geld war sicher. Er hatte meine Freiheitsliebe mit einer wirksameren Peitsche bewaffnet, als ich je zuvor gekannt hatte, und während

er alle Vortheile der Sclaverei genoß, ohne von ihren Uebeln berührt zu werden, hatte ich alle diese Uebel zu leiden und dennoch alle Sorgen und Beschwerden eines selbstverantwortlichen freien Mannes zu ertragen. „Trotzdem“, dachte ich, „ist es ein werthvolles Vorrecht, ein Schritt auf meinem Weg zur Freiheit!“ Es war schon ein Gewinn, selbst unter den Nachtheilen der Freiheit vorwärts schreiten zu dürfen, und ich war entschlossen, den neugewonnenen Grund durch den größten Fleiß zu behaupten. Ich war bereit, bei Nacht sowohl als bei Tage zu arbeiten, und da ich einer vortrefflichen Gesundheit genoß, war ich nicht nur im Stande, meine täglichen Ausgaben zu bestreiten, sondern auch am Ende jeder Woche eine Kleinigkeit bei Seite zu legen. Dies dauerte vom Mai bis zum August, als meine so hoch geschätzte Freiheit mir wieder aus Ursachen entrissen wurde, die ich sogleich im Verlauf meiner Geschichte mittheilen werde.

In der Woche, welche diesem für mich so unglücklichen Ereigniß vorherging, hatte ich mit einigen Freunden verabredet, mit ihnen am Sonnabend Abend nach einem Camp-Meeting zu gehen, welches etwa zwölf Meilen von Baltimore stattfand. An dem festgesetzten Abend fiel auf dem Werft, wo ich arbeitete, etwas vor, das mich ungewöhnlich lange dort festhielt und mich in die Nothwendigkeit versetzte, entweder meine Freunde im Stich zu lassen, oder es zu versäumen, Hugh meine wöchentliche Schuld zu bezahlen. Da ich wußte, daß ich das Geld hatte und es ihm an einem andern Tag zustellen konnte, beschloß ich, nach dem Camp-Meeting zu gehen und ihm die drei Dollars für die verflossene Woche nach meiner Rückkehr zu bezahlen. Dort ließ ich mich überreden, einen Tag länger zu bleiben, als zuerst meine

Absicht gewesen war, aber gleich nach meiner Rückkehr ging ich zu ihm, um ihm sein oder vielmehr mein Geld zuzustellen. Der unglückliche Fehler war einmal begangen; ich fand ihn überaus aufgebracht. Er legte alle Zeichen des Mißtrauens und Zorns an den Tag, welche die vermuthete Flucht eines Lieblingssclaven nur in einem Sclavenhalter hervorzurufen vermag. „Du Spitzbube!“ rief er, „ich habe Lust, Dich derb durchzuprügeln! Wie kannst Du Dich unterstehen, aus der Stadt zu gehen, ohne mich erst um Erlaubniß zu fragen?“ „Herr“, antwortete ich, „ich miethete meine Zeit und bezahlte Ihnen den Preis, welchen Sie dafür verlangten. Ich wußte nicht, daß dieser Vertrag mich verpflichtete, Sie zu fragen, wohin ich gehen dürfte.“ „Du wußtest das nicht, Du Spitzbube? Du bist verpflichtet, Dich jeden Sonnabend Abend hier zu zeigen!“ Nachdem er einige Augenblicke nachgedacht hatte, wurde er etwas ruhiger, doch sichtlich noch sehr erregt, sagte er: „Schön, Du Lump, jetzt hast Du für Dich ausgesorgt; Du sollst Deine Zeit nicht länger miethen. Nächstens werde ich hören, daß Du davongelaufen bist! Bring Deine Werkzeuge und Kleider gleich nach Hause. Ich will Dich lehren, auf diese Art davon zu gehen!“

Damit endete meine theilweise Freiheit. Ich durfte meine Zeit nicht länger miethen und gehorchte sogleich dem Befehl meines Herrn. Der geringe Vorgeschmack von Freiheit hatte, unbedeutend wie er gewesen war, keineswegs meine Zufriedenheit in der Sclaverei erhöht. Auf diese Art von Hugh bestraft, war es jetzt an mir, ihn zu bestrafen. „Wenn,“ dachte ich, „Du einen Sclaven aus mir machen willst, so will ich auch in allen Stücken auf Deine Befehle warten,“ und anstatt mich

wie bisher am Montag Morgen nach Arbeit umzusehen, blieb ich die ganze Woche zu Hause, ohne das Mindeste anzurühren. Der Sonnabend Abend kam, und wie gewöhnlich rief er mich und forderte mir meinen Lohn ab. Ich sagte ihm, daß ich nicht gearbeitet und folglich auch keinen Lohn erhalten hätte, und jetzt fehlte wenig, so wäre es zwischen uns zu Schlägen gekommen. Sein Zorn hatte sich während der ganzen Woche angesammelt, denn er sah klar, daß ich keinen Versuch machte, Arbeit zu finden, sondern in allen Dingen höchst herausfordernd seine Befehle abwartete. Wenn ich jetzt auf mein Betragen zurückblicke, so weiß ich kaum, was mir den Muth gab, auf diese Weise gegen Diejenigen aufzutreten, welche unbedingte Gewalt über mich hatten. Hugh wüthete und schwur, daß er Hand an mich legen würde, doch glücklicherweise für ihn, wie für mich, brauchte sein Zorn keine andern als jene harmlosen, unschädlichen Waffen, welche einer geläufigen Zunge entfallen. In meiner Verzweiflung war ich fest entschlossen, meine Kraft mit der Hugh's zu messen, falls er versuchen sollte, seine Drohungen wahr zu machen. Ich freue mich, daß ich nicht in diese Nothwendigkeit versetzt wurde, denn Widerstand gegen ihn hätte keine so guten Früchte getragen, als damals gegen Covey. Er war nicht der Mann, dem ein Sclave ungestraft hätte widerstehen können, und ich gestehe, daß in meinem Betragen in diesem Falle mehr Thorheit als Klugheit lag. Hugh schloß seine Vorwürfe damit, daß er mir sagte, ich brauchte mich künftig nicht mehr um Arbeit zu bemühen; daß er selbst dafür sorgen wollte und mir genug schaffen würde. Ich gestehe, daß diese Drohung ihre Schrecken für mich hatte, und nachdem ich die Sache während des Sonntags nochmals

überdacht hatte, beschloß ich, nicht allein ihm die Mühe zu ersparen, mir Arbeit zu suchen, sondern auch, daß ich am dritten September versuchen wollte, meine Flucht aus der Sclaverei zu bewerkstelligen. Seine Weigerung, mich meine Zeit miethen zu lassen, beschleunigte demnach den Zeitpunkt meiner Flucht. Ich hatte jetzt drei Wochen, um dieselbe vorzubereiten.

Als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, fühlte ich eine gewisse Art Ruhe, und anstatt am Montag abzuwarten, daß Hugh mir Arbeit suchen würde, war ich bei Tagesanbruch auf und auf Butler's Werft. Ich stand bei Herrn Butler in besonderer Gunst und hatte, so jung ich war, bei ihm als Vormann beim Kalfatern gedient; folglich erhielt ich sogleich Arbeit, und am Ende der Woche, welche überaus günstig war, brachte ich Hugh fast neun Dollars. Die Wirkung dieses Zeichens meiner wiederkehrenden besseren Einsicht war vortrefflich. Er war sehr zufrieden, nahm das Geld, lobte mich und sagte, daß ich in der vorhergehenden Woche schon dasselbe gethan haben könnte. Es ist ein Glück, daß der Tyrann nicht immer in die Gedanken und Absichten seines Opfers hineinsehen kann; Hugh hatte keine Ahnung von meinen Plänen. Mein Fortgehen zum Camp-Meeting, ohne ihn zuvor um Erlaubniß zu fragen, meine frechen Antworten auf seine Vorwürfe und mein trotziges Wesen, nachdem er mich des Vorrechts, meine Zeit zu miethen, beraubt hatte, hatten in ihm den Argwohn erweckt, daß ich mit verrätherischen Absichten umginge. Durch eifriges Arbeiten hoffte ich seinen Verdacht abzulenken, und es gelang mir nach Wunsch. Wahrscheinlich dachte er, daß ich niemals mit meiner Lage zufriedener gewesen wäre, als gerade in der Zeit, als ich meine Flucht vorbereitete.

Die zweite Woche verfloß und abermals brachte ich ihm meinen vollen Lohn, neun Dollars, worüber er so zufrieden war, daß er mir fünfundzwanzig Cents gab und mir dabei empfahl, sie gut anzuwenden! Ich antwortete, daß ich dies thun würde und dachte dabei, daß ich sie anwenden wollte, um meinen Platz auf der unterirdischen Eisenbahn zu bezahlen.

Alles ging seinen Weg wie gewöhnlich, während ich mit derselben innern Aufregung und Beklemmung kämpfte, welche ich schon drittehalb Jahre zuvor kennen gelernt hatte. Das Fehlschlagen jenes ersten Versuchs war nicht geeignet, mein Vertrauen in den Erfolg dieses zweiten zu erhöhen, und ich wußte, daß ein zweites Fehlschlagen nicht gleich dem ersten ohne verderbliche Folgen ablaufen konnte; wenn ich nicht den fernen Norden erreichte, wurde ich nach dem fernen Süden geschickt. Neben den Gedanken, welche dieser Zustand der Dinge in mir hervorrief, empfand ich auch schmerzlich die Trennung von einem Kreis warmer, aufrichtiger Freunde, den ich in Baltimore zurückließ. Der Gedanke einer solchen Trennung, wo die Hoffnung, sich je wiederzusehen, ausgeschlossen ist und kein Briefwechsel stattfinden kann, ist äußerst schmerzlich. Ich bin überzeugt, daß Tausende der Sclaverei entfliehen würden, wenn die starken Bande der Zuneigung sie nicht zurückhielten, welche sie an ihre Familien, Angehörigen und Freunde fesseln. Die Tochter wird durch die Liebe zu ihrer Mutter von der Flucht abgehalten, der Vater durch die Liebe zu seinen Kindern und so weiter. Ich hatte keine Angehörigen in Baltimore und sah keine Wahrscheinlichkeit, jemals in der Nähe von Brüdern und Schwestern zu leben, allein der Gedanke, daß ich meine Freunde verlassen sollte, war

eins der stärksten Hindernisse, die ich zu besiegen hatte. Die letzten Tage der Woche, Freitag und Sonnabend, brachte ich größtentheils damit zu, meine Sachen für die Reise in Ordnung zu bringen. Ich hatte in dieser Woche vier Tage für meinen Herrn gearbeitet, und übergab ihm am Sonnabend Abend sechs Dollars. Ich pflegte den Sonntag selten zu Hause zuzubringen, und aus Furcht, daß mein Betragen auffallen möchte, blieb ich meiner Gewohnheit treu und war den ganzen Tag abwesend. Am Montag, dem 3. September 1838, sagte ich meinem Entschluß gemäß der Stadt Baltimore und der Sclaverei Lebewohl, welche von Kindheit an der Gegenstand meines Abscheus gewesen war.

Wie ich entkam, nach welcher Richtung ich reiste, ob zu Land oder zu Wasser, ob mit oder ohne Beistand, muß aus den schon angegebenen Gründen verhüllt bleiben.

Zweiter Theil.

Freiheit.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die gewonnene Freiheit.

Die Ereignisse dieses Abschnittes meines Lebens bedürfen keiner ausführlicheren Erzählung. Wenn man meine Laufbahn als freier Mann von meinem Leben als Sclave getrennt betrachtet, so bietet sie nichts dar, das besonders auffallend oder eigenthümlich wäre. Der Zusammenhang zwischen meinen früheren Erlebnissen und denjenigen, welche ich jetzt mitzutheilen im Begriff bin, ist vielleicht meine einzige Entschuldigung dafür, daß ich diesem Buch noch ein Kapitel hinzufüge.

Nachdem ich dem Leser in einer eilenden Wolke oder einem Ballon entschwand, ohne zu wissen, wohin der Wind mich treiben und wo ich landen würde, ob in Sclaverei oder Freiheit, gebührt es sich, daß ich auf einmal aller Ungewißheit ein Ende mache und erzähle, wo ich endlich anlangte. Die Flucht war kühn und gefährlich, doch hier bin ich, gesund und wohlbehalten, in der großen Stadt New-York! In weniger als acht Tagen, nachdem ich Baltimore verlassen hatte, wandelte ich inmitten des bunten Gewühles und staunte die Wunder des Broadway an. Der Traum meiner Kindheit und das Ziel der Bestrebungen meiner Jugend waren jetzt verwirklicht. Ein freier Staat umgab mich, ich stand auf freiem Boden! Welch' ein Augenblick war dies für

mich! Ein ganzes Jahr war in einem Tage concentrirt. Eine neue Welt erschloß sich vor meinem Blick. Ich bin oft von Freunden, denen ich meine Geschichte erzählte, gefragt worden, was ich empfand, als ich mich zuerst jenseits der Grenzen der Sclaverei sah, und ich kann hier nur wiederholen, was ich ihnen sagte, daß es kaum einen andern Gegenstand giebt, über den ich so wenig fähig wäre, eine genügende Antwort zu geben. Es war ein Augenblick freudiger Erregung, den Worte nicht zu schildern vermögen. In einem Brief an einen Freund, den ich bald nach meiner Ankunft in New-York schrieb, sagte ich, mir wäre zu Sinn wie etwa einem Menschen, welcher eben aus der Höhle hungriger Löwen entkommen ist; doch in einem solchen Augenblick sind die Empfindungen zu lebhaft und stürmisch, um sich wiedergeben zu lassen. Angst und Schmerz, gleich Finsterniß und Regen, lassen sich beschreiben, aber Freude und Entzücken trotzen gleich dem Regenbogen der Feder wie dem Pinsel.

Zehn bis fünfzehn Jahre lang hatte ich eine schwere Kette mit einem großen Block geschleppt, die mich bei jeder Bewegung hemmte. Ich hatte mich verdammt geglaubt, diese Kette und diesen Block durch's Leben zu schleppen, und alle meine Anstrengungen, mich von der verhaßten Last zu befreien, schienen mich bis dahin nur noch fester daran geschmiedet zu haben. Entmuthigt und verzweiflungsvoll hatte ich mich zu Zeiten gefragt: sollte Alles dies zuletzt nicht doch Gottes Fügung sein? sollte er mich nicht für seine Zwecke zu diesem Loos verdammt haben? Mehrere Jahre lang hatte sich in mir das klare Bewußtsein des Rechts mit den trügerischen Irrthümern des Aberglaubens, männlicher Muth mit thörichter Furcht gestritten. Der Kampf war jetzt vorüber, die Kette zer-

rissen; Gott und Recht standen gerechtfertigt da. Ich war ein freier Mann, und die Stimme des Friedens und der Freude tönte in meinem Herzen wieder.

Frei und glücklich wie ich war, war Freude indessen doch nicht meine einzige Empfindung. Es war etwas gleich der verzehrenden Flamme, welche, wiewohl zuerst schön, doch das Gebäude verkohlt und verwüstet zurückläßt. Ich erfuhr bald, daß ich noch immer in Feindes Land war. Ein Gefühl der Verlassenheit und Unsicherheit lag schwer auf mir. Ich war erst wenige Stunden in New-York gewesen, als ich auf der Straße einem flüchtigen Sclaven begegnete, den ich gut kannte, und Alles, was ich von ihm hinsichtlich New-Yorks hörte, war keineswegs geeignet, meine Befürchtungen zu zerstreuen. Der erwähnte Flüchtling hieß in Baltimore „Allender's Jake", „doch," sagte er, „in New-York bin ich William Dixon!" Ich kannte Jake sehr wohl, und erinnerte mich, daß Tolly Allender und Herr Price, auf dessen Werft Hugh Auld als Vormann angestellt war, in dem Versuch scheiterten, Jake wieder einzufangen. Jake theilte mir alle seine Verhältnisse mit, und daß er nur mit genauer Noth der Gefahr entronnen wäre, wieder zurück in die Sclaverei geschleppt zu werden, daß die Stadt gerade jetzt voll Südländer wäre, die aus den Bädern zurückkämen, daß den Schwarzen in New-York nicht zu trauen wäre und daß es hier bezahlte Spione gäbe, welche mich für ein paar Dollars verrathen und den Sclavenfängern ausliefern würden; daß ich keinem Menschen mein Geheimniß anvertrauen dürfte und daß ich auch weder daran denken sollte, auf den Werften zu arbeiten, noch in irgend ein Boardinghaus zu gehen, und das schlimmste war, daß Jake hinzufügte: er könnte

mir in nichts helfen. Selbst während er mich warnte, schien er zu fürchten, daß ich vielleicht doch zu einem zweiten Versuch, seiner wieder habhaft zu werden, behülflich sein könnte. Dieser Gedanke schien ihn dermaßen zu beunruhigen, daß er deutlich das Verlangen kundgab, mich los zu werden, und bald verließ er mich mit seinem Tünchpinsel in der Hand, um, wie er sagte, an die Arbeit zu gehen. Bald hatte ich ihn in dem Gewühl aus den Augen verloren und war wieder allein, eine leichte Beute für die Sclavenfänger, falls sie mir auf der Spur waren.

New-York bot vor zwanzig Jahren dem flüchtigen Sclaven noch weniger Schutz als jetzt, und Jedermann weiß, wie unsicher es selbst heutzutage in Folge des Auslieferungsgesetzes ist. Ich war sehr unruhig und geängstigt. Ich hatte sehr wenig Geld; genug um mir einige Brode zu kaufen, aber nicht genug, um eine andere Wohnung als ein Bauholzlager bestreiten zu können. Ich sah die Nothwendigkeit ein, die Werfte zu meiden, da Hugh, falls er mich verfolgte, natürlich voraussetzen mußte, daß er mich dort bei den Kalfaterern finden würde. Einige Zeit lang schienen alle Thüren für mich verschlossen. Das Gefühl meiner Verlassenheit und Hülflosigkeit überschlich mich und erfüllte mich mit etwas, das an Verzweiflung grenzte. Ich sah mich in der Mitte von Tausenden meiner Mitmenschen und war dennoch ein Fremdling! In der Mitte menschlicher Wesen scheute ich diese mehr als hungrige Wölfe! Ich hatte keine Heimath, keine Freunde, keine Arbeit, kein Geld und wußte weder bestimmt, wohin ich gehen, noch wohin ich nach Hülfe aussehen sollte.

Es hält nicht schwer, eine Entschuldigung für die

wenigen Sclaven zu finden, welche, nachdem sie glücklich entkommen waren, in die Sclaverei zurückkehrten und die Herrschaft ihrer Eigenthümer der Verlassenheit, dem Leben voll Befürchtungen, Hunger und Angst vorziehen, welches sie bei ihrer ersten Ankunft in den freien Staaten erwartet. Dem Freien wird es schwer, sich in die Gefühle solcher Flüchtlinge zu versetzen. Er kann die Sachen nicht in demselben Licht ansehen, weil er sie nicht von demselben Standpunkt betrachtet, von dem der Sclave sie betrachtet. „Warum zitterst Du?“ sagt er zu dem Sclaven, „Du bist in einem freien Staat!“ Der Sclave könnte erwiedern, daß das gerade die Schwierigkeit wäre, zu begreifen, daß er in einem freien Staat ist. Der Freie kann nicht begreifen, weshalb der Schatten des Sclavenhalters in den Augen des Sclaven größer ist, als die Macht und Größe des freien Staates, doch wenn er erwägt, daß der Sclave weit mehr von der Gewalt seines Herrn weiß, als von der Größe und Macht des freien Staates, so hat er die Erklärung. Die Macht seines Herrn, dessen bloßes Nahen er fürchten gelernt, hat der Sclave sein ganzes Leben hindurch empfunden, während er die Macht des Staates erst seit wenigen Stunden kennt. Der Herr ist ihm eine finstere, schreckliche Wirklichkeit, der Staat hingegen nicht viel mehr als ein Traum. Er ist gewohnt, jeden Weißen als den Freund seines Herrn, und jeden Farbigen als einen Menschen zu betrachten, der mehr oder weniger unter der Herrschaft der Freunde seines Herrn, der Weißen, steht. Es erfordert starke Nerven, sich unter solchen Verhältnissen aufrecht zu erhalten. Ein Mensch ohne Heimath, Obdach, Brod, Freunde und Geld ist nicht in der Verfassung, einen besonders stolzen und freudigen

Ton anzunehmen, und gerade in einem solchen Zustand befand ich mich, als ich in den Straßen von New-York umherwanderte und — wenigstens auf eine Nacht — mein Lager zwischen den Fässern auf einem seiner Werfte aufschlug. Freilich war ich der Sclaverei ledig, aber der Heimath ebenfalls. Der Leser wird begreifen, daß ich, dermaßen aufs Aeußerste getrieben, etwas mehr als die bloße Thatsache zu bedenken hatte, daß ich frei war.

Ich bewahrte mein Geheimniß so lange als möglich, doch endlich war ich gezwungen, mich nach einem ehrlichen Mann umzusehen, menschlich genug, um mich nicht den Sclavenfängern zu verrathen. Ich verstand ziemlich gut in dem menschlichen Angesicht zu lesen, und es dauerte nicht lange, bis ich den Mann gefunden hatte, dem ich meine Lage enthüllen konnte.

Derselbe war ein Matrose und hieß, wie er sagte, Stewart. Mitfühlend und gutmüthig, wie er war, hörte er meine Geschichte mit der Theilnahme eines Bruders an. Ich sagte ihm, daß ich geflohen wäre, um frei zu sein, daß ich nicht wüßte, wohin ich gehen sollte, fast kein Geld mehr hätte, hungrig wäre, nicht wagte, mich auf den Werften nach Arbeit umzusehen, und eines Freundes bedürfte. Stewart half mir sogleich aus der Noth. Er nahm mich mit sich nach Hause und suchte den verstorbenen David Ruggles auf, welcher damals Secretair der New-York Vigilance Committee*) war und sich äußerst thätig in allen Antisclavereibestrebungen erwies. Einmal unter seinem Schutz war ich verhältnißmäßig

---

*) Der Verein, welcher den flüchtigen Sclaven Schutz und Unterstützung gewährt. Die meisten derselben werden nach Canada befördert. A. d. Ü.

sicher, und mehrere Tage blieb ich bei ihm verborgen. Inzwischen kam auch meine Braut Anna, der ich meine Ankunft in New-York angezeigt hatte, von Baltimore an, und in Gegenwart von Ruggles und Madame Mitchell wurden wir von Doctor James W. C. Pennington getraut.

Ruggles war der erste Beamte der unterirdischen Eisenbahn, den ich traf, nachdem ich den Norden erreicht hatte, und überhaupt der erste, von dem ich jemals hörte. Als ich ihm sagte, daß ich Kalfaterer wäre, entschied er sich sogleich für New-Bedford als den geeignetsten Ort, nach dem ich gehen konnte. „Es werden dort“, sagte er, „viele Schiffe für den Wallfischfang ausgerüstet; Du kannst dort Arbeit und einen guten Unterhalt finden.“ So sah ich mich vierzehn Tage nach meiner Flucht von Maryland sicher in New-Bedford mit allen Rechten, Pflichten und der Verantwortlichkeit eines freien Mannes.

Ich habe hier noch eines kleinen Vorfalls zu erwähnen, der mich bei der Ankunft in New-Bedford in nicht geringe Verlegenheit setzte. Ich hatte keinen Cent Geld mehr und brauchte zwei Dollars, um unsere Fahrt nach Newport zu bezahlen, und der Kutscher der Stage behielt unser in Wahrheit nicht sehr werthvolles Gepäck zurück, bis ich es auslösen konnte. Diese Schwierigkeit war bald überwunden. Nathan Johnson, an welchen Ruggles mir ein paar Zeilen mitgegeben hatte, nahm mich nicht allein freundlich und gastfrei auf, sondern lieh mir, als er hörte, wie die Sachen standen, auch sogleich die nöthigen zwei Dollars, um unser geringes Eigenthum auszulösen. Ich werde ihm und seiner Frau stets für den lebhaften Antheil dankbar sein, welchen sie mir in jener Stunde der höchsten Noth erwiesen. Sie gaben mir und meiner

Frau nicht nur Brod und Obdach, sondern lehrten uns auch, wie wir es anzufangen hatten, um uns diese Wohlthat zu verschaffen*).

Sobald ich in das Leben der Freiheit eingeführt war und von Johnson die Versicherung erhalten hatte, daß mir in New-Bedford keine Gefahr drohe, kam die weniger wichtige Frage zur Berathung, wie ich künftig heißen sollte. In meinen neuen Beziehungen mußte ich einen Namen haben. Meine theure Mutter hatte mir den anspruchsvollen Namen Frederick Augustus Washington Bailey gegeben, doch hatte ich, schon ehe ich Maryland verließ, den Augustus Washington abgelegt und nur den Namen Frederick Bailey behalten. Von Baltimore bis New-Bedford hatte ich jedoch mehrere verschiedene Namen angenommen, um den Sclavenjägern zu entgehen, welche, wie ich vermuthete, meine Spur verfolgen würden. Unter andern ehrlichen Leuten kann ein ehrlicher Mann sich sehr wohl mit einem Namen begnügen und denselben jederzeit und überall eingestehen, allein gegen Flüchtlinge sind die Amerikaner nicht ehrlich. Als ich in New-Bed-

*) Er war ein vortrefflicher Mann, von Liebe für sein getretenes, verfolgtes Volk durchdrungen, und es gewährte ihm Vergnügen, mir jeden möglichen Beistand zu leisten. Dieser vorzügliche Mann hatte viel von den Verfolgungen zu leiden, welche Alle treffen, die die Wohlthäter der Menschen gewesen sind. Er wurde zuletzt blind und bedurfte eines Freundes als Führer, wie er früher der Führer Anderer gewesen war. Selbst während seiner Blindheit gab sich sein ausgezeichneter Charakter kund. Durch das Suchen nach Gesundheit wurde er Arzt, und als für ihn alle Hoffnung geschwunden war, hatte er sie für Andere. Er glaubte an die Wasserheilkunde, und errichtete in Northampton in Massachusetts eine große Wasserheilanstalt, wo er einer der Erfolgreichsten in dieser Behandlungsweise war.

ford anlangte, hieß ich Johnson, und da ich die Familie Johnson ohnehin in New-Bedford schon zahlreich genug fand, um Verwechselungen herbeizuführen, hatte ich abermals Grund, meinen Namen zu verändern. In der That hatte fast jeder flüchtige Sclave, welcher von Maryland in New-Bedford anlangte, sich Johnson genannt, zum großen Verdruß der ächten Johnson's, deren es dort viele gab. Mein Wirth, der nicht wünschte, die Gemeine abermals auf diese unbefugte Weise durch ein Mitglied seines Namens vermehrt zu sehen, gab mir meinen gegenwärtigen Namen, nachdem ich einen Tag in seinem Hause zugebracht hatte. Er hatte die „Lady of the Lake" gelesen und hielt mich dieses berühmten schottischen Namens würdig, obgleich ich fühlte, daß er durch seine großmüthige Gastfreiheit und seinen edeln Charakter die Tugenden dieses schottischen Helden besser veranschaulichte als ich. Ich bin überzeugt, hätte ein Sclavenfänger es gewagt, seine Schwelle zu überschreiten, um irgend Jemand in seinem Hause zu beunruhigen, er würde sich gleich ihm mit der „tapferen Hand" erwiesen haben.

Der Leser wird über meine Unwissenheit lachen, wenn ich erzähle, welche Vorstellungen ich von dem Reichthum, dem Unternehmungsgeist und der Civilisation des Nordens hatte. Ich glaubte, daß es im Norden weder Reichthum noch Bildung gäbe. Mein columbischer Redner, fast das einzige Buch, welches ich besaß, hatte nicht viel dazu beigetragen, mich über den Zustand der Gesellschaft im Norden aufzuklären, und alle meine Vorstellungen wichen weit von der Wahrheit ab. New-Bedford vorzüglich überraschte mich durch seinen Glanz und Reichthum. Meine Begriffe hinsichtlich des geselligen Zustandes

der freien Staaten waren die Folge der Eindrücke, welche ich von den freien, nicht sclavenhaltenden Weißen in den Sclavenstaaten empfangen hatte. Da ich die Sclaverei für die Grundlage des Reichthums hielt, bildete ich mir ein, Niemand könne ohne Sclaverei reich werden. Ein freier Weißer im Süden auf dem Lande, der keine Sclaven hielt, war der unwissendste, ärmste Mensch auf der Welt, selbst von den Sclaven verlacht und von ihnen allgemein „armes weißes Gesindel" genannt. Weil die Leute im Norden gleich den armen Weißen im Süden keine Sclaven hielten, meinte ich, daß sie diesen auch in der Armuth und Erniedrigung gleichstehen müßten. Man möge sich demnach meine Freude und mein Erstaunen denken, als ich fand, daß die arbeitende Classe in New-Bedford in bessern Häusern wohnte, schönere Möbel hatte und von größerer Eleganz und Bequemlichkeit umgeben war, als die Mehrzahl der Sclavenhalter am östlichen Ufer von Maryland. Da war mein Freund Johnson, selber ein Farbiger, der im Süden für eine preiswürdige Waare gegolten haben würde, welcher in einem bessern Haus wohnte, eine reichere Tafel hielt, mehr Bücher besaß, mehr Zeitungen las und in den politischen und socialen Zuständen seiner Nation und der ganzen Welt bewanderter war, als neun Zehntel der Sclavenhalter von Talbot County in Maryland, und trotzdem war er nur ein Arbeiter, dessen Hände von ehrenvoller Arbeit gehärtet waren. Hier gab es also etwas zu beobachten und zu lernen. Woher dieser Unterschied? Die Erklärung fand sich bald in der Ueberlegenheit des Geistes über die blos materielle Kraft. Ganze Seiten könnten diesem Contrast und der Erklärung seiner Ursachen gewidmet werden, doch ein paar Umstände werden genügen,

um dem Leser zu zeigen, wie dies Geheimniß sich mir allmälig enthüllte.

Den ersten Nachmittag in New-Bedford besuchte ich den Hafen und sah mir dort die Schiffe an. Der Anblick der breitrandigen Hüte und des einfachen Anzugs der Quäker, denen ich überall begegnete, erhöhte in mir das Gefühl der Sicherheit und Freiheit. „Unter Quäkern“, dachte ich, „bin ich in Sicherheit.“ Im Hafen und auf dem Strom lagen vollständig aufgetakelte Schiffe von der schönsten Bauart, segelfertig für den Wallfischfang. Rechts und links sah ich mich zwischen großen, mit den Schätzen dieser Welt angefüllten Speichern mit Granitfronte. Auf den Kais sah ich Fleiß ohne übermäßige Eile und schwere Arbeit ohne Lärm und ohne die Peitsche. Man hörte hier kein lautes Singen beim Ein- und Ausladen der Schiffe, wie in den südlichen Häfen, kein Fluchen und Schwören; Alles ging so ruhig vor sich, wie das Arbeiten einer wohleingerichteten Maschine. Wie verschieden war dies Alles von der lärmenden und ungeschickten Art, in der solche Arbeiten in Baltimore und St. Michael betrieben wurden! Einer der ersten Gegenstände, welcher mir die Vorzüge der Art der Arbeit im Norden vor der des Südens lebhaft veranschaulichte, war das Ausladen einer Schiffsladung Oel. Im Süden würden zwanzig bis dreißig Arbeiter nöthig gewesen sein, um das zu thun, was hier fünf bis sechs mit Hülfe eines einzigen Ochsen thaten. Ein alter Ochse, vielleicht achtzig Dollars werth, that die Arbeit, die in einem südlichen Hafen wenigstens fünfzehn tausend Dollars Werth in menschlichen Muskeln und Knochen erfordert haben würde. Ich fand, daß Alles hier mit gewissenhafter Rücksicht auf Schonung der Menschen und Dinge,

als auf Ersparung der Zeit und des Kraftaufwandes vorgenommen wurde. Das Dienstmädchen, welches in Baltimore den zehnten Theil seiner Zeit mit Wasserholen zubrachte, hatte hier die Pumpe dicht neben sich. Das Holz war trocken und wurde sorgfältig für den Winter aufgestapelt. Holzschuppen, Pumpen im Innern der Häuser, Abzüge, Thüren, die sich von selbst schließen, Waschmaschinen und dergleichen Dinge mehr waren mir lauter neue Dinge, die mir bewiesen, daß ich mich unter denkenden, verständigen Menschen befand. Ich ging nach dem Dock, wo die Schiffe ausgebessert wurden, und fand dort dieselbe verständige Berechnung und Einsicht. Die Zimmerleute trafen aufs Ziel und die Kalfaterer verloren keine Zeit mit unnützen Schlägen. Ich erfuhr hier, daß Leute von New-Bedford nach Baltimore gingen und dort alte Schiffe kauften und hier ausbessern ließen, wodurch sie besser und werthvoller wurden, als sie je zuvor gewesen waren. Die Leute sprachen hier mit größerer Ruhe von einer Wallfischexpedition von vier Jahren, als dort von einer Reise von vier Monaten.

Ich finde jetzt, daß ich in keinem Ort der Vereinigten Staaten hätte kommen können, der einen schlagenderen und wohlthuendern Contrast mit dem Zustand der freien Farbigen in Baltimore geboten hätte, als gerade New-Bedford. Kein Farbiger ist in den Sclavenstaaten wahrhaft frei. Selbst wenn er es dem Namen nach ist, trägt er das Zeichen der Knechtschaft und ist oft Widerwärtigkeiten ausgesetzt, die dem Sclaven fremd bleiben; doch hier in New-Bedford war ich so glücklich, die Farbigen in fast vollständiger Freiheit anzutreffen. Ich war ganz erstaunt, als Johnson mir sagte, daß die Schwarzen vermöge der Constitution durchaus nicht von den Staats-

ämtern ausgeschlossen wären. In New-Bedford gingen die Kinder des Negers — trotzdem die Abolitionsbewegung damals keineswegs populär war — mit den weißen Kindern in dieselbe Schule, ohne daß von irgend einer Seite die geringste Einwendung gemacht worden wäre. Um mich ganz heimisch zu machen, sagte Johnson mir, daß kein Sclavenhalter eines Sclaven in New-Bedford habhaft werden könnte, daß es hier Menschen gäbe, die ihr Leben daran setzen würden, eine solche Gewaltthat zu verhindern, daß die Schwarzen selbst aus dem besten Stoff gemacht wären und bis zum Tode für die Freiheit kämpfen würden.

Bald nach meiner Ankunft in New-Bedford wurde mir folgende Geschichte erzählt, welche, wie man sagte, den unter den Schwarzen in jener Stadt herrschenden Geist besonders schlagend veranschaulichte. Ein flüchtiger Sclave und ein anderer Farbiger geriethen miteinander in Streit, und dieser drohte ersterem, daß er seinen Herrn von seinem Aufenthaltsort benachrichtigen würde. Sobald diese Drohung bekannt geworden war, wurde von der Kanzel der damals einzigen farbigen Kirche des Ortes eine Ankündigung verlesen, daß dort zu einer festgesetzten Zeit eine wichtige Angelegenheit zur Berathung kommen würde. Man hatte Sorge getragen, sich der Anwesenheit des Verräthers zu versichern, und zur bestimmten Stunde fand er sich mit den Uebrigen ein. Alle bei öffentlichen Versammlungen gebräuchlichen Förmlichkeiten fanden statt, selbst das übliche Gebet um göttlichen Rath in der betreffenden Angelegenheit. Der Präsident nahm selbst diese Ceremonie vor, und man erzählte mir, daß er ungewöhnlich eifrig dabei gewesen wäre. Als dies geschehen war, stand der alte Mann, ein Mitglied der

zahlreichen Familie Johnson, auf, und einen bedächtigen Blick auf die Versammlung werfend, sagte er mit dem Tone feierlicher Entschlossenheit: »Wohl, meine Freunde, er ist hier unter uns und ich möchte Euch jungen Männern jetzt anempfehlen, ihn hinauszuführen und zu tödten.« Sogleich stürzten Viele aus der Versammlung, die wohl begriffen, welcher Angelegenheit wegen sie zusammen berufen worden waren, auf den Elenden los und würden ihn ohne Zweifel getödtet haben, wenn er sich nicht durch ein offenes Fenster geflüchtet hätte. Seit jener Zeit hat er sich nie wieder in New-Bedford sehen lassen. In diesem kleinen Vorfall giebt sich ganz der unter den Farbigen in New-Bedford herrschende Geist kund. Ein Sclave konnte dort vor siebenzehn Jahren so wenig eingefangen werden, als heutzutage. Der Grund liegt darin, daß die Farbigen in jener Stadt schon weit genug fortgeschritten sind, um für ihre Freiheit sowohl zu kämpfen als zu sprechen.

Sobald ich über meine Sicherheit beruhigt war, warf ich mich in den Anzug eines gewöhnlichen Arbeiters und ging auf den Kai, um mich dort nach Arbeit umzusehen. Es fiel mir nicht ein, mich auf die edle Theilnahme meines Freundes Johnson oder die der Abolitionisten zu verlassen; mein Geschrei war gleich dem von Hood's Arbeiter: »O, nur Arbeit, Arbeit gebt mir!« Zum Glück brauchte ich nicht lange zu suchen; am dritten Tage nach meiner Ankunft in New-Bedford fand ich Beschäftigung bei dem Stauen einer Schaluppe mit einer Ladung Oel für den New-Yorker Markt. Die Arbeit war mir ungewohnt und selbst für einen Kalfaterer eine harte und schmutzige, doch voll Freude und Eifer ging ich daran. Ich war jetzt mein eigener Herr, eine große Sache!

Schwerlich kann sich Jemand, der nicht ähnliche Erfahrungen gemacht hat, eine Vorstellung von dem Entzücken und der Aufregung machen, womit ich die Arbeit unternahm. Der Gedanke: „ich kann arbeiten, ich kann für meinen Unterhalt arbeiten; kein Hugh ist in der Nähe, um mich meines Verdienstes zu berauben!“ flößte mir ein Gefühl der Unabhängigkeit ein, welches es mir überflüssig scheinen ließ, die Freundschaft oder Unterstützung irgend eines andern Menschen zu suchen. Die Arbeit jenes Tages betrachtete ich als den wahren Anfangspunkt eines neuen Daseins. Als ich diese Arbeit vollbracht und meine Bezahlung dafür erhalten hatte, sah ich mich zunächst nach Beschäftigung im Kalfateren um. Es traf sich gerade, daß Rodney French, der frühere Mayor von New-Bedford, ein Schiff für die See ausrüstete, an welchem es viel zu kalfatern und zu kupfern gab. Ich wendete mich an diesen wohlwollenden Mann, und er hieß mich sogleich an die Arbeit gehen; als ich aber auf das Werft kam, wurde mir gesagt, daß jeder weiße Arbeiter das Schiff verlassen würde, wenn ich nur einen einzigen Hammerschlag darauf thun würde. „Gut, gut,“ dachte ich, „das ist eine Widerwärtigkeit, doch keine sehr große!“ Der Unterschied zwischen dem Lohn eines Kalfaterers und dem eines gewöhnlichen Arbeiters betrug hundert Procent zum Vortheil des ersteren, doch ich war frei und durfte arbeiten, wenn auch nicht in meinem Handwerk. Jetzt beschloß ich, jede vorkommende Arbeit zu unternehmen, an der mit Ehren etwas zu verdienen war; ich sägte Holz, grub Keller, schaufelte Kohlen, fegte mit Onkel Lucas Debuty Schornsteine, rollte Oelfässer auf die Kais, half Schiffe aus- und einladen, arbeitete in Ricketson's Lichtfabrik, in Richmond's Eisengießerei

und wo nicht sonst noch, und ernährte auf diese Weise mich und meine Familie drei Jahre lang.

Der erste Winter war ungewöhnlich schwer, in Folge der hohen Preise der Lebensmittel, doch selbst während dieses Winters litten wir wahrscheinlich weniger als Viele, die zeitlebens frei gewesen waren. Während der strengsten Wintermonate vermiethete ich mich für neun Dollars monatlich; dafür miethete ich zwei Zimmer für neun Dollars vierteljährlich und versah meine Frau, welche damals nicht fähig zu arbeiten war, mit Lebensmitteln und einigem nothwendigen Hausrath. Es hielt schwer, unsere Bedürfnisse mit unseren Mitteln in Einklang zu bringen, aber das Gefängniß stand gegenüber und ich hatte eine heilsame Angst vor den Folgen des Schuldenmachens. Der Winter ging vorüber und ich hatte mich durchgeschlagen, fand Arbeit in Menge, wurde gut dafür bezahlt und fand, daß ich nicht Unrecht gethan hatte, Hugh und Thomas zu verlassen. Ich lebte jetzt in einer neuen Welt, deren Vorzüge mir nicht entgingen. Bald fing ich an, die Versammlungen der Farbigen in New-Bedford zu besuchen und Theil an ihnen zu nehmen. Ich war etwas verwundert, Farbige Entschließungen aufsetzen und in Erwägung geben zu sehen. Einige junge Männer erregten damals große Hoffnungen hinsichtlich ihrer künftigen Wirksamkeit. Sie waren unterrichtet und besaßen, wie mir damals schien, bedeutende Talente. Einige hat der Tod weggerafft, Andere haben sich nach anderen Weltgegenden zerstreut, und Einige sind dort geblieben und rechtfertigen durch ihre gegenwärtige Thätigkeit meine damals gefaßte Meinung.

Bald nach meiner Ankunft in New-Bedford hatte ich Schritte gethan, um in die Kirche aufgenommen zu werden,

denn wiewohl ich lau und gleichgültig geworden war, hielt ich es doch noch für meine Schuldigkeit, mich der Methodistenkirche anzuschließen. Ich kannte damals weder den mächtigen Einfluß dieser Religionssecte zu Gunsten der Sclaverei, noch sah ich ein, wie die nördlichen Kirchen für das Verhalten der südlichen verantwortlich sein könnten, und ebenso wenig begriff ich vollständig, daß es meine Schuldigkeit wäre, von der Kirche getrennt zu bleiben, weil nichtswürdige Menschen damit verbunden waren. Die sclavenhaltende Kirche mit ihren Covey's, Weeden's, Auld's und Hopkins' hatte ich durchschauen gelernt, aber ich sah nicht ein, in wiefern die Kirche in der Elmstraße in New-Bedford dem Christenthum jener Menschen in der Kirche zu St. Michael ihre Sanction ertheilte, und ich beschloß demnach, mich der Methodistenkirche anzuschließen. Reverend Doctor Bonney war dort Prediger, und wenn mir gleich meiner Farbe wegen nicht gestattet wurde, im Schiff der Kirche Platz zu nehmen, so verstand ich mich willig dazu, weil ich in dieser Ausschließung nur ein Zugeständniß sah, welches den noch nicht bekehrten Mitgliedern der Gemeine gemacht wurde, die mich, sobald sie nur erst bekehrt wären, ebenfalls als Menschen und Bruder betrachten würden. „Diese frommen Leute," dachte ich, „hegen sicher kein Farbenvorurtheil; sie wenigstens müssen dieser profanen Regung entsagt haben!" Der Leser mag sich demnach mein Erstaunen und meine Verstimmung vorstellen, als ich bald darauf fand, daß ich mich in allen meinen wohlwollenden Voraussetzungen getäuscht hatte.

Ich fand bald Gelegenheit, über die Stellung der Kirche in der Elmstraße hinsichtlich dieses Gegenstandes ins Klare zu kommen. Es traf sich, daß ich die bekehrten

Mitglieder der Gemeine unter sich sah, und obgleich sie ihre schwarzen Brüder und Schwestern allerdings vor der Welt verleugneten, hatte ich doch gedacht, daß diese Frommen uns, sobald Niemand weiter zugegen war und den Bösen kein Anstoß gegeben werden konnte, dennoch als die gleichberechtigten Kinder desselben Vaters anerkennen würden.

Diese Gelegenheit war die Austheilung des Abendmahls. Herr Bonney hatte eine sehr feierliche und eindrucksvolle Predigt gehalten, in welchen sich seine Bekanntschaft mit den tiefsten innersten Geheimnissen des menschlichen Herzens kund gab. Nach dem Schluß der Rede wurde die übrige Versammlung entlassen und nur Diejenigen blieben, welche an dem Sacrament theilnehmen wollten. Ich blieb ebenfalls, um dasselbe, wie ich erwartete, in dem Geist seines Stifters austheilen zu sehen.

Zu jener Zeit waren nur etwa sechs Farbige Mitglieder dieser Kirche. Als die Gemeine entlassen war, kamen diese von der Gallerie herunter und nahmen an der Wand Platz, die am entferntesten von dem Altar war. Bruder Bonney war überaus lebhaft und sang höchst erbaulich: „Erlösung ist ein freud'ger Ton!“ und fing bald darauf an, das Sacrament auszutheilen. Ich war begierig auf das Benehmen der farbigen Mitglieder, und das Resultat war ein höchst demüthigendes. Während der ganzen Ceremonie sahen sie aus wie Schafe ohne Schäfer. Die weißen Mitglieder traten — eine Bank voll nach der andern — zum Altar vor. Als sie Alle mit Wein und Brod versehen waren, machte Bruder Bonney, der fromme Bruder Bonney, eine lange Pause, als wenn er sich überzeugen wollte, ob auch alle Weißen versehen wären, und nachdem er sich über diesen wich-

tigen Punkt beruhigt hatte, schraubte er seine Stimme zu einer unnatürlichen Höhe hinauf, sah nach der Ecke, in der seine schwarzen Schafe eingepfercht schienen und rief, mit der Hand winkend: „Kommet heran, farbige Freunde! kommt heran! Auch Ihr habt Theil an dem Blut Christi. Gott sieht nicht auf die Person. Kommt heran und nehmt dies heilige Sacrament zu Euerer Stärkung!“ Die armen Sclavenseelen traten vor wie sie geheißen waren, ich aber ging hinaus und bin niemals wieder in jener Kirche gewesen, obgleich ich mit der Absicht hingegangen war, mich ihrer Gemeine anzuschließen. Ich versuchte es jetzt in anderen Kirchen mit demselben Erfolg, und endlich schloß ich mich einer kleinen Gemeine farbiger Methodisten an, bekannt als die Zions-Methodisten, wo ich bald Classenleiter wurde. Ich brachte schöne Stunden unter ihnen zu, an die ich noch gern zurückdenke, obgleich ich es später nicht für meine Schuldigkeit hielt, länger in einem Verband zu bleiben, der dem Geist, welcher mein Volk in Ketten hielt, seine Sanction gab.

Ich hatte vier bis fünf Monate in New-Bedford gelebt, als eines Tages ein junger Mann mit einem Exemplar des „Liberator“, redigirt von William Lloyd Garrison und herausgegeben von Isaac Knapp, zu mir kam und mich aufforderte, mich darauf zu abonniren. Ich erwiederte ihm, daß ich erst vor Kurzem aus der Sclaverei entkommen sei und demnach sehr arm wäre, und fügte hinzu, daß ich augenblicklich nicht dafür bezahlen könnte. Der Agent nahm mich trotzdem als Subscribenten an, und schien sich zu freuen, meinen Namen in seine Liste eintragen zu können. Von diesem Augenblick an kam ich mit dem Geist William Lloyd Garrison's in

Berührung. Sein Blatt nahm bei mir den Platz der Bibel zunächst ein.

Der Liberator war ein Blatt nach meinem Herzen. Er haßte die Sclaverei, deckte Heuchelei und Schlechtigkeit in hoher Stellung auf, und schloß keinen Vertrag mit den Menschenfleischhändlern und Seelenverkäufern ab; er verkündete Brüderschaft, griff die Tyrannei an und verlangte feierlich die vollständige Emancipation meiner Race. Dies Blatt sagte mir nicht wenig zu, ich liebte dasselbe und seinen Redacteur. Er schien allen seinen Gegnern gewachsen, sie mochten nun im Namen des Gesetzes oder der Schrift sprechen. Seine Worte waren bündig, zutreffend und von heiligem Feuer durchglüht. Da ich ihn durch sein Blatt lieben gelernt hatte, war ich schon günstig auf seine Persönlichkeit vorbereitet, und von Natur geneigt, jede Größe zu verehren, fand ich in ihm eine solche, welche vom ersten Augenblick meine Liebe und Bewunderung erregte.

Vor zwanzig Jahren gab es wenig Menschen, welche ein gewinnenderes Aeußere besaßen, als William Lloyd Garrison, und wenige, die eine so ächte wahre Menschenliebe an den Tag legten. Farbenvorurtheil war Empörung gegen Gott. Unter allen Menschen waren die Sclaven seinem großen Herzen am nächsten und theuersten, weil sie die verachtetsten und unterdrücktesten waren. Die Geistlichen, welche die Sclaverei aus der Bibel vertheidigten, stammten von ihrem „Vater, dem Teufel,“ ab; die Kirchen, welche Gemeinschaft mit den Sclavenhaltern hatten, waren „Synagogen des Satans“, und unsere Nation bestand aus Lügnern. „Dies ist der Mann, welcher von Gott gesandt ist, mein Volk aus der Knechtschaft zu befreien,“ dachte ich, als ich am äußersten Ende

der Halle seinem mächtigen Wort lauschte, mächtig durch die Wahrheit und durch den einfachen Ernst, der ihm innewohnte.

Ich hatte den Liberator noch nicht lange gelesen und seinem Redacteur zugehört, als ich einen vollständigen Begriff der Principien der Antisclavereibewegung gewann. Der Geist der Bewegung war schon in mir, und ich brauchte nur noch die Principien und ihre Anwendung kennen zu lernen. Dazu verhalfen mir der Liberator und Diejenigen, welche an ihn glaubten. Meine Kenntniß der Bewegung erhöhte in mir die Hoffnung auf die endliche Befreiung meiner Race, und ich schloß mich ihr sowohl aus Neigung, als aus Pflichtgefühl an.

Allwöchentlich kam der Liberator und allwöchentlich bemächtigte ich mich seines Inhalts. Ich wohnte allen Antisclavereiversammlungen bei, die in New-Bedford stattfanden, und jede einschlagende Aeußerung gegen die Sclaverei, jede Verdammung ihrer Freunde und Vertheidiger fand in mir ihren Wiederhall. Auf diese Weise verflossen die ersten drei Jahre meines Aufenthalts in New-Bedford. Bis dahin hatte ich mir noch nicht die Möglichkeit träumen lassen, selber als der öffentliche Anwalt der Sache aufzutreten, für die mein Herz schlug. Ich begnügte mich, den Worten Anderer zu lauschen, ihnen meinen Beifall zu geben, sie in mich aufzunehmen, und nur im Stillen, unter den weißen Arbeitern auf den Werften und wo sich's noch fügte, die Wahrheiten auszusprechen, welche mir im Innern brannten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Bekanntwerden mit den Abolitionisten.

Im Sommer 1841 fand in Nantucket eine große Antisclaverei-Convention unter der Leitung Garrison's und seiner Freunde statt. Seit meiner Flucht aus der Sclaverei hatte ich mir noch keine Erholung gegönnt; während jenes Frühlings und Sommers hatte ich anhaltend in Richmond's Eisengießerei gearbeitet, mitunter bei Nacht sowohl als am Tage, und da ich einige Tage der Ruhe bedurfte, wohnte ich jener Versammlung bei, ohne mir einfallen zu lassen, daß ich thätigen Antheil daran nehmen sollte. Ich vermuthete in Wahrheit nicht, daß irgend Jemand in der Convention nur meinen Namen wüßte. Hierin täuschte ich mich jedoch gänzlich. William C. Coffin, damals ein hervorragender Abolitionist, hatte mich in dem kleinen Schulgebäude in der zweiten Straße in New-Bedford, das wir als Kirche benutzten, zu meinen farbigen Freunden sprechen hören. Er suchte mich unter der Masse auf und forderte mich auf, einige Worte an die Versammlung zu richten. Ich konnte die Einladung nicht ablehnen und sprach die Empfindungen aus, welche die Gelegenheit und die lebhafte Rückerinnerung an die Vorgänge meines Sclavenlebens mir eingaben. Meine Rede bei dieser Gelegenheit ist die einzige unter allen, die ich jemals hielt, von welcher mir nicht ein einziger

zusammenhängender Satz mehr erinnerlich ist. Nur mit höchster Anstrengung vermochte ich mich aufrecht zu halten und ein paar Worte ohne Zögern und Stottern hervorzubringen. Ich zitterte an allen Gliedern und ich weiß nicht, ob meine Verlegenheit nicht der wirksamste Theil meiner Rede war, wenn man dieselbe überall eine Rede nennen konnte; jedenfalls ist dies der einzige Theil meiner Leistung, dessen ich mich noch deutlich erinnere.*) So aufgeregt und verwirrt ich aber auch war, bemerkte ich, daß die Zuhörer, welche zuvor auffallend ruhig gewesen waren, jetzt so aufgeregt wurden als ich selbst. Garrison folgte mir und nahm mich zu seinem Text,

---

*) Garrison schrieb später: „Ich werde niemals den mächtigen Eindruck vergessen, welchen seine Rede in dieser Convention sowohl auf mich, wie auf die zahlreiche Versammlung machte, die von Bewunderung und Ueberraschung hingerissen, seine Worte von Anfang bis zum Ende mit lautem Beifall begleitete. Mich dünkt, daß ich die Sclaverei niemals glühender haßte, als in jenem Augenblick. Jedenfalls stand die Größe des Verbrechens, welches durch dieselbe an dem gottähnlichen Wesen ihrer Opfer verübt wird, mir klarer vor Augen als je zuvor. Hier stand ein Mensch, eine edle, imponirende Gestalt, mit allen Vorzügen des Körpers und Geistes begabt, ein wahres Wunder natürlicher Beredtsamkeit, ein Wesen, fast den Engeln gleich und dennoch ein Sclave, ein flüchtiger Sclave, der für seine Sicherheit zittern mußte und kaum zu glauben wagte, daß es auf amerikanischem Boden einen einzigen Weißen geben könne, der sich seiner aus Menschlichkeit unter allen Umständen annehmen würde! Dieser Mensch, mit den höchsten Geistesgaben ausgestattet, der nur noch einer geringen Ausbildung bedurfte, um ein Schmuck der Gesellschaft und der Segenbringer seiner Race zu werden, war trotzdem den Gesetzen des Landes, der Stimme des Volkes und den Bestimmungen des Sclavencodex zufolge nur ein Stück Eigenthum, ein Lastthier, ein persönliches Besitzthum!"

und mochte ich nun mit Beredtsamkeit für die Sache der Freiheit gesprochen haben oder nicht, sicher war seine Rede eine, welche Keiner, der sie gehört, je vergessen konnte. Diejenigen, welche Garrison am öftesten gehört und am längsten gekannt hatten, waren erstaunt. Es lag eine unwiderstehliche Gewalt darin, und gleich einem Sturmwind riß er jede widerstrebende Schranke, sei es des Gefühls oder der Ansicht, vor sich nieder. Auf einen Augenblick besaß er jene oft angeführte, aber selten erreichte Inspiration, durch welche eine ganze Versammlung gleichsam zu einer einzigen Individualität verschmilzt, wenn der Redner die Gedanken und Empfindungen von Tausenden auf einmal beherrscht und durch die einfache Größe seines Gedankens seine Zuhörer zum Abdruck seines eigenen Innern umformt. An jenem Abend hatte Garrison wenigstens tausend Anhänger in Nantucket. Am Schluß der Convention trat John A. Collins, damals General-Agent der Antisclaverei-Gesellschaft von Massachusetts, zu mir und forderte mich dringend auf, deren Principien öffentlich zu vertreten. Ich zögerte, die angebotene Stellung anzunehmen. Noch nicht drei Jahre waren seit meiner Flucht aus der Sclaverei verflossen; ich setzte Mißtrauen in meine Fähigkeiten; außerdem setzte die Oeffentlichkeit mich der Gefahr aus, von meinem Herrn entdeckt und wieder eingefangen zu werden, und noch andere Einwendungen erhoben sich, allein Collins ließ sich nicht abweisen und endlich willigte ich ein, drei Monate lang auszugehen, denn ich dachte, daß ich bis dahin ans Ende meiner Geschichte und meiner Wirksamkeit gelangt sein würde.

Jetzt eröffnete sich mir ein neues Leben, ein Leben, für welches ich gänzlich unvorbereitet war. Ich war ein

„Graduirter der besonderen Institution“, pflegte Collins zu sagen, wenn er mich vorstellte, und „trug mein Diplom auf dem Rücken.“ Die drei Jahre der Freiheit hatte ich in der harten Schule der Widerwärtigkeit zugebracht. Meine Hände waren von Natur wie mit einem Ueberzug von festem Leder bedeckt, und muthig hatte ich mir ein Leben voll harter Arbeit, der Härte meiner Hände angemessen, als das Mittel vorgesteckt, meinen und meiner Kinder Unterhalt zu erwerben.

Was soll ich jetzt von meiner siebenzehnjährigen Erfahrung als Anwalt der Sache meines geknechteten Volkes sagen? Die Zeit ist nur ein Punkt, doch groß genug, um eine Pause für einen Rückblick zu rechtfertigen, denn mehr als eine Pause darf es nicht sein.

Jung, feurig und voll Hoffnung stürzte ich mich mit der vollen Gluth der Begeisterung in den Strom dieses neuen Lebens. Die Sache war gut, die Männer gut, welche sie vertraten, und die Mittel gut, durch welche ihr Triumph erreicht werden sollte; der Himmel selbst mußte mit uns sein und bald der Tag der Freiheit für die Millionen anbrechen, die in harter Knechtschaft schmachteten. Mein ganzes Herz war bei der Sache; ich glaubte nicht, daß irgend etwas einem so großen und heiligen Zweck widerstehen könnte, und daß, sobald die Wahrheit nur erst ausgesprochen wäre, eine ganze Nation sich bei ihrem Laut erheben würde. Von solchem Enthusiasmus durchdrungen, schloß ich mich den Reihen der Freiheitsfreunde an und stürzte mich in die Schlacht. Einige Zeit lang ließ man mich vergessen, daß meine Haut dunkel und mein Haar kraus war; einige Zeit lang bedauerte ich, nicht die Beschwerden und Gefahren der früheren Kämpfer für die Befreiung der Sclaven getheilt

zu haben. Bald fand ich indessen, daß meine Begeisterung mich zu weit geführt hatte, daß Beschwerden und Gefahren noch nicht vorüber waren, und daß mein gegenwärtiges Leben sowohl seinen Schatten, als seinen Sonnenschein hatte.

Ein Theil meiner neuen Wirksamkeit bestand darin, in George Foster's Gesellschaft umherzureisen, um Abonnenten für den „Anti-slavery Standard" und den „Liberator" zu gewinnen. Ich reiste mit ihm durch die östlichen Counties von Massachusetts und trat dort als Redner auf. Großes Interesse zeigte sich und zahlreiche Versammlungen fanden statt. Viele kamen gewiß nur aus Neugier, um zu hören, was ein Neger in seiner eigenen Sache vorbringen könnte. Gewöhnlich wurde ich als ein „Besitzthum", ein „Ding", ein „Stück südlichen Eigenthums" vorgestellt, und der Präsident pflegte die Versammlung zu versichern, daß „es" sprechen könne. Damals gab es nicht so viele flüchtige Sclaven als heutzutage, und ich, ein flüchtiger Sclave als Redner, hatte den Vortheil, der erste, „eine funkelnagelneue Erscheinung" zu sein. Bis dahin hatte man den Farbigen für einen Thoren gehalten, der eingestand, ein weggelaufener Sclave zu sein, nicht allein der Gefahr wegen, der er sich aussetzte, wieder eingefangen zu werden, sondern weil das Bekenntniß einer sehr niedrigen Abkunft darin lag! Manche meiner farbigen Freunde verdachten es mir nicht wenig, daß ich mich auf diese Weise blosstellte und erniedrigte. Um Thomas Auld nicht auf meine Spur zu bringen, brauchte ich im Anfang die Vorsicht, meinen früheren Namen, den Namen meines Herrn und den des Staates und der County zu verschweigen, von woher ich kam. Während der ersten drei bis vier Monate

bestanden meine Reden fast ausschließlich in der Erzählung meiner eigenen Erlebnisse als Sclave. „Gieb uns die Thatsachen," sagten die Leute, und ebenso sagte Freund George Foster, der mich immer auf die einfache Erzählung beschränken wollte. „Gieb uns die Thatsachen," sagte Collins, „für die Anwendung wollen wir schon sorgen." Dies verursachte einige Schwierigkeit. Es war mir nicht möglich, Monat auf Monat dieselbe alte Geschichte zu wiederholen, ohne selbst das Interesse daran zu verlieren. Es ist wahr, sie war den Zuhörern neu, aber für mich war es eine alte Geschichte, und es war eine viel zu mechanische Aufgabe, sie jeden Abend wieder von Neuem zu erzählen. „Erzählen Sie Ihre Geschichte, Frederick," flüsterte mein damals hochverehrter Freund, William Lloyd Garrison, wenn ich auf die Platform trat. Ich konnte ihm nicht immer gehorchen, denn ich las und dachte jetzt für mich selbst. Ich betrachtete den Gegenstand aus neuen Gesichtspunkten; ich konnte mich nicht mehr damit begnügen, das Unrecht zu erzählen, ohne es auch anzuklagen. Ich konnte meine Empörung über die Unthaten der Sclavenhalter nicht lange genug im Zaum halten, um mich in der ausführlichen Erzählung von Thatsachen zu ergehen, die, wie ich fühlte, Jedermann kannte. Außerdem wuchs ich und brauchte mehr Raum. „Die Leute werden nicht glauben, daß Sie jemals ein Sclave waren, Frederick, wenn Sie auf diese Art fortfahren," sagte Freund Foster. „Geben Sie sich selbst und erzählen Sie Ihre Geschichte," sagte Collins. „Nehmen Sie etwas von dem Pflanzungsdialect an," wurde mir gesagt, „es ist nicht gut, wenn Sie zu unterrichtet scheinen." Meine vortrefflichen Freunde wurden von den wohlmeinendsten Gründen bestimmt und hatten

nicht ganz Unrecht mit ihrem Rath, aber trotzdem konnte ich nicht anders sprechen als mir schien, daß gerade ich sprechen mußte.

Endlich brach der erwartete Sturm aus. Die Leute zweifelten, daß ich jemals ein Sclave gewesen wäre. Man sagte, daß ich weder die Sprache, das Aussehen, noch das Benehmen eines Sclaven hätte, und glaubte nicht, daß ich jemals südlich von Mason's und Dixon's Linie gewesen wäre. „Er sagt uns nicht, woher er kam, wie sein Herr hieß, wie er entkam, und eben so wenig giebt er uns die Geschichte seiner Erfahrungen. Ferner ist er gebildet und ist demnach der lebende Widerspruch alles dessen, was wir von der Unwissenheit der Sclaven wissen." Mithin war ich nahe daran, für einen Betrüger gehalten zu werden. Die Mitglieder der Committee der Antisclaverei-Gesellschaft von Massachusetts kannten Alle meine Verhältnisse und gaben mir Recht, daß ich sie aus Vorsicht verborgen hielt; sie zweifelten folglich nie, daß ich ein Flüchtling wäre; doch wenn ich die Flügel der Kirchen entlang ging, in denen ich gesprochen hatte, hörte ich die freimüthigen Yankees wiederholt sagen: „der ist in seinem Leben kein Sclave gewesen, darauf will ich wetten!" Um allem Zweifel ein Ende zu machen, beschloß ich das Dunkel binnen Kurzem durch Enthüllungen aufzuhellen, welche nur ein ächter Flüchtling zu machen fähig war.

Nicht volle vier Jahre nachdem ich zuerst als öffentlicher Redner aufgetreten war, fühlte ich mich demnach veranlaßt, meine hauptsächlichsten Erlebnisse als Sclave mit den vollen Namen der Personen und Orte, so wie mit den Jahreszahlen zu veröffentlichen, und es somit jedem Zweifler möglich zu machen, sich selbst von der

Wahrheit oder Unwahrheit meiner Geschichte zu überzeugen. Dieselbe wurde bald in Maryland bekannt, und ich hatte Grund zu glauben, daß man einen Versuch machen würde, meiner wieder habhaft zu werden.

Ich glaube nicht, daß ein offener Versuch, sich meiner zu bemächtigen, meinem Herrn mehr als höchstens den Geldwerth meiner Knochen und Muskeln hätte einbringen können. Zum Glück hatte ich während meiner vierjährigen Bestrebungen für die Sache der Abolition viele Freunde gewonnen, welche die größten Opfer gebracht haben würden, um mich vor der Sclaverei zu retten. Ich hatte das zweifache Verbrechen begangen, zu entfliehen und die Geheimnisse und Schandthaten der Sclaverei und der Sclavenhalter zu enthüllen; ein zweifacher Grund war ebenfalls vorhanden, um mich abermals in Fesseln zu schmieden: Geiz und Habsucht, und wiewohl, wie gesagt, ein offener Versuch, mich einzufangen, schwerlich erfolgreich gewesen wäre, so war ich doch beständig in Gefahr, in einem Augenblick entführt zu werden, wenn meine Freunde mir keinen Beistand leisten konnten. Auf meinen Reisen von Ort zu Ort — häufig allein — war ich dergleichen Angriffen sehr ausgesetzt. Jeder, der die Absicht hegte, mich zu verrathen, hatte es sehr leicht, wenn er nur meine Bewegungen in den Antisclaverei-Blättern verfolgte, wo die Versammlungen, in denen ich sprach, im Voraus angekündigt waren. Meine Freunde Garrison und Wendell Phillips setzten kein Vertrauen in die Macht des Staates Massachusetts, mich in meinem Recht auf Freiheit zu schützen. Die allgemeine Stimme und das Gesetz würden mich, meinten sie, meinen Feinden ausliefern. Wendell Phillips besonders hielt mich für gefährdet und sagte, als ich ihm das Manuscript meiner

Geschichte zeigte, daß er an meiner Stelle es ins Feuer werfen würde. Auf diese Weise hatte die Beseitigung der einen Schwierigkeit eine neue herbeigeführt, und trotzdem ich mich in einem freien Staat befand und eine öffentliche Wirksamkeit erreicht hatte, war ich immer noch von der Möglichkeit bedroht, meine Freiheit zu verlieren. Das folgende Kapitel wird unter Anderem erzählen, wie diese Gefahr beseitigt wurde.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Einundzwanzig Monate in Großbritannien.

Wie sich anscheinende Widerwärtigkeiten oft später als glückliche Fügungen erweisen, so erwies die schreckliche Möglichkeit, wieder der Sclaverei überliefert zu werden, welche mich bei Tag und Nacht verfolgte, sich auf meinem Pfad als eine nothwendige Stufe zu größerem Wissen und ausgedehnterer Wirksamkeit. Die Veröffentlichung meiner Schrift im Frühling des Jahres 1845 gefährdete meine Freiheit und nöthigte mich, im monarchischen England eine Zuflucht vor der republikanischen Sclaverei zu suchen. Ein roher, ungebildeter Sclave wurde von der harten Nothwendigkeit nach jenem Lande getrieben, das die reichen, jungen Amerikaner besuchen, um dort Vergnügen zu haben, um ihre Kenntnisse zu vermehren und um ihre eckigen demokratischen Manieren durch die Berührung mit der englischen aristokratischen Bildung abzuschleifen. Als mein Freund James N. Buffum aus Lynn in Massachusetts für mich Schritte wegen Ueberfahrt an Bord des Dampfschiffes Cambria von der Cunardlinie that, wurde ihm eröffnet, daß man mich nicht in die erste Cajüte aufnehmen würde. So triumphirte amerikanisches Farbenvorurtheil über englische Civilisation, und das Recht, das Meer in der ersten Cajüte eines englischen Schiffes zu kreuzen, wurde von der Farbe

abhängig gemacht! Meine weißen Freunde empfanden die Beleidigung schwerer als ich; für mich war sie etwas Gewöhnliches, Erwartetes, und es lag mir wenig daran, ob ich in der Cajüte oder im Zwischendeck reiste. Ferner dachte ich, daß, wenn ich nicht in die erste Cajüte durfte, die Passagiere derselben in die zweite kommen konnten, und die Folge rechtfertigte meine Erwartungen im vollsten Maaße. Bald war ich sogar der Gegenstand allgemeineren Interesses, als mir selbst lieb war, und anstatt mich durch meine Verweisung in die zweite Cajüte erniedrigt zu fühlen, hatte ich die Genugthuung zu sehen, daß dieselbe während der Ueberfahrt ebensoviel Vergnügen bot und soviel gebildete Gesellschaft in sich versammelte, als nur in der ersten aufzufinden war. Die Sängerfamilie Hutchinson, welche sich unter der Reisegesellschaft befand, kam oft auf mein rohes Vorderdeck und belebte dasselbe mit reizenden Liedern und anziehender Unterhaltung. Zwei Tage nach der Abreise von Boston stand ein Theil des Schiffes mir so frei als der andere. Meine Reisegefährten besuchten mich und luden mich ein, sie ebenfalls auf dem Salondeck zu besuchen. Meine Besuche waren dort jedoch selten; ich zog es vor, innerhalb der Grenzen meines Rechtes, auf dem mir angewiesenen Boden zu bleiben, wie Klugheit und mein eignes Gefühl mir eingaben. Die Folge war, daß die meisten Passagiere alle Farbenunterschiede fahren ließen und ich vom Anfang bis zum Ende der Reise mit höchster Achtung behandelt wurde, ausgenommen in einem einzigen Fall, als ich fast thätlich mißhandelt worden wäre, weil ich der Aufforderung der Passagiere und des Capitains der Cambria Folge leistete und eine Vorlesung über die Sclaverei hielt. Mehrere Passagiere aus New-Orleans

und Georgia wollten darin eine Beleidigung sehen und schwuren, daß sie mich nicht reden lassen würden. Sie gingen so weit, zu drohen, mich über Bord zu werfen, und würden unter dem Einfluß der Sclaverei und des Branntweins wahrscheinlich versucht haben, ihre Drohung auszuführen, wenn Capitain Judkins weniger entschieden aufgetreten wäre. Ich habe nicht Raum, diese Scene zu beschreiben, obgleich sie mit ihren tragi-komischen Einzelheiten schon werth ist geschildert zu werden. Der Capitain machte endlich dem Aufstand ein Ende, indem er der Mannschaft befahl, die Salzwasser-Mobokraten in Eisen zu legen. Bei diesem entschiedenen Befehl nahmen die Herren von der Peitsche Reißaus und betrugen sich während des übrigen Theils der Reise überaus anständig.

Dieses Reiseabenteuer brachte mich zwei Tage nach der Ankunft in Liverpool ohne mein eigenes Zuthun auf einmal vor das englische Publikum. Die Herren, welche sich in ihrer beabsichtigten Gewaltthätigkeit so kurz abgeschnitten gesehen hatten, nahmen ihre Zuflucht zu der Presse, um ihr Benehmen zu rechtfertigen und mich als einen nichtsnutzigen, frechen Neger darzustellen. Dieses Verfahren war noch weniger gescheut, als das Betragen selbst, das dadurch gerechtfertigt werden sollte, denn nicht allein wurde dadurch eine Art Nationalinteresse für mich rege, das mir eine zahlreiche Zuhörerschaft sicherte, sondern es rief auch Entgegnungen hervor und ließ die Schuld, welche sie mir und dem entschlossenen Capitain zuschoben, auf sie selbst zurückfallen.

Der folgende Auszug aus einem der Briefe, die ich damals an Garrison schrieb und welche im Liberator gedruckt erschienen, giebt einen Begriff von der Veränderung,

die der Aufenthalt im Ausland in meinen Empfindungen und Verhältnissen hervorrief. Derselbe war am 1. Januar 1846 geschrieben:

„Mein lieber Garrison! Bis zu diesem Augenblick habe ich meinen Ansichten, Empfindungen und Meinungen hinsichtlich des Charakters und Zustandes der Bevölkerung dieses Landes noch keinen unmittelbaren Ausdruck gegeben. Ich that dies vorsätzlich, denn ich wollte nach keinem oberflächlichen Eindruck urtheilen und habe deshalb gewartet, bis meine Ansichten durch längere Beobachtung gereift waren. Ich war nicht etwa so vorsichtig, weil ich glaube, daß meine Ansichten die Meinungen der Welt modeln werden, sondern weil ich — gleichviel wie viel oder wie wenig Einfluß ich auch besitzen mag — den richtigen Standpunkt einzunehmen wünsche. Ich brauche wohl kaum zu sagen, daß ich mich in meinem Urtheil über Irland durch kein Vorurtheil zu Gunsten Amerikas werde bestimmen lassen. Ich denke, meine Verhältnisse verbieten dies vorweg. Ich habe keinem Zweck zu dienen, keinen Glauben zu vertreten, keine Regierung zu vertheidigen, und was die Nation betrifft, so gehöre ich keiner an. Die Heimath gewährt mir keinen Schutz und das Ausland keinen Ruheplatz. Mein Geburtsland empfängt mich als Sclaven und weist mit Geringschätzung die Zumuthung von sich, mich anders zu behandeln. Der Patriotismus erscheint mir sehr natürlich und als philosophisches Factum begreife ich ihn vollkommen, aber weiter kann ich auch nicht gehen. Wenn ich jemals Patriotismus besaß oder fähig war, ihn zu empfinden, so wurde er mir schon vor langer Zeit durch die Geißel des amerikanischen Seelenverkäufers ausgepeitscht.

„Mitunter denke ich mit Entzücken an Amerikas blauen

Himmel, seine ungeheueren Urwälder, seine fruchtbaren Felder, die herrlichen Ströme, die mächtigen Seen und die sternbekränzten Wälder zurück, doch schnell ist meine Bewunderung gedämpft, meine Freude verkehrt sich in Trauer. Wenn ich daran denke, daß auf Allem der Fluch der Sclaverei, der Räuberei und des Unrechts ruht, wenn ich daran denke, daß die Wogen jener edlen Ströme die unbeachteten, vergessenen Thränen meiner Brüder zum Ocean hinuntertragen, daß jene fruchtbaren Felder täglich das warme Blut meiner mißhandelten Schwestern trinken, so erfüllt mich unbeschreiblicher Widerwillen und ich mache mir jedes Wort des Lobes zum Vorwurf, das jemals meinen Lippen entschlüpfte. Amerika gestattet seinen Kindern nicht, es zu lieben, und verkehrt die, welche seine wärmsten Freunde sein möchten, in die bittersten Feinde.

„Ich habe vielfache Gelegenheit gehabt, den Charakter und Zustand dieses Volkes kennen zu lernen. Ich bin fast vom Hill of Howth bis zum Giant's Causeway gereist, und vom Giant's Causeway bis zum Cap Clear. Vieles habe ich während dieser Reisen im Charakter und der Eigenthümlichkeit des Volkes wahrgenommen, das mein Lob, Vieles, das meinen Tadel hervorgerufen hat; Vieles hat mich mit Freude erfüllt und Vieles mit Schmerz durchdrungen. Ich werde nicht versuchen, Ihnen in diesem Brief die schmerzlichen Scenen zu schildern, dies für später! Für jetzt habe ich genug und mehr, als Ihre Abonnenten auf einmal werden lesen wollen, von den Lichtseiten des Bildes mitzutheilen. Ich kann mit Wahrheit sagen, daß ich einige der glücklichsten Augenblicke meines Lebens seit meiner Ankunft in diesem Lande genossen habe. Es ist mir, als wäre eine Verwandlung mit mir vorgegangen; ich lebe ein neues Leben. Die

warme, edle Theilnahme der Freunde meiner verachteten Race, das bereitwillige Entgegenkommen der Presse, die Begeisterung, mit welcher Tausende herbeiströmten, um von mir die Schilderung der Leiden meiner getretenen, lange geknechteten Gefährten zu hören, die zuvorkommende Gastfreundschaft, die mir fortwährend von Menschen aus der höchsten Sphäre der Gesellschaft erwiesen wird, der Geist der Freiheit, der Jeden zu durchdringen scheint, mit dem ich in Berührung komme, und die gänzliche Abwesenheit jedes Schattens von Vorurtheil gegen mich, meiner Hautfarbe wegen: Alles dies contrastirt so stark mit meinen langen und bitteren Erfahrungen in den Vereinigten Staaten, daß ich die Verwandlung mit Staunen und Verwunderung betrachte. In dem südlichen Theil der Vereinigten Staaten war ich ein Sclave, dessen als eines Eigenthums gedacht und erwähnt wurde, in der Sprache des Gesetzes: „gehalten, genommen, geachtet und anerkannt als ein Besitzthum in den Händen meiner Eigner und Besitzer und ihrer Executoren, Administratoren und Bevollmächtigten, für alle Absichten, Auslegungen und Zwecke jeder Art.“ (Brev. Digest, 224.) In den nördlichen Staaten bin ich ein flüchtiger Sclave, jeden Augenblick in Gefahr, gleich einem Verbrecher verfolgt und wieder in den schrecklichen Schlund der Sclaverei zurückgeschleudert zu werden, durch ein eingewurzeltes Farbenvorurtheil zu allen möglichen Beleidigungen und Mißhandlungen verurtheilt, (Massachusetts bildet eine Ausnahme,) ausgenommen von allen Rechten Anderer bei der Benutzung der gewöhnlichen Beförderungsmittel, von den Cajüten der Dampfschiffe ausgenommen, in anständigen Hotels zurückgewiesen, lächerlich gemacht, verachtet, verspottet, verhöhnt und ungestraft mißhandelt von

Jedem, der eine weiße Haut hat, gleichviel wie schwarz sein Herz sein mag! Doch jetzt, welche Veränderung! Noch nicht zwölf Tage sind verflossen, seitdem ich dreitausend Meilen der gefährlichen Tiefe überschritten habe. Statt der demokratischen Regierung herrscht hier eine monarchische. Statt des blauen Himmels von Amerika sehe ich den weichen, grauen Nebel der Smaragdinsel. Ich athme, und siehe! das Eigenthum wird ein Mensch! Umsonst sehe ich mich nach Jemand um, der meine gleichberechtigte Menschlichkeit bezweifeln, mich als Sclaven beanspruchen, mir Beleidigungen zufügen wird. Ich benutze einen Wagen, ich sitze neben Weißen, ich lange in einem Hotel an, ich trete durch dieselbe Thür ein, ich werde in denselben Salon gewiesen, ich esse an demselben Tisch und Keiner nimmt Anstoß daran. Keine zarte Nase rümpft sich in meiner Gegenwart. Ich finde hier ohne Schwierigkeit in Unterrichts- und Vergnügungsanstalten Einlaß auf gleichem Fuße mit Menschen, so weiß als ich sie nur jemals in den Vereinigten Staaten sah. Nichts erinnert mich an meine Farbe, und überall sehe ich mich mit derselben Zuvorkommenheit und Freundlichkeit behandelt, welche nur den Weißen erwiesen werden kann. Wohin ich auch gehen mag, ich stoße auf keine gerümpfte Nase oder einen höhnisch verzogenen Mund, der mir sagt: „Wir dulden hier keine Nigger!“

„Ich erinnere mich, daß vor zwei Jahren in Boston eine Menagerie zu sehen war. Ich hatte seit langer Zeit gewünscht, eine solche Sammlung zu sehen, wie hier, nach dem was ich gehört, ausgestellt war. Als Sclave hatte ich niemals Gelegenheit gehabt, und beschloß daher, diese, die erste seit meiner Flucht, zu ergreifen. Ich ging, und als ich mich dem Eingang näherte, trat mir

der Thürsteher entgegen und sagte in unfreundlichem, verächtlichem Ton: „Wir dulden hier keine Nigger!“ Ich erinnere mich auch, daß ich einmal in New-Bedford eine religiöse Erweckungsversammlung besuchte, und als ich durch die Mitte des Saales ging, um mir dort einen Platz zu suchen, auf einen frommen Diaconus stieß, der salbungsvoll zu mir sagte: „Wir dulden hier keine Nigger!“ Bald nach meiner Ankunft in New-Bedford wünschte ich lebhaft, das dortige Lyceum zu besuchen, allein man sagte mir: „Es werden dort keine Nigger geduldet!“ Als ich in der Nacht des 9. December 1843 auf dem Dampfboot Massachusetts von New-York nach Boston fuhr und von der Kälte fast erstarrt war, ging ich in die Cajüte, um mich einigermaßen zu erwärmen. Bald fühlte ich mich an der Schulter berührt und es wurde mir gesagt: „Wir dulden hier keine Nigger!“ Als ich nach einer Antisclaverei-Tour ermüdet und hungrig in Boston ankam, ging ich in eine Restauration, um mich etwas zu erfrischen. Ich wurde von einem Jungen in weißer Schürze empfangen: „Wir dulden hier keine Nigger!“ Acht bis vierzehn Tage ehe ich die Vereinigten Staaten verließ, sollte ich einer Versammlung in Weymouth, dem Wohnort jener Vereinigung ächter Abolitionisten, der Familie Weston und Anderer, beiwohnen. Als ich in dem Omnibus Platz nehmen wollte, der nach diesem Ort fuhr, sagte der Kutscher mit einem Ausdruck des Hasses, den ich nie vergessen werde: „Ich dulde hier keinen Nigger!“ Dank dem Himmel, daß ich jetzt aufathmen kann! Ich war erst ein paar Tage in Dublin gewesen, als ein allgemein geachteter Mann sich freundlich erbot, mich durch alle öffentlichen

Gebäude jener schönen Stadt zu führen, und bald darauf sah ich mich beim Lord-Mayor von Dublin zum Essen eingeladen. Wie schade, daß nicht irgend ein demokratischer, christlicher Amerikaner vor der Thür des prächtigen Hauses stand, um bei meinem Herannahen zu bellen: „Man duldet hier keine Nigger!" Die Leute wissen hier nichts von jenem republikanischen Negerhaß, der in unserem herrlichen Land vorherrscht. Man mißt und achtet hier die Menschen nach ihrem moralischen und geistigen Werth und nicht nach ihrer Hautfarbe. Was man hier auch über die Aristokratie sagen mag, so giebt es wenigstens doch keine, die sich auf die Farbe basirt. Diese Art der Aristokratie gehört vorzüglich dem „Land der Freien und der Heimath der Tapfern" an. Ich habe dieselbe auswärts und unter Amerikanern angetroffen; sie klebt ihnen an, wohin sie auch gehen mögen, und sie können sich fast so wenig davon losmachen, als sie aus ihrer Haut heraus können.

„Zwei Tage nach meiner Ankunft in Liverpool ging ich in Gesellschaft meines Freundes Buffum und anderer Bekannten nach Eaton Hall, dem Wohnort des Marquis von Westminster und einem der schönsten Gebäude in England. Als wir uns dem Eingang näherten, fanden wir dort mehrere unserer amerikanischen Reisegefährten, die auf der Cambria mit uns herübergekommen waren, auf Einlaß wartend, da immer nur eine Gesellschaft zur Zeit eingelassen wurde. Wir mußten Alle warten, bis die Gesellschaft herauskam, die sich gerade innen befand, und unter allen Gesichtern, die Aerger ausdrückten, waren die der Amerikaner am ausdrucksvollsten. Sie blickten sauer wie Essig und bitter wie Galle, als sie sahen, daß ich ohne Unterschied mit ihnen eingelassen wurde. Als

die Thür geöffnet wurde, ging ich mit meinen weißen Mitbürgern hinein, und soviel ich abnehmen konnte, erzeigten die Diener, welche uns durch das Haus führten, mir ebensoviel Aufmerksamkeit, als irgend Jemandem von hellerer Hautfarbe. Die Statuen fielen nicht um, als ich in dem Gebäude umherging, die Gemälde sprangen nicht von ihren Plätzen, die Thüren weigerten sich nicht aufzugehen und die Diener sagten nicht: „Wir dulden hier keine Nigger!“

„Ein glückliches Neujahr Ihnen und allen Freiheitsfreunden!“

Meine Zeit und Thätigkeit im Ausland war zwischen England, Irland, Schottland und Wales getheilt. Ueber diese Erlebnisse allein könnte ich ein Buch, zweimal so lang als dieses, schreiben. Ich redete fast in allen größeren Städten der Vereinigten Königreiche und erfreute mich mancher günstigen Gelegenheit zur Beobachtung und Belehrung. Bücher über England sind indessen im Ueberfluß vorhanden, und die Lesewelt braucht deshalb keine Furcht zu hegen, daß ich etwa mit der Absicht umginge, ihre Zahl zu vermehren, obgleich ich in Wahrheit gern ein Buch über jene Länder schriebe, wäre es auch nur, um der vielen theuern Freunde dankbar zu erwähnen, deren Wohlwollen meinem Gedächtniß unauslöschlich eingeprägt ist und immer in mir fortleben wird. Diesen Freunden verdanke ich meine Freiheit in den Vereinigten Staaten. Aus eigenem Antrieb, ohne irgend eine Aufforderung meinerseits, sammelten sie — Madame Henry Richardson, eine vorzügliche Frau, hervorragend durch ihre rege Theilnahme an jedem guten Zweck, an der Spitze — eine hinreichende Summe, um meine Frei-

heit zu erkaufen, zahlten sie aus und stellten mir die Documente meiner Freilassung*) zu, ehe sie einwilligten, mich nach meinem Geburtsland zurückkehren zu lassen.

---

*) Das Folgende ist eine Abschrift jener seltsamen Documente, sowohl meiner Uebertragung von Thomas auf Hugh Auld, als von Hugh auf mich.

„Kund und zu wissen sei hiemit Jedermann gethan, daß ich, Thomas Auld aus Talbot County, Staat Maryland, für und in Betracht der Summe von hundert Dollars, welche mir von Hugh Auld aus der Stadt Baltimore, in besagtem Staat, bei und vor der Besiegelung und Uebergabe des Gegenwärtigen richtig ausbezahlt worden sind, deren Empfang ich, besagter Thomas Auld, hiemit bescheinige, eingewilligt, ausgemacht und verkauft habe und durch Gegenwärtiges einwillige, ausmache und dem besagten Hugh Auld, seinen Executoren, Administratoren und Bevollmächtigten verkaufe: Einen Neger, genannt Frederick Baily oder Douglaß, wie er sich selbst nennt, achtundzwanzig Jahre alt, um den besagten Neger auf Lebenszeit als Sclaven zu haben und zu halten. Und ich, besagter Thomas Auld, für mich, meine Erben, Executoren und Administratoren, Alle und Jeden, übermache und bestätige besagten Frederick Baily, alias Douglaß an besagten Hugh Auld, seine Executoren, Administratoren und Bevollmächtigten durch Gegenwärtiges für immer gegen mich, besagten Thomas Auld, meine Executoren und Administratoren und gegen Alle und Jeden, der es sein mag. Zum Zeugniß dessen setze ich meine Hand und mein Siegel, den dreizehnten November achtzehnhundert und sechsundvierzig. Thomas Auld.

„Unterzeichnet, gesiegelt und übergeben im Beisein von Wrightson Jones. John C. Leas."

Die Aechtheit dieses Verkaufscontracts ist durch N. Harrington, Friedensrichter im Staat Maryland für Talbot County bescheinigt, datirt wie oben.

„An Alle, die es angeht: Es wird hiemit kund gethan, daß ich, Hugh Auld, aus der Stadt Baltimore, in Baltimore County, im Staat Maryland, aus verschiedenen guten Gründen

Diesem Handelsvertrag verdanke ich es, daß die demokratische Sclavenauslieferungs-Bill vom Jahre 1850 auf mich keine Anwendung hat. Ohne denselben könnte ich jeden Augenblick das Opfer jenes grausamen, schändlichen Gesetzes werden und verurtheilt sein, mein Leben, wie ich es anfing, als Sclave zu beenden. Der Preis meiner Freiheit betrug hundert fünfzig Pfund Sterling.

Einige meiner hiesigen Freunde, die unbeugsamen Gegner jedes Vergleichs mit der Sclaverei, sahen nicht die Richtigkeit jener Maßregel ein und waren unzufrieden, daß ich — wenn auch nur stillschweigend — darein gewilligt hatte. Sie sahen darin eine Verletzung der Antisclavereigrundsätze, die Anerkennung eines Eigenthumsrechts auf Menschen und eine unnütze Geldverschwendung. Ich betrachtete den Kauf hingegen nur wie eine Auslösung aus den Händen eines Räubers, und da ich meine Freiheit höher als hundert fünfzig Pfund Sterling schätzte,

---

und Erwägungen, welche mich dazu bestimmten, meinen Neger, Namens Frederick Baily, auch Douglaß genannt, ungefähr achtundzwanzig Jahre alt, fähig zu arbeiten und seinen Unterhalt zu erwerben, aus der Sclaverei entlassen, befreit, losgegeben und freigelassen habe und ihn durch Gegenwärtiges entlasse, befreie, losgebe und freilasse, und ihn, besagten Neger, Namens Frederick Baily, auch Douglaß genannt, erkläre ich für künftig frei, losgegeben und jeder Pflicht der Dienstbarkeit gegen mich, meine Executoren und Administratoren für immer entlassen.

„Zum Zeugniß dessen habe ich, besagter Hugh Auld, meine Hand und mein Siegel hierunter gesetzt, den fünften December im Jahre eintausend achthundert und sechsundvierzig.

Hugh Auld.

„Besiegelt und übergeben im Beisein von T. Hanson Belt. James N. S. T. Wright.“

konnte ich darin weder eine Verletzung der Gesetze der Moral, noch eine Verschwendung erblicken.

Freilich befand ich mich nicht in den Händen Derjenigen, welche Anspruch auf mich machten, und hätte leicht in England bleiben können, denn dieselben Freunde, die so großmüthig meine Freiheit erkauft hatten, würden mir beigestanden haben, mich in England niederzulassen. Hierein konnte ich jedoch nicht willigen. Ich fühlte, daß mir die Pflicht oblag, mit den Unterdrückten in meinem Geburtsland zu streben und zu leiden. In Erwägung aller Umstände, mit Einschluß der Sclavenauslieferungs-Bill, finde ich demnach, daß man nichts Besseres thun konnte, als Hugh Auld die hundert fünfzig Pfund zukommen zu lassen und es mir dadurch möglich zu machen, auf das mir angewiesene Feld der Thätigkeit zurückzukehren. Wäre ich ein Privatmann mit keinen andern als persönlichen Verpflichtungen und Beziehungen gewesen, so würde ich niemals in die Zahlung einer so großen Summe für das bloße Recht, sicher unter unserer glorreichen republikanischen Regierungsform zu leben, gewilligt haben. Ich konnte in England bleiben oder nach irgend einem andern Land gehen, und vielleicht hätte ich selbst hier unbeachtet leben können, allein hierzu konnte ich mich nicht entschließen. Ich war schon einigermaßen bekannt und überdies eben so unpopulär als bekannt geworden, und war deshalb der Verhaftung und Wiedereinfangung nicht wenig ausgesetzt.

Der hauptsächliche Zweck meiner Bestrebungen in England war die Concentrirung des moralischen Gefühls der Bevölkerung gegen die amerikanische Sclaverei. Man hat England oft vorgeworfen, daß es die Sclaverei in den Vereinigten Staaten eingeführt, und wäre dies meine

einzige Rechtfertigung dafür, daß ich das Volk aufforderte, der Abschaffung der Sclaverei seinen moralischen Beistand zu leihen, so wäre sie vollkommen hinreichend. Ich hielt meine Reden in Großbritannien gänzlich aus dem Stegreif und war deshalb in meinen Ausdrücken vielleicht nicht immer so vorsichtig, als ich sonst gewesen wäre. Außerdem war ich dreizehn Jahre jünger als jetzt und erst seit sieben Jahren aus der Sclaverei frei, und hätte ich selbst, wie man es mir so oft vorgeworfen, darnach gestrebt, die amerikanischen Institutionen im Allgemeinen in Verruf zu bringen, anstatt meine Thätigkeit streng auf die Grenzen der Menschlichkeit und Moral zu beschränken, so würde es mir nicht an glorreichen Beispielen zu meiner Rechtfertigung fehlen. Durch barbarische Gesetze und ein System, an welches man nicht ohne Schauder denken kann, in eine halbe Verbannung getrieben, war ich vollkommen gerechtfertigt, wenn ich den Strom des moralischen Universums so viel als möglich gegen das himmelschreiende Unrecht lenkte.

Vier verschiedene Umstände erleichterten mir sehr die Aufgabe, die amerikanische Sclavereifrage vor das englische Volk zu bringen. Erstlich der schon erwähnte Aufstand an Bord der Cambria, welcher gewissermaßen die nationelle Ankündigung meiner Ankunft in England bildete. Zweitens das höchst tadelnswerthe Verfahren der freien schottischen Kirche, für ihren Erhaltungsfond Geld zu verlangen, anzunehmen und zu behalten, welches erwiesen der schändlich erlangte Gewinn von Sclavenhaltern und Sclavenhändlern war. Drittens trug die große evangelische Verbindung, oder vielmehr der Versuch, eine solche Verbindung zu Stande zu bringen, der auch Sclavenhalter sollten angehören können, unendlich dazu bei, das

Interesse für die Sclavereifrage zu erhöhen. Ungefähr zu derselben Zeit fand die Welt-Mäßigkeits-Convention statt, wobei ich das Unglück hatte, mit mehreren amerikanischen Doctoren der Theologie in Collision zu gerathen, darunter Doctor Cox, mit welchem ich eine kleine Controverse hatte.

Es ist mir oft begegnet — wie es den meisten Menschen begegnet, die einer guten Sache dienen, daß ich Grund hatte, meinen Feinden dankbarer als meiner eignen Geschicklichkeit oder dem Beistand meiner Freunde für die Erfolge zu sein, welche meine Bestrebungen belohnten. Große Verwunderung wurde in amerikanischen Zeitungen des Nordens und Südens an den Tag gelegt, daß ein so ungebildetes, unbedeutendes Individuum wie ich in England ein so lebhaftes Interesse erregen konnte. Diese Blätter waren übrigens nicht die einzigen, die sich wunderten, denn ich selbst that es nicht viel weniger. Allein gerade die Verachtung und Geringschätzung, die systematische, geflissentliche Verunglimpfung, deren Gegenstand ich war, trug vielleicht dazu bei, meine geringen Verdienste zu vergrößern und mir eine — gleichviel ob verdiente oder unverdiente — Bedeutung zu verleihen. Ein Mensch verdankt seine Größe manchmal den Verunglimpfungen, welche Andere auf ihn zu häufen geeignet finden. Ich mochte nun die Bedeutung haben, welche die englischen Blätter mir beilegten, oder nicht, so sah man doch in England leicht ein, daß ich nicht der unwissende, nichtsnutzige Gesell sein konnte, für den einige der amerikanischen Blätter mich ausgaben. Menschen mit gesunden Sinnen brauchen weder Schlachtmesser, um Muskito's zu tödten, noch Pistolen, um Fliegen zu erschießen, und die amerikanischen Passagiere, welche an

Bord der Cambria einen Aufstand erregten, um mich zum Schweigen zu bringen, erwählten gerade die wirksamste Methode, dem englischen Publikum zu erzählen, daß ich etwas zu sagen hatte.

Doch zu dem zweiten Umstand, nämlich der Haltung der freien schottischen Kirche mit den berühmten Doctoren Chalmers, Cunningham und Candlish an der Spitze. Jene Kirche nebst ihren Anführern hatten dem schottischen Volk die Macht benommen, die alte Frage zu thun, die von uns hier im Norden oft nichtswürdig genug gethan wird: „Was haben wir mit der Sclaverei zu thun?“ Jene Kirche hatte den Blutpreis für den Fond angenommen, um dafür freie Kirchen zu bauen und freie Prediger zu besolden, und schlimmer noch: als der ehrliche John Murray aus Bowlien Bay nebst William Smeal, Andrew Paton, Frederick Card und andere unbeugsame Antisclaverei-Männer dieses Verfahren als schimpflich und anstößig angriffen, verfiel jene Kirche in ihren Häuptern — anstatt den begangenen Mißgriff zu bereuen und wieder gut zu machen — in das größere Unrecht, im Namen Gottes und der Bibel den Grundsatz zu vertheidigen, daß man nicht allein mit dem Geld der Sclavenhändler Kirchen bauen, sondern mit den Sclavenhaltern und Menschenfleischhändlern selbst Gemeinschaft haben dürfe. Dies brachte die ganze Sclavereifrage in Anregung und eröffnete der Discussion ohne mein Zuthun ein weites Feld. Ich habe nie ein Volk in größerer Erregung gesehen, c's die Schotten über diese Frage waren. Eine öffentliche Versammlung folgte der andern; Rede auf Rede, Flugschrift auf Flugschrift, Leitartikel auf Leitartikel, Predigt auf Predigt schürte die Aufregung bis zum höchsten Grade. „Schickt das Geld

zurück!" rief man empört von Greenock bis Edinburg, und von Edinburg bis Aberdeen. George Thompson aus London, Henry C. Wright aus den Vereinigten Staaten, James N. Buffum aus Lynn in Massachusetts und ich waren auf der Antisclavereiseite, und Chalmers, Cunningham und Candlish auf der andern. In jedem Kampf, in dem die letzteren nur den Schein des Rechts für sich gehabt hätten, würde die Wahrheit in unseren Händen haben unterliegen müssen, und obgleich es uns, wie ich glaube, gelang, das Gewissen des Volkes gegen das Verfahren der freien Kirche rege zu machen, so kostete es doch eine heiße Schlacht. Fähigere Vertheidiger der Gemeinschaft mit den Sclavenhaltern sind nicht aufzufinden. Um diesen Grundsatz zu vertheidigen, mußte man leugnen, daß die Sclaverei eine Sünde sei. Wenn aus dieser Stellung vertrieben, waren sie genöthigt zu leugnen, daß die Sclavenhalter für das Unrecht verantwortlich seien, und wenn aus diesen beiden Stellungen vertrieben, mußten sie leugnen, daß es in solchem Sinn eine Sünde, und die Sclavenhalter in solchem Sinn schuldig seien, um es unter den gegenwärtigen Verhältnissen unrecht zu machen, mit ihnen Gemeinschaft zu haben. Doctor Cunningham war der ausgezeichnetste Redner auf der Sclavereiseite, Thompson der fähigste auf der Antisclavereiseite. Zwischen diesen beiden Männern fiel ein Auftritt vor, desgleichen ich zuvor und seitdem nie erlebt habe. Derselbe wurde durch einen einzigen Ausruf Thompson's herbeigeführt.

Die General-Versammlung der freien Kirche fand in Cannon Mills in Edinburg statt. Das Gebäude faßte ungefähr zweitausend fünfhundert Menschen und war bei dieser Gelegenheit gedrängt voll, denn man hatte

angekündigt, daß Cunningham und Candlish an diesem Tage zur Vertheidigung der Beziehungen der freien schottischen Kirche zu der Sclaverei in Amerika sprechen würden. Thompson, Buffum, ich und noch einige Freunde waren gegenwärtig, doch saßen wir sehr entfernt von der Platform und dazu auf einer Stelle, auf der wir von dort vielleicht nicht bemerkt wurden. Die Aufregung war ungeheuer, und war noch durch eine Reihe von Versammlungen gesteigert worden, die Thompson, Wright, Buffum und ich in der geräumigsten, schönsten Halle jener schönen Stadt gerade vor der Zusammenkunft der General-Versammlung gehalten hatten. „Schickt das Geld zurück!“ starrte uns von jeder Straßenecke entgegen; „Schickt das Geld zurück!“ prangte in großen Buchstaben auf stattlichen Flaggen; „Schickt das Geld zurück!“ war der Refrain der beliebten Straßenmelodien; „Schickt das Geld zurück!“ war der Titel der Leitartikel in den Tagesblättern. An diesem Tage sollten die großen Doctoren der Kirche in Cannon Mills auf diese laute und ernste Forderung antworten. Menschen aller Parteien und Secten waren begierig zu hören. Man erwartete etwas Großes. Die Veranlassung war groß, die Männer groß, und große Reden wurden von ihnen erwartet.

Doctor Cunningham erhob sich, und sein Aufstehen war das Signal zu tumultuarischem Applaus. Man mag denken, daß dies wenig mit der Feierlichkeit der Veranlassung übereinstimmte; für mich wurde deren Ernst und Großartigkeit dadurch nur erhöht. Der Beifall, obgleich tumultuarisch, war doch kein freudiger, und kam mir, als er von der versammelten Menge emporstieg, wie das Fallen eines großen Wurfspießes vor, den von der Last müde Schultern endlich abwerfen, als wenn man sagen

wollte: „wir haben diese Last lange genug getragen und werfen sie jetzt gern auf Dich. Du hast sie uns aufgelegt, nimm sie uns jetzt ab und mache damit, was Du willst, denn wir sind zu müde, sie länger zu tragen!“.

Doctor Cunningham hielt seine Rede. Er erschöpfte sich in Logik, Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit und schien jede Opposition zu überwältigen; allein gerade in dem Augenblick, in dem unglücklichen Augenblick, als er alle seine Argumente in dem einen Punkt zusammenfaßte, daß weder Christus noch die Apostel die Sclaverei für eine Sünde angesehen hätten, unterbrach George Thompson mit klarer, sonorer, doch tadelnder Stimme die tiefe Stille der Versammlung durch den Ausruf: „Hört! hört! hört!“ Die Wirkung dieses einfachen und gewöhnlichen Ausrufs war eine unglaubliche. Es war, als wenn eine Granitmauer sich auf einmal dem fortschreitenden Lauf eines mächtigen Stromes entgegengestellt hätte. Auf einen Augenblick waren Redner und Versammlung stumm; Doctor Cunningham wie seine Zuhörer schienen sowohl über die Kühnheit als über die Richtigkeit der Zurechtweisung bestürzt. Endlich ließ sich der Ruf hören: „hinaus mit ihm!“ aber zum Glück versuchte Niemand, diesen Befehl auszuführen, und der Doctor fuhr in seiner Rede fort, doch nicht so, wie er angefangen hatte. Thompson's Ausrufung muß während des übrigen Theils seiner Rede tausendmal in seinem Gedächtniß wiedergehallt haben, denn er konnte sich nicht wieder von dem Schlag erholen.

Die That war jedoch geschehen; die Pfeiler der Kirche, der stolzen, freien, schottischen Kirche hatten sich blosgestellt und wollten nicht bereuen. Die freie Kirche behielt das blutbefleckte Geld und fuhr fort, ihre Stellung zu rechtfertigen — folglich die Sclaverei zu entschuldigen,

und thut so bis auf den heutigen Tag. Sie verlor eine herrliche Gelegenheit, der Sache der Menschlichkeit ihre Stimme und ihr Beispiel zu leihen, und gegenwärtig schwankt sie unter dem Fluch der Geknechteten, deren Blut an ihren Kleidern klebt. Das schottische Volk ist noch jetzt höchst entrüstet über ihr Verfahren und würde das „Zurückschicken des Geldes" an die Sclavenhalter, von denen es kam, als eine Befreiung von tiefer, befleckender Schande begrüßen.

Ein gutes Resultat führte das Benehmen der freien Kirche dennoch herbei, indem es dem schottischen Volk Gelegenheit bot, das Wesen der Sclaverei gründlich kennen zu lernen und das moralische Gefühl des Landes dagegen erregte. Während es uns demnach nicht glückte, unsern eigentlichen Zweck, nämlich das Zurückschicken des Geldes, zu erreichen, wurden wir reichlich durch das Gute belohnt, welches durch unsere Bestrebungen hervorgerufen wurde.

Hierauf folgt die „evangelische Allianz." Dies war ein Versuch, eine Verbindung aller evangelischen Kirchen in der ganzen Welt zu Stande zu bringen. Sechszig bis siebenzig amerikanische Theologen waren gegenwärtig, von denen einige nur kamen, um ein weltumfassendes Gewand für evangelische Sclavenhalter zu weben. Unter ihnen ragte vorzüglich Reverend Samuel Hanson Cox, Moderator der neuen presbyterianischen General-Schul-Versammlung hervor. Er und seine Freunde ließen sich keine Mühe verdrießen, um eine Platform zu sichern, breit genug, um die amerikanischen Sclavenhalter aufzunehmen, und theilweise gelang ihnen dies auch. Allein die Sclavereifrage ist zu gewichtig, um selbst durch die evangelische Allianz erledigt zu werden. Wir appellirten

von dem Urtheil der Allianz an das Urtheil des britischen Volkes, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg. Diese Streitigkeit mit der Allianz könnte zu ausführlichen Bemerkungen Anlaß geben; allein ich muß davon abstehen und mich darauf beschränken zu sagen, daß dieses Bestreben, das Christenthum der Sclavenhalter zu rechtfertigen, nicht wenig dazu beitrug, das Interesse der Engländer für Discussionen über die Sclavereifrage rege zu machen und wohl ausgebeutet wurde.

Der vierte und letzte Umstand, welcher mir dem englischen Publikum gegenüber zu Statten kam, war der Versuch, den einige Doctoren der Theologie machten, mich auf der Platform der Welt-Mäßigkeits-Convention zum Schweigen zu bringen. Bei diesem Anlaß kam es zu einem entschiedenen Zusammenstoß zwischen mir und Doctor Cox, welcher mich nicht nur in der Convention selbst zum Gegenstand bitterer Bemerkungen machte, sondern auch einen langen Brief voll Anklagen in dem „New-York Evangelist“ und andern amerikanischen Blättern veröffentlichte. Ich erwiederte ihm so gut ich vermochte, und war so glücklich, ein rücksichtsvolles Gehör bei dem englischen Publikum zu finden, welches streng auf ehrliches Spiel zu halten pflegt, zumal in einem ungleichen Kampf zwischen dem Schwächern und Stärkeren.

Auf diese Weise begünstigten die Verhältnisse mich und die Sache, als deren Vertreter ich auftrat. Nachdem die Aufmerksamkeit in so auffallender Weise auf mich gelenkt worden war, konnte es nicht fehlen, daß das Publikum beider Länder meinen Bestrebungen einige Bedeutung beizulegen anfing. Durch die schlechte Behandlung, welche mir von Seiten des Doctor Cox und seiner Partei zu Theil wurde, durch den Aufstand an

Bord der Cambria, durch die Angriffe der amerikanischen Zeitungen, so wie durch die Anfeindungen der Organe der freien schottischen Kirche wurde ich einer jener Menschen, denen — wenigstens für den Augenblick — die Größe aufgezwungen wird. Man wurde nur um so begieriger, selbst zu hören und selbst über die Wahrheit dessen zu urtheilen, was ich zu enthüllen hatte. Während es im Allgemeinen für den Fremden äußerst schwer hält, die Aufmerksamkeit und Theilnahme des englischen Publikums zu gewinnen, war ich so glücklich, sie ohne alle Anstrengung zu erlangen.

Fast zwei Jahre hatte ich in Großbritannien und Irland verlebt, und stand im Begriff, nach Amerika zurückzukehren — nicht als Sclave, wie ich es verlassen hatte, sondern als ein freier Mann — als einige der hervorragendsten Freunde der Sache der Emancipation mir mittheilten, daß sie mir einen Beweis der persönlichen Achtung wie der Theilnahme an der Sache geben wollten, an der sie mit so vieler Wärme hingen. Ich weiß nicht, welchen Erfolg eine derartige Absicht hätte haben können, allein viele Gründe bestimmten mich, meine Freunde zu bitten, mich lieber in Stand zu setzen, eine Druckerpresse zu erlangen und ein den Interessen meines geknechteten und unterdrückten Volkes gewidmetes Blatt herauszugeben. Ich sagte ihnen, daß die geringe Meinung, welche man überall in den Vereinigten Staaten von dem Neger hegt, vielleicht das größte Hinderniß wäre, welches sich dort der Ausbreitung des Abolitionismus entgegenstellt, daß das Volk sich seiner angeblichen Unfähigkeit wegen mit der Sclaverei aussöhne und sie als unvermeidlich, wenn nicht gar wünschenswerth betrachte. Es käme deshalb vor Allem darauf an, die

Farbigen in der Meinung des Volkes der Vereinigten Staaten zu heben, das Vorurtheil zu bekämpfen, welches sie niederdrückte, zu beweisen, daß sie höherer Achtung würdig seien, ihre angebliche Unfähigkeit zu widerlegen und ihre Fähigkeit für einen weit höheren Grad von Bildung darzuthun, als Sclaverei und Vorurtheil ihnen bis jetzt angewiesen. Ich machte ferner geltend, daß ein erträglich gut geleitetes Blatt in den Händen von Menschen der verachteten Race meiner Meinung nach mächtig dazu beitragen würde, das Vorurtheil zu vernichten und Interesse in ihnen zu erwecken, indem es die geistigen Anlagen der Race selbst wach rufen, sie mit ihren schlummernden Fähigkeiten bekannt machen, in ihnen die Hoffnung auf die Zukunft wach rufen, ihre moralische Kraft entwickeln und ihre Talente vereinigen und wiederspiegeln würde. Ich theilte ihnen außerdem mit, daß in den ganzen Vereinigten Staaten kein einziges regelmäßiges, von Farbigen herausgegebenes Blatt bestände, daß man vielfache Versuche gemacht, ein solches zu begründen, die bis jetzt aber alle fehlgeschlagen wären. Alles dies legte ich meinen Freunden dar, und in Kurzem waren fast zweitausend fünfhundert Dollars für die Gründung meines Blattes beisammen. Stets werde ich mich mit Dankbarkeit dieses raschen und großmüthigen Beistandes erinnern, welcher mir auf meinen bloßen Vorschlag, ohne irgend eine Bemühung meinerseits, geleistet wurde, und der Gedanke, den Erwartungen der theuern Freunde zu entsprechen, die mir diesen Beweis ihres Vertrauens gaben, wird nie aufhören, mich zu beharrlicher Anstrengung anzuspornen.

Als ich im Frühling des Jahres 1847 im Begriff war, England zu verlassen und mich wieder Amerika

zuzuwenden, begegnete mir gleichsam auf der Schwelle etwas, das mich schmerzhaft an das Leben erinnerte, welches in meinem Geburtsland meiner wartete. Zuerst seit so vielen Monaten, die ich im Ausland zugebracht hatte, sah ich mich meiner Farbe wegen irgendwo ausgeschlossen. Mehrere Wochen vor meiner Abreise von England hatte ich in London ein Billet für eine Cajüte zur Rückreise an Bord der Cambria genommen, desselben Dampfschiffes, in welchem ich die Vereinigten Staaten verlassen hatte, und dafür vierzig Pfund neunzehn Schilling Sterling bezahlt. Dies war der Preis der ersten Cajüte; als ich jedoch an Bord der Cambria kam, fand ich, daß der Liverpooler Agent meine Cajüte an einen Andern vergeben und verboten hatte, mir den Eintritt in den Salon zu gestatten! Dies verächtliche Benehmen erfuhr den harten Tadel der englischen Presse, denn auf dem Punkt, England zu verlassen, nahm ich Gelegenheit, diese nichtswürdige Tyrannei in den Spalten der London Times bloszustellen, und dieses Blatt, so wie mehrere andere der hauptsächlichsten öffentlichen Organe in den vereinigten Königreichen sprachen ihre unbedingte Verurtheilung der mir zugefügten Mißhandlung aus. Eine so günstige Gelegenheit zur vollen Aeußerung des englischen Gefühls über diesen Gegenstand hatte sich noch nicht dargeboten, und wurde im vollen Maaße ausgebeutet. Das Resultat war ein Brief, den Herr Cunard an die Journale richtete, in dem er sie seines Bedauerns über die verübte Mißhandlung versicherte, und versprach, daß sich nie wieder etwas Aehnliches an Bord seiner Dampfschiffe ereignen solle, und Aehnliches ist, so viel ich weiß, auch nie wieder an Bord der Dampfschiffe der Cunardlinie vorgefallen.

Es ist nicht angenehm, der Gegenstand solcher Beleidigungen zu sein; wenn indessen alle derselben zu Resultaten gleich diesem führen müßten, so würde ich bereitwillig noch viel mehr derselben Art hinnehmen, als ich schon ertragen habe, obwohl die Geißel der Aechtung das innere Gefühl eines Menschen, welcher — wenn auch nur für eine Zeit lang, wie ich — gewohnt war, alle Rechte einer gesellschaftlichen Stellung unbeschränkt zu genießen, fast eben so schmerzhaft verletzt, als diejenige, welche den Rücken des Sclaven auf der Pflanzung zerreißt. Nach zwei Jahren, während deren ich in England aller gesellschaftlichen Rechte genossen und mich des Umgangs vieler Männer von hoher literarischer, gesellschaftlicher und politischer Bedeutung erfreut hatte, ohne jemals auf einen einzigen Blick, ein Wort oder eine Bewegung zu stoßen, woraus ich im Mindesten hätte abnehmen können, daß irgend Jemand an meiner Farbe Anstoß nähme, mußte ich es freilich hart genug empfinden, jetzt im Vordertheil der Cambria abgesperrt und vom Salon ausgeschlossen zu sein, damit einigen meiner demokratischen Reisegefährten durch meine dunkle Gegenwart kein Anstoß gegeben würde. Der Leser wird sich leicht in meine Empfindungen hineindenken können.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Verschiedene Vorfälle.

Ich habe dem Leser jetzt eine unvollständige Skizze neunjähriger Erfahrungen in der Freiheit gegeben, von drei Jahren, die ich als Arbeiter auf den Kais von New-Bedford zubrachte, vier Jahren, die ich als Redner in Neu-England thätig war, und zwei Jahren, welche ich in halber Verbannung in Großbritannien und Irland verlebte. Es bleibt mir jetzt nur noch übrig, einiges Licht auf meine Erlebnisse während der letzten elf Jahre zu werfen, und meine Geschichte wird beendigt sein.

Bei meiner Rückkehr aus England nach den Vereinigten Staaten erwartete mich eine Prüfung, auf die ich nur sehr wenig vorbereitet war. Meine Pläne hinsichtlich meiner künftigen Thätigkeit als Verfechter der Emancipation der Neger standen fest. Meine Freunde in England hatten beschlossen, eine bestimmte Summe zum Ankauf einer Druckerpresse zusammenzubringen, und schon sah ich meine Feder sowohl als meine Stimme im Dienst des großen Zweckes thätig, den öffentlichen Geist zu renoviren und ein Gefühl hervorzurufen, welches wenigstens der Sclaverei und Unterdrückung ein Ende machen und dem Volk, mit welchem ich sowohl als Sclave wie als freier Mann gelitten hatte, die Freiheit und das Recht, seine Glückseligkeit zu befördern, wiedergeben

würde. Meine Freunde in Boston hatten schon vor meiner Ankunft von meinen Absichten Kunde erhalten, und ich hoffte sie günstig gestimmt für das Unternehmen zu finden, an dem ich mit so viel Liebe hing, allein hierin sah ich mich getäuscht. Ich fand sie sehr entschieden meinem Vorsatz, ein Blatt herauszugeben, abgeneigt, und zwar aus mehreren Gründen. Erstlich war das Blatt nicht nothwendig; zweitens würde es meine Wirksamkeit als Redner beeinträchtigen; drittens war ich mehr zum Sprechen als zum Schreiben befähigt, und viertens konnte das Blatt keinen Erfolg haben. Dieser Widerstand von Männern, die ich so hoch achtete, und bei denen ich gewohnt war, Rath und Anleitung zu suchen, veranlaßte mich nicht nur zu zögern, sondern machte mich sogar geneigt, das ganze Unternehmen fallen zu lassen. Da alle frühern Versuche, ein solches Journal zu gründen, fehlgeschlagen waren, fühlte ich, daß ich die Reihe dieser verfehlten Versuche wahrscheinlich vermehren und dadurch einen neuen Beweis der geistigen und moralischen Unzulänglichkeit meiner Race liefern würde. Vieles von dem, was man mir hinsichtlich meiner mangelhaften literarischen Bildung sagte, empfand ich als nur zu wahr. Die unglücklichen Unternehmer aller früheren farbigen Zeitungen waren mir in der Bildung überlegen gewesen, und wenn es ihnen nicht geglückt war, wie konnte ich auf Erfolg hoffen? Trotzdem hoffte ich auf Erfolg und beharrte in dem Unternehmen. Einige meiner Freunde in England ermuthigten mich sehr, vorwärts zu schreiten, und stets werde ich ihnen für ihre Worte der Ermuthigung, wie für ihren großmüthigen Beistand dankbar sein.

Es fällt mir nicht schwer, Denjenigen zu verzeihen, welche mich wegen meines Beharrens in diesem Unter-

nehmen des Ehrgeizes und der Vermessenheit beschuldigt haben. Ich war erst vor neun Jahren der Sclaverei entkommen, und in geistiger Beziehung war ich erst neun Jahre alt. Daß ein Mensch unter solchen Verhältnissen daran denken konnte, unter einem gebildeten Volk ein Blatt zu gründen, konnte, wenn nicht für vermessen, so doch für sehr einfältig gelten. Meine amerikanischen Freunde betrachteten mich mit Erstaunen. Ein Holzfäger, der sich dem Publikum als Redacteur vorstellte! Ein Sclave, im Abgrund der tiefsten Unwissenheit aufgewachsen, maßte sich an, das hochgebildete Volk des Nordens über die Principien der Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit belehren zu wollen! Die Sache erschien abgeschmackt; allein nichtsdestoweniger beharrte ich. Ich fühlte, daß der Mangel an Bildung, so groß er auch war, durch Fleiß überwunden werden könnte, daß Wissen durch Erfahrung erlangt werden würde, und ferner (und dies war vielleicht die gewichtigste Erwägung) dachte ich, daß ein verständiges Publikum, das meine frühere Geschichte kannte, mir einen großen Theil der Mängel verzeihen würde, die mein Blatt an sich tragen mußte. Das Schlimmste war jedoch der Anstoß, welchen ich meinen Freunden in Boston durch das zu geben im Begriff stand, was ihnen eine rücksichtslose Nichtachtung ihrer weisen Rathschläge schien. Ich weiß nicht, ob ich damals nicht unter dem Einfluß einer Art sclavischen Anbetung meiner Bostoner Freunde stand, und ich bestrebte mich auf's Aeußerste, sie von der Zulässigkeit meines Unternehmens zu überzeugen, allein vergebens! Ich erwarte in der That nicht, daß dies mir jemals gelingen wird, obgleich die Zeit alle ihre ursprünglichen Einwendungen widerlegt hat. Das Blatt hat Erfolg gehabt. Es ist ein großer

Bogen, welcher achtzig Dollars wöchentlich kostet, hat dreitausend Abonnenten, ist seit fast elf Jahren regelmäßig erschienen und verspricht noch fernere elf Jahre zu bestehen. Jedenfalls verheißen die nächsten elf Jahre eben so viel, als die verflossenen verhießen.

Es läßt sich indessen nicht verhehlen, daß das Bestehen eines solchen Journals unter den gegebenen Umständen große Schwierigkeiten darbot, und hätte ich alle damit verknüpften Sorgen, Verlegenheiten und Unannehmlichkeiten voraussetzen können, so wäre ich vielleicht vor dem Unternehmen zurückgeschreckt. So wie es jetzt steht, freue ich mich, es begonnen zu haben, und freue mich Alles dessen, was ich für seinen Erfolg und den der Sache, welcher es treulich gewidmet ist, zu leiden gehabt habe. Durch die Entwickelung meiner geistigen Fähigkeiten und die entsprechende Entwickelung meines unterdrückten, getretenen Volkes achte ich mich reichlich für die Zeit, das Geld und die Anstrengungen belohnt, die ich darauf verwandt habe.

Anstatt mein Journal in Boston, inmitten aller meiner Freunde in Neu-England herauszugeben, ging ich des Friedens halber nach Rochester im westlichen Theil des Staates New-York, unter Fremde, wo der Umlauf meines Journals dem Localumlauf des „Liberator“ und „Standard“ keinen Abbruch thun konnte, denn zu jener Zeit war ich hinsichtlich der Antisclaverei-Frage noch der treue Schüler William Lloyd Garrison's und hing vollständig seiner Ansicht in Betreff der Sanction der Sclaverei durch die Constitution der Vereinigten Staaten*) und

*) Garrison nennt die Constitution „a covenant with death and an agreement with hell“ (ein Bündniß mit dem Tod und einen Vertrag mit der Hölle). A. d. Ü.

dem Grundsatz des Nichtstimmens an, dessen bekannter und hervorragender Vertreter er ist. Mit Garrison hielt ich es für die erste Pflicht der nichtsclavenhaltenden Staaten, die Vereinigung mit den Sclavenstaaten aufzulösen, und mein Feldgeschrei war gleich dem seinen: „Keine Vereinigung mit den Sclavenhaltern!“ Mit solchen Ansichten kam ich nach dem westlichen New-York, und vertrat sie während der ersten vier Jahre meiner hiesigen Wirksamkeit mündlich wie schriftlich mit allen Fähigkeiten, die mir zu Gebote standen.

Vor ungefähr sieben Jahren gelangte ich nach einer abermaligen Erwägung des ganzen Gegenstandes zu der Ueberzeugung, daß keine Nothwendigkeit zur Trennung der nördlichen und südlichen Staaten vorhanden sei, daß es kein Theil meiner Pflicht als Abolitionist sei, diese Auflösung zu erstreben, daß die Nichtausübung des Stimmrechts das freiwillige Aufgeben eines rechtmäßigen und wirksamen Mittels zur Abschaffung der Sclaverei sei, und daß die Constitution der Vereinigten Staaten nicht allein keine Sanction der Sclaverei enthielte, sondern im Gegentheil dem Buchstaben wie dem Geist nach der Sclaverei widerspräche und deren Abschaffung als die Bedingung ihres eigenen Bestehens als höchstes Gesetz des Landes verlange.

Diese durchgreifende Veränderung meiner Ansichten konnte nicht fehlen, eine eben solche Veränderung in den durch dieselben bedingten Handlungen zu bewirken. Ich gerieth in Opposition mit Denjenigen, welche früher mit mir übereingestimmt und sympathisirt hatten, und das, was sie als eine große, gewichtige Wahrheit aufstellten, erschien mir jetzt als ein gefährlicher Irrthum. Das Ergebniß war schmerzlich, aber im Lauf der Dinge sehr

natürlich. Meine Freunde, welche keinen ehrlichen Grund sahen, ihre eigenen Ansichten zu ändern, wie ich es gethan hatte, vermochten ebensowenig einzusehen, daß mich solche Gründe bestimmen konnten, und die gewöhnliche Strafe der Abtrünnigen war mein Loos.

Meine früheren Ansichten waren auf sehr natürliche Weise entstanden und auf ehrliche Ueberzeugung gegründet, und meine gegenwärtigen Ansichten haben ebenfalls wenigstens diese Ansprüche auf Achtung. Unmittelbar nach meinem Entkommen aus der Sclaverei kam ich mit einer Secte der Abolitionisten in Berührung, welche die Constitution als die Sanction der Sclaverei betrachten, und da ich ihre Ansichten durch die ganze und gesammte Geschichte jedes Zweiges der Regierung bestätigt fand, war es nicht befremdlich, daß ich die Constitution für das nahm, das ihre Auslegung daraus machte. Sowohl ihr überlegenes Wissen mußte mich bestimmen, ihre Meinung als die wahre anzunehmen, als auch meine eigene Unzulänglichkeit, deren Unrichtigkeit zu beweisen. Ohne die Verantwortlichkeit, welche die Leitung eines öffentlichen Organs, und die Nothwendigkeit, entgegengesetzten Ansichten unter den Abolitionisten in diesem Staat zu begegnen, mir auflegten, würde ich aller Wahrscheinlichkeit nach in meinen Disunionsansichten so fest geblieben sein, als irgend ein anderer Schüler William Lloyd Garrison's.

Meine neuen Verhältnisse nöthigten mich, den ganzen Gegenstand nochmals zu überdenken und dem Ursprung, dem Zweck, der Macht, den Rechten und Pflichten einer Regierung und den Beziehungen, in welchen die Menschen zu ihr stehen, so wie den Gesetzen ihrer richtigen Auslegung nachzuforschen. Durch Nachdenken und Lesen gelangte ich endlich zu dem Schluß, daß die Constitution

der Vereinigten Staaten, eingesetzt um „eine vollständige Vereinigung zu bilden, die Gerechtigkeit zu befestigen, die innere Ruhe zu sichern, für die gemeinsame Vertheidigung zu sorgen, das allgemeine Wohl zu befördern und die Wohlthaten der Freiheit sicher zu stellen,“ nicht wohl zu gleicher Zeit bestimmt sein konnte, ein System des Raubs und Mords, wie die Sclaverei, aufrecht zu erhalten und dauernd zu machen, besonders da in der Constitution kein Wort aufzufinden ist, das diesen Glauben rechtfertigte. Wenn ferner der erklärte Zweck eines solchen Documents die Auffassung aller seiner einzelnen Theile bedingt, wie er unläugbar thun muß, so ist die Constitution unseres Landes unsere Gewährleistung für die Abschaffung der Sclaverei in jedem Staat der amerikanischen Union. Ich beabsichtige jedoch nicht, meine Ansichten zu beweisen, sondern sie nur darzulegen. Die Entfaltung der Beweisgründe für die Unconstitutionalität und die gänzliche Ungesetzmäßigkeit der Sclaverei in unserm Land würde in einem Band wie dieser viele Seiten einnehmen, und da meine Erlebnisse, nicht aber meine Argumente der Gegenstand dieses Buches sind, übergehe ich diese und kehre zu den erstern zurück.

Ich muß in meiner Geschichte um ein Weniges zurückgehen, um wieder einen Faden aufzunehmen, den ich des Zusammenhangs wegen fallen ließ, welcher aber nicht wohl ausgelassen werden kann; dieser Faden ist das amerikanische Farbenvorurtheil in den verschiedenen Phasen und Aeußerungen, in denen ich damit in Berührung kam.

Als ich zuerst mit den Abolitionisten in Neu-England in Verbindung trat und zu reisen anfing, fand ich dies Vorurtheil sehr mächtig und lästig. Die Abolitionisten selbst waren nicht ganz frei davon, und ich sah, daß sie

tapfer dagegen ankämpften. In ihrem Eifer, ihre Verachtung desselben an den Tag zu legen, zeigten sie manchmal, daß sie es noch nicht ganz überwunden hatten, und veranschaulichten durch ihr Benehmen oft das Sprichwort, daß ein Mensch so gerade stehen könne, daß er sich rückwärts lehne. Wenn ich zu mir sagen hörte: „Herr Douglaß, ich werde mit Ihnen nach dem Meeting gehen, ich fürchte mich nicht vor einem Schwarzen,“ konnte ich nicht umhin zu denken: „und warum solltest Du auch?“ zumal ich nichts Fürchterliches in meiner Erscheinung sah. Alle Kinder im Norden glaubten, daß der „schwarze Mann“, nicht aber der Teufel sie holen würde, wenn sie unartig wären, und es bewies einigen Muth in Menschen, welche unter solchen Einflüssen aufgewachsen waren, wenn sie ihre Scheu und Abneigung überkamen.

Vor etwa fünfzehn Jahren wurden fast auf allen Eisenbahnen Neu-Englands besondere Wagen für farbige Reisende gehalten. Da ich der Meinung war, daß dieser Gebrauch dem Kastengeist Nahrung gäbe, machte ich es mir zur Regel, immer in irgend einem andern Wagen Platz zu nehmen. Sobald ich hier saß, konnte ich darauf rechnen, in den „Jim crow car“ gewiesen zu werden, und da ich zu gehorchen verweigerte, wurde ich oft von den Conducteurs und Bremsenmännern gewaltsam von meinem Sitz gerissen, geschlagen und mißhandelt. Eines Tages, als ich von Lynn nach Newlouryport gehen wollte, nahm ich meiner Gewohnheit gemäß in einem der besten Wagen des Zuges Platz. Die Sitze waren reich und üppig. Alsbald machte der Conducteur mir seine Aufwartung und wies mich hinaus, worauf ich ihn nach dem Grund dieser gehässigen Weisung fragte. Nach vielem Hin- und Herreden sagte man mir, es geschähe,

weil ich schwarz wäre. Dies bestritt ich und forderte die übrigen Reisenden auf, meine Behauptung zu bestätigen, aber augenscheinlich waren sie nicht geneigt, sich über einen so zarten Punkt, der eine so feine Unterscheidungsgabe erforderte, zu compromittiren, denn Alle blieben todtenstill. Bald kamen ein halbes Dutzend gemeiner Gesellen von jener Art auf mich los, welche es über sich nehmen würden, einen Bulldogg während des Gottesdienstes aus einer Kirche zu jagen, die mir sagten, daß ich diesen Platz verlassen müßte, oder daß sie mich hinauswerfen würden. Ich verweigerte mich zu entfernen, worauf sie mich am Kopf, am Hals und an den Schultern packten. In Erwartung dessen, was mir bevorstand, hatte ich mich zwischen den Sitzen festgeklammert und ich zweifle nicht, daß diese Hinausmaßregelung der Compagnie wenigstens fünfundzwanzig bis dreißig Dollars gekostet haben muß, denn ich riß Sitze und Lehnen auf. So groß war in Lynn die Aufregung über diesen Vorfall, daß der Superintendent, Herr Stephen A. Chase, Befehl gab, daß die Züge in Lynn nicht anhalten sollten, so lange ich mich dort aufhielt, und diese lächerliche Posse wurde wirklich aufgeführt. Mehrere Tage eilten die Züge durch Lynn ohne anzuhalten. Dieselbe Compagnie, welche einen freien Farbigen von ihren Wagen ausschloß, gestattete nichtsdestoweniger zu der nämlichen Zeit Sclaven, in Begleitung ihrer Herren und Herrinnen, unbelästigt in denselben zu fahren.

Nach vielen Kämpfen mit den Eisenbahnconducteuren, wobei man oft hart genug mit mir verfahren war, wurde die Ausschließung endlich aufgehoben und der „Jim crow car“, zur Erniedrigung der Farbigen eingerichtet, ist nirgends in Neu-England mehr anzutreffen. Dieses

Resultat wurde nicht ohne die Dazwischenkunft des Volks und die Drohung einer gesetzlichen Verordnung erreicht, vermittelst deren die Eisenbahn-Compagnien gezwungen werden sollten, die Rechte der Reisenden zu achten. Charles Francis Adams hat in der gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts vorzüglich zu dieser Veränderung beigetragen, und die farbigen Einwohner jenes Staates sind ihm dafür zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Obgleich ich durch dies Farbenvorurtheil oft verletzt und manchmal seinetwillen mißhandelt worden bin, so hat es mir doch auch manchen Augenblick ruhigen Ergötzens gewährt. Ein halb davon kurirtes Individuum kann manchmal in eine sehr unangenehme Klemme gerathen, besonders wenn ihm zufällig ein ächtes Exemplar der Race ins Haus kommt.

Im Sommer des Jahres 1843 reiste ich mit William A. White durch den Staat Indiana. Die Freunde der Antisclavereisache waren damals in Indiana nicht sehr zahlreich, und Betten waren nicht häufiger als Freunde, und an manchen Orten schliefen wir lieber im Freien, als in den Häusern. Am Schluß einer unserer Versammlungen wurden wir von einem freundlichen alten Farmer eingeladen, welcher in der Begeisterung des Augenblicks vergessen zu haben schien, daß er nur ein übriges Bett hatte, und daß seine Gäste ein schlecht ausgesuchtes Paar waren. Alles ging gut bis zur Schlafenszeit, als sich Zeichen von Unruhe unter den arglosen Söhnen und Töchtern zeigten. White ist eine ungewöhnlich angenehme Erscheinung und augenscheinlich ein geborener Gentleman; der Gedanke, uns in ein und dasselbe Bett zu packen, schien kaum möglich, und dennoch waren wir nun einmal da und nur das eine Bett für

uns, und dies beiläufig in dem von der ganzen Familie bewohnten Zimmer. White und ich sahen die Schwierigkeit wohl, denn dort schliefen die alten Leute, hier die Söhne, etwas weiterhin die Töchter und nur ein Bett war übrig. Wer sollte dies Bett haben? war die schwer zu lösende Frage. Die alten Leute flüsterten, die jungen warfen sich verlegene Blicke zu, als es Zeit wurde, zu Bett zu gehen. Als ich die Verwirrung so lange angesehen hatte, als mir gefiel, erlöste ich die guten Leute, indem ich scherzhaft sagte: „Freund White, da ich mein Farbenvorurtheil ganz überwunden habe, will ich Dir als Beweis dessen erlauben, diese Nacht bei mir zu schlafen.“ White ging auf den Scherz ein und that als wenn er der begünstigte Theil wäre, und somit war die Schwierigkeit beseitigt. Wenn wir in ein Hotel kamen und ein Mittagessen verlangten, so konnten wir darauf rechnen, daß der Wirth einen Tisch für White und einen andern für mich würde decken lassen, da er ihn für den Herrn und mich für den Diener hielt. Gewöhnlich machten die Leute große Augen, wenn wir ihnen befahlen, die Schüsseln alle auf einen Tisch zu stellen. In jenen Tagen schien es seltsam, daß ein Weißer und ein Farbiger friedlich an einem Tisch essen konnten, und in manchen Gegenden gehört ein solcher Anblick noch immer zu den Seltenheiten.

Manche wollen behaupten, daß die weiße Race einen natürlichen, angeborenen, unüberwindlichen Widerwillen gegen dunkelfarbige Menschen hege, und es giebt sehr aufgeklärte Farbige, welche glauben, daß sie wirklich nur ihrer Farbe wegen zurückgesetzt würden. Sie sind der Meinung, daß sie ihrer Farbe nach angeschlagen würden, und daß die Weißen dunkle Menschenracen oder Menschen

der afrikanischen Race überhaupt nur mit Abneigung betrachten könnten. Meine Erfahrungen, ernste wie heitere, widersprechen dieser Behauptung. Indem ich alle ernsten Thatsachen für den Augenblick aus dem Spiel lasse, will ich nur ein paar Züge anführen, welche eine Eigenthümlichkeit des amerikanischen Charakters wie des amerikanischen Vorurtheils schlagend veranschaulichen. Vor wenigen Jahren fuhr ich von Albany nach Boston. Der große Wagen war mit Passagieren gefüllt, und der Platz neben mir war der einzige unbesetzte. Auf jeder Station kamen neue Passagiere hinzu, welche alle, wenn sie zu dem Platz neben mir gelangten, einen verächtlichen Blick darauf warfen, dann in einen andern Wagen schritten und mir somit die alleinige Benutzung eines ganzen Sitzes überließen. Eine Zeit lang mußte ich glauben, daß meine Anwesenheit dem Vortheil der Eisenbahncompagnie Abbruch thäte, aber bald trug sich ein Umstand zu, der mir auf einmal eine höhere Stellung verlieh. Unter den Passagieren dieses Zugs befand sich der Gouverneur George N. Briggs. Ich kannte ihn nicht und ahnte auch nicht, daß er mich kenne. Bekannt war ich ihm indessen, denn als er mich bemerkte, verließ er seinen Platz, und auf mich zukommend bat er mich artig, neben mir Platz nehmen zu dürfen. Er stellte sich mir vor und bald waren wir in einer angenehmen und interessanten Unterhaltung begriffen. Jetzt kam der verschmähte Sitz auf einmal zu Ehren; Seine Excellenz hatte das Vorurtheil gegen den Platz an der Seite eines Negers beseitigt, und als er in Pittsfield den Zug verließ, fanden sich wenigstens zwölf Bewerber dafür. Ohne meine Haut nur um eine Schattirung heller zu machen, hatte der Gouverneur den Platz zu Ansehen gebracht, der zuvor so verächtlich schien.

Ein ähnlicher Vorfall begegnete mir einmal auf der Boston- und New-Bedford-Eisenbahn, und die Hauptperson, Oberst John Henry Clifford, ist seitdem Gouverneur des Staates Massachusetts geworden. Meine ganze Bekanntschaft schrieb sich von dem ersten Winter seit meiner Flucht aus der Sclaverei her, als ich sein bezahlter Diener war, und ich bin ihm schuldig zu bemerken, daß ich ihn in dieser Beziehung immer freundlich und rücksichtsvoll gefunden habe. Doch zu dem Vorfall! In Boston hatte ich einen Wagen bestiegen, in dem nur noch ein einziger Platz frei war, so daß ich entweder diesen einnehmen, oder während der Fahrt nach New-Bedford stehen mußte. Da ich dazu keine Lust hatte, ging ich auf den Mann zu, welcher den Platz diesem zunächst einnahm und einige Packete neben sich liegen hatte, und bat ihn freundlich, mir zu gestatten, neben ihm Platz nehmen zu dürfen. Mein Reisegefährte warf mir einen Blick des Vorwurfs und der Empörung zu, und fragte, warum ich es gerade auf diesen Platz abgesehen hätte. Ich erwiederte ihm aufs freundlichste, daß dies der einzige Sitz sei, wo noch Platz für mich wäre. Als er sah, daß ich wirklich im Begriff war, mich neben ihn zu setzen, rief er aus: „O halt, halt! lassen Sie mich erst heraus!“, und dem Wort die That hinzufügend, sprang der erregte Mann auf und eilte ans andere Ende des Wagens, wo er genöthigt war, während des größern Theils der Fahrt zu stehen. Ungefähr auf dem halben Weg nach New-Bedford erkannte Oberst Clifford mich, verließ seinen Sitz, und da er mich nicht wieder gesehen hatte, seitdem ich aufgehört hatte, ihm zu dienen (in allen Stücken, ausgenommen in harten Argumenten gegen seine der Sclaverei freundliche Stellung), begrüßte er mich

mit der Herzlichkeit eines alten Freundes. Diese Demonstration ging nicht für den Herrn verloren, dessen Würde ich eine Stunde zuvor so schwer beleidigt hatte. Oberst Clifford galt für den größten Aristokraten in Bristol County, und es war klar, daß an mir selbst Etwas sein mußte, weil ein so hochstehender Mann mich sonst nicht auf diese Weise beachtet haben würde. Jedenfalls sah ich mich, als Oberst Clifford mich verlassen hatte, von Freunden umgeben, und vornan stand mein beleidigter Freund mit einer Entschuldigung für seine Rohheit, der ich nicht widerstehen konnte, obgleich sie eine der lahmsten war! die je gemacht wurden. Nach solchen Erfahrungen — und ich habe deren viele gemacht, bin ich geneigt zu glauben, daß Hochmuth und Herkommen die hauptsächlichen Ursachen der Behandlung sind, welche den Farbigen gewöhnlich in den Vereinigten Staaten zu Theil wird. Ich hörte einmal einen sehr häßlichen Mann, welcher schielte, und auch in anderer Beziehung ungeschickt genug zusammengesetzt war, sagen, daß er ein hübscher Mann sein würde, wenn die öffentliche Meinung sich einmal änderte.

Seitdem ich ein der Sache der Freiheit und des Fortschritts gewidmetes Journal redigirt und herausgegeben habe, richtete ich meine Aufmerksamkeit mehr auf den Zustand und die Verhältnisse der freien Farbigen, als ich thun konnte, so lang ich der Agent einer Abolitionsgesellschaft war. Das Resultat war eine entsprechende Veränderung in der Anwendung meiner Zeit und Kräfte. Ich habe es als einen Theil meines Berufs betrachtet, meine schwarzen Brüder in diesem Land zu überzeugen, daß trotz der tausendfältigen Entmuthigungen und der großen Hindernisse, welche sich ihnen hier entgegenstellen, trotz der mit Blut geschriebenen Geschichte Afrikas und

seiner Kinder, von denen wir abstammen, trotz der Wolken und der Finsterniß, welche sie jetzt umgeben, der Fortschritt dennoch möglich ist, daß noch ein klarer Himmel einst über ihrem Pfad leuchten, und Aethiopien sich einst noch erheben wird.

In der Ueberzeugung, daß die Erhebung und der Fortschritt der freien Farbigen im Norden eins der wirksamsten Mittel zur Beförderung der Emancipation der Sclaven im Süden ist, werde ich in der Zukunft fortfahren, wie ich es bisher gethan habe, die moralische, sociale und intellectuelle Erhebung der freien Farbigen zu erstreben, und weder meinen eigenen niedrigen Ursprung vergessen, noch jemals, so lang ich die Fähigkeit dazu besitze, verweigern, meine Stimme und Feder dem großen Werk der allgemeinen und unbedingten Emancipation meiner ganzen Race zu leihen.

